his z
j 590

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

W IV.

DÜSSELDORFER GESCHICHTS-VEREIN

Jahrbuch

des

Vereins für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark

verbunden mit dem

Märkischen Museum zu Witten.

---

20. Jahrgang 1905—1906.

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

F. W. Aug. Pott.

Witten a. d. Ruhr, im Juni 1907.

78/17.496

Für die Originalbeiträge sind die Verfasser derselben verantwortlich.

Märkische Druckerei und Verlags-Anstalt Aug. Pott.
Witten a. d. Ruhr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

02
hisz
j 590
D. G. V. W IV, 1
Ko
020/ 39.G. 1328

Inhaltsverzeichnis

des XIX. Jahrganges (1905—1906).

		Seite
I.	Vereins-Vorstand und Verwaltungsrat des Märkischen Museums in Witten.	1— 16
II.	Bericht des Vorstandes des Vereins für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark. Von Fr. Wilh. Aug. Pott.	17— 20
III.	20. Jahresbericht über den Stand und die Angelegenheiten des Märkischen Museums zu Witten. Von Oberlehrer Dr. Arnold.	21— 23
IV.	Verfassungskämpfe und Verfassungsfragen. Von H. Esser, Elsey.	24— 53
V.	Der Altenaer Burgbau. Von Professor Brandstäter.	54— 71
VI.	Das Zunftwesen im alten Iserlohn. Von Uhlmann-Bixterheide.	72— 77
VII.	Johann Sporck. Von Uhlmann-Bixterheide.	78— 85
VIII.	Dietwald Vrischemai. Von Wilhelm Wilms.	86— 93
IX.	Wilhelm Wilms und seine Dichtung Dietwald Vrischemai. Von Ludwig Schröder.	94—103
X.	Soest-Nummer der Halbmonatschrift Niedersachsen.	104—106
XI.	Die Entstehung der Sprache im Lichte der Biologie. Von Professor Brandstäter.	107—217
	1. Namenforschung und Etymologie müssen nicht apriorisch, sondern biologisch betrieben werden.	107
	2. Die Entwickelungslehre.	108
	3. Rassen und Ursprachen.	110
	4. Sprachpsychologie. Sprache und Menschentum.	112
	5. Stellung der sprachwissenschaftlichen Litteratur zu der Entstehung der Sprache.	114
	6. Stimmen aus der sprachphilosophischen Litteratur und kritischer Übergang.	117
	7. Die Entstehung der Sprache. Vorbemerkungen.	120
	8. Das biogenetische Grundgesetz in der Sprache. Kind und Menschheit.	121
	9. Der Tiermensch. Der Urmensch. Verständigung durch Zeichen, Gebärden, Lärmlaute, Mundlaute in Form von Wildlauten.	123
	10. Die Empfindungslaute.	127
	11. Die Nachahmungslaute.	129
	12. Zusammenfassung und Übergang. Die Edellaute: a) Empfindungslaute = Klanglaute (Vokale) = Daseinslaute; b) Nachahmungslaute = Geräuschlaute (Konsonanten) = Bestimmungslaute.	133
	13. Sprachlaute und Sprachlauttypen. Die Sprachphysiologie oder Phonetik. Lautsysteme. Die Sprachbiologie und ihr natürliches, durch den Wirbel der Weltlebenskraft entstandenes Lautsystem.	135

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

14. Die Wirbelnatur der Weltlebenskraft. 137
15. Kosmische Wirbelkraft. Die centripetale und die centrifugale Wirkung des Wirbels führen zur Eigenart und zur Neuschöpfung. Die tellurische Wirbelkraft. Die organische Wirbelkraft in der Entwickelung der Arten bis zum Menschen. 138
16. Der Wirbel der Weltkraft in den Bewegungen der Völker, in dem geistigen Leben der Menschheit, besonders in den höchsten Sphären desselben, in Kunst, Philosophie Glauben. 145
17. Der Wirbel der Weltkraft in der Sprache. Von der urasischen Bildungsvölkergruppe werden Chinesisch, Turanisch, Aegyptisch, Semitisch, Indogermanisch abgeschleudert. 147
18. Wirbelbewegung der Weltkraft in einzelnen Sprachen, z. B. im Griechischen. Wirbelbewegung der Weltkraft im Germanischen. Heimat und Züge der Indogermanen und der Germanen (Südsibirien). Ostgermanen, Nordgermanen, Westgermanen. 151
19. Politische und sprachliche Wirbelbewegungen unter den Westgermanen bis zur Frankenherrschaft. Die deutschen Stämme und die Stammsprachen. Die neuhochdeutsche Schrift- und Gesamtsprache. Sprachgeschichtliche Neubildungen. 155
20. Wirbelbewegung im inneren Leben der deutschen Sprache. Beispiel: Die beiden Lautverschiebungen. . . . 157
21. Entwickelung des natürlichen Lautsystems. Der Wirbel der Klanglaute. Die Halbvokale. 159
22. Die Geräuschlaute. Der Wirbel der Lippenlaute. Der Wirbel der Nasenlaute. 168
23. Der Wirbel der Zungen-Zahnlaute. Der Wirbel der Kehl- und Gaumenlaute. Der Wirbel der Zitterlaute. Schema des natürlichen Lautsystems. . . . 175
24. Neue Wirbel-Entwickelungen. Neulaute. . . . 189
25. Die Urwurzeln. Bedeutungswandel.
    a) Die zweilautigen Grundwurzeln. 190
26. b) Die zweilautigen Negativwurzeln und die zweilautigen Gegenwurzeln (kontradiktorische und konträre Wurzeln). 193
27. c) Altersschichtungen. Ein- und zweilautige Neutralwurzeln. Dreilautige und mehrlautige Neuwurzeln. Schluß.*) . . . . . 212—217

XII. Bücherschau. Von Professor Brandstäter. . . 218—221

---

*) Die südwestfälischen Ortsnamen, deren natürliche Erklärung durch vorstehende Abhandlung begründet werden sollte, sind vielfach bereits an verschiedenen Stellen derselben besprochen. Für eine vollständige Zusammenstellung bleibt leider diesmal kein Raum. Eine solche wird der nächste Jahrgang des Jahrbuchs bringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Den Vereins-Vorstand

bildeten im Jahre 1905/1906 folgende Herren:

Friedrich Soeding, Fabrikbesitzer, Vorsitzender
Prof. Emil Brandstäter, Oberlehrer, stellv. Vors.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Prozeßagent, Schriftführer
Dr. Wilh. Arnold, Oberlehrer, Museumsverwalter
Th. Kettler, Sparkassen-Rendant, Kassenführer
Dr. Gustav Haarmann, Ober-Bürgermeister
Friedr. Lohmann, Fabrikbesitzer
Dr. med. G. Gordes, Sanitätsrat
Prof. Dr. Ad. Hof, Oberlehrer
Stadtrat Wilh. Dönhoff, Bierbrauereibesitzer
Heinrich Schwabe, Rechnungsführer
Gust. Brinkmann, Fabrikbesitzer
} in Witten.

Fritz Frieg, Amtmann a. D. in Krukel.
Königlicher Landrat Gerstein
Dr. med. Karl Faber
} in Bochum.
Wilh. Golte, Oekonom in Bommern.
Direktor Dietrich Friemann, Witten.
Meesmann, Ehren-Amtmann in Herbede.
Bergassessor Kleine, in Witten.
Königlicher Oberregierungsrat Karl Spude in Witten.

II. Der Verwaltungsrat

für die Angelegenheiten des Märkischen Museums.

bestand aus den Herren:

Fr. Soeding, Fabrikbesitzer in Witten.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Prozeßagent in Witten.
Fritz Frieg, Amtmann in Krukel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Ordentliche und außerordentliche Mitglieder.

Albringhausen Post Bommerholz.

1. Schwerter, Lehrer.

Almerfeld bei Alme.

2. Dönhoff, Paul.

Altenahr a. d. Ahr.

3. Boeder, Jos.

Altendorf.

4. Geck, H.
5. Dr. Mölleney, W., Arzt.

Altendorf (Rheinland).

6. Funke, Walter, Bahnhofsrestaurateur.

Annen.

7. Abé, Rich., Fabrik-Direktor.
8. Baltes, C., Grubenverwalter a. D.
9. Bonnermann, W., Gutsbesitzer.
10. Craemer, H., Rentner.
11. Drees, Amtmann.
12. Günedler, Prokurist.
13. Dr. Hügemeier, Arzt.
14. van Kempen, Rentmeister.
15. Knapmann, Herm., Fabrikbesitzer.
16. Koenig, Rud., Ortsvorsteher.
17. Maiweg, W., Bauunternehmer.
18. Dr. med. Reschop, Sanitätsrat, Ww.
19. Dr. med. Richter, Arzt.
20. Ruhfus, Prokurist.
21. Schulte-Wullen, Gutsbesitzer zu Wullen.
22. Seidel, Oswald, Zechenbeamter.
23. Trappmann, Rektor.
24. Tellerin, Karl, Kaufmann.
25. Weber, Herm., Apotheker.
26. Würkert, Sparkassen-Rendant.

Arnsberg.

27. Dr. Dumdey, Regierungs- u. Schulrat.
28. Oberschulte, Bergrat.
29. Spude, Geh.-Reg.-Rat.

Auf dem Schnee.

30. Schulte-Munkenbeck, E.

Barop.

31. Sattelmacher, Th.

Barmen.

32. Luhn, Aug., Seifenfabrikant.
33. Schütte, Georg, Fuhrunternehmer.

Berlin.

34. Dr. Lorch, Oberlehrer.

Berncastel Cues.

35. Dr. von Sobbe, Ger.-Assessor.

Blankenstein.

36. Gethmann, C., Rentner.
37. Nagel, Direktor.
38. Petring, H., Hotelbesitzer.
39. Puth jun., H., Fabrikbesitzer.
40. Engels, Direktor auf Zeche Blankenburg.

Bochum.

41. Dr. Baare, Wilh.
42. Bochumer Anzeiger und General-Anzeiger.
43. Borbet, Kaufmann.
44. Burgdorf, H., Restaurateur.
45. Diekamp, Rechtsanwalt.
46. Eickhoff, Gebr.
47. Dr. med. Faber.
48. Franken, Karl, Kunstschmiedewerk.
49. Füßmann, Adolf.
50. Gellhorn, Werner.
51. Gerke, Anton, Dachdeckermeister.
52. Gerstein, Knappschafts-Direktor.
53. Gerstein, Königlicher Landrat.
54. Gymnasium.
55. Haarmann, Fr. Spark.-Rendant.
56. Herbst, Stadt-Rendant.
57. Hünnebeck, Rechtsanwalt.
58. Kerper, Fr., Rektor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

59. Köllermann, L.
60. Lange, E.
61. Dr. Löbker, Professor.
62. Maaß, Ingenieur.
63. Möller, Hch., Markscheider.
64. Neumann, Fr., Stadtbaumeister.
65. Ostermann, Chr., Kaufmann.
66. Ostermann, Amtsgerichtsrat.
67. Reinshagen, Aug., Fabrikbesitzer.
68. Roemer, Rechtsanwalt.
69. Robert, Architekt.
70. Rummeld, Lehrer.
71. Schlüter, E., Rektor in A.-Bochum.
72. Schmalhorst, Aug.
73. Schulte, Stadtchemiker.
74. Schulte-Oestrich, H.
75. Schürmann, Wilh.
76. Seippel, Wilh., Kaufmann.
77. von Sobbe, Königl. Ober-Bergrat.
78. Stegmann, Carl.
79. Thems, Wilh.
80. Velten, Fr., Restaurateur.
81. Wiesenbrock, Direktor.

Bodelschwingh.

82. von Bodelschwingh, Graf.

Bommern.

83. Barry, Leonh., Kaufmann.
84. Brinkhoff, Emil.
85. Golte, W., Oekonom.
86. Dr. med. Kolbe, Arzt.
87. Kozlowsky, B., Ww. gb. Ruhrmann.
88. Lohmann, W., Gutsbesitzer.
89. Schulte, A.
90. Schulze, Wilh., Wirt.
91. Schweißfurth, Rektor.

Bonn-Endenich.

92. von Hymmen, Geh. Reg.-Rat.

Boppard a. Rhein.

93. Keller, W., Apotheker.

Breckerfeld.

94. Steinbach jun., E., Kaufmann.

Brünninghausen.

95. Freiherr von Romberg.

Cabel i. Westf.

96. Klagges, W., Fabrikant.

Camen.

97. Funke, Bergrat.

Charlottenburg.

98. Rüping, Max.

Cöln a. Rh.

99. Dr. jur. Gust. von Mallinkrodt.

Crengeldanz.

100. Flottmann, D., Kaufmann.

Crone.

101. Wahmann, Hch., Bäckermeister.

Dahlhausen.

102. Hellermann, Carl, Steiger.
103. Hilgenstock, G.
104. Falke, Amtmann.

Derne.

105. Faust, Markscheider.

Dortmund.

106. Alfermann & Schweigmann.
107. Barrich, Fritz, Lehrer.
108. Brügmann.
109. Crüwell, W.
110. Funcke, Fr., Apotheker.
111. Dr. Gottschalk, Justizrat.
112. Haarmann, Geheimer Justizrat.
113. Kleine, Stadtrat.
114. Reinhardt, Direktor.
115. Rose & Cie.
116 Freiherr von Rynsch, Geheim-Rat.
117. Schmieding, Oberbürgermeister, Geheim-Rat.
118. Möllenkamp, W., Kaufmann.
119. Stade, Hch.
120. Springorum, Direktor.
121. Weischede & Scherrer.
122. Wenker, Hch.
123. Wiskott, W., Bankier.

Düren.

124. Düren, Hch., zu Düren, Ww.
125. Schulte-Steinberg, Hugo.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Düsseldorf.

126. de Myn, August, Scheibenstr. 24.
127. Grevel, Wilh., Rentner.
128. Natorp, Rentmeister a. D.
129. Wever, Paul, Ingenieur, General-Vertreter.

Eickel.

130. Daniels, Pfarrer und Superintendent.
131. Engeling, Pfarrer.
132. Hülsmann, H.
133. Thiemann, H.

Elberfeld.

134. Schulte, Ober-Inspektor.

Engers.

135. Baumann, Alfr., Bahnhofs-Restaurateur.

Esborn.

136. Schulte-Rahde, Gutsbesitzer.

Essen a. d. Ruhr.

137. Dr. Arnold, Oberlehrer.

Frielinghausen.

138. Oberste-Frielinghaus, F. W.

Gelsenkirchen.

139. Althoff, Wilh.
140. Heß, Rechtsanwalt.
141. Dr. med. Limpker, Kreisphysikus.
142. Vogelsang, Wilh.
143. Dr. Wallerstein, Augenarzt.

Gevelsberg.

144. Bröcking, Carl.
145. Dr. med. Bröcking, Hans, Arzt.
146. Bröcking, J. H.
147. Drevermann, Herm., Wwe.
148. Huth, Herm., Fabrikbesitzer.
149. Knippschild, Fr, Bürgermeister.
150. Zündorf, Aug., Brauereidirektor.

Graefelfing bei München.

151. Reese, Herm., cand. pharm.

Grundschöttel.

152. Feldhaus, Fr.
153. Müller, Jul.
154. Quast, Wilh., Wwe.
155. Rüping, G.
156. Schüttler, Wwe.

Hagen i. W.

157. Altenloh, Fabrikbesitzer.
158. Birk, C. L., Kaufmann.
159. Eicken, Ewald, Kommerzienrat.
160. Funke jun., Wilh., Kaufmann.
161. Halbach & Möller.
162. Hartmann, Landrat.
163. Dr. med. Hiltrop, Arzt.
164. Kerkhoff, Gust., Kaufmann.
165. Dr. Lohmann, Justizrat.
166. Sanitätsrat Dr. Maiweg, Augen-Arzt.
167. Perker, Wilh., Kaufmann.
168. Peters, Louis, Kaufmann.
169. Post, Alex, Fabrikbesitzer.
160. Proll, C., Fabrikbesitzer.
171. Putsch, Herm., Fabrikbesitzer.
172. Schemmann, Emil, Apotheker.
173. Soeding, Ernst, Fabrikant.
174. Stapelmann, C., Kaufmann.
175. Stern, Leffmann, Bank-Direktor.
176. Voormann, C., Fabrikbesitzer.
177. Zur Nedden, Gerichtsrat auf Haus Callenberg.

Hamborn b. Ruhrort.

178. Sest, Adolf, Apotheker.

Hamm i. W.

179. Servaes, Hugo, Direktor.
180. Vogel, Adolf, Oststr. 65.

Haspe.

181. Lange, Gust., Wwe.
182. Dr. med. Reismann, Sanitätsrat.

Hattingen.

183. Florschütz, Landrat.
184. Hundt, C., sel. Wwe.
185. Meierpeter, Pfarrer und Superintendent.
186. Hemke, Aug., Fabrikbesitzer.

Haus Ruhr b. Schwerte.

187. Frhr. v. Rheinbaben, Major a. D.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haus Schede b. Wetter.

188. Frau Wwe. P. Harkort.

Herbede.

189. Brinkmann, Fr., Bierbrauereibesitzer.
190. Hengstenberg, Fr.
191. Koenigs, Adolf, Apotheker.
192. Lohmann, Ernst, Fabrikbesitzer.
193. Meesmann, C., Ehren-Amtmann.
194. Stratmann-Voeste, Fr.
195. Buschmann, Otto, Gutsbesitzer zu Kleinherbede.

Herdecke.

196. Buchwald, Egon, Fabrikbesitzer.
197. Eckardt, Emil, Fabrikant.
198. Grave, Ferd., Brauereibesitzer.
199. Grave, Justus.
200. Knapmann, Eugen, Rentner.
201. Schütte, Pfarrer.

Herne.

202. Dickmann, Rechtsanwalt.
203. Dickerhoff, W., Direktor.
204. Halbach, Fr., Buchdruckereibesitzer.
205. Koester, Fr., Rendant.
206. Schäfer, Bürgermeister.
207. Schlenkhoff, L.
208. Dr. Schulte vom Esch.
209. Dr. Vogeler, Baukau-Herne.

Heven.

210. Lapp, Hauptlehrer.
211. Schulte-Ostermann, A., Gutsbesitzer.
212. Dr. med. Straube, A., Arzt.

Hohenlimburg.

213. Boecker jun., Phil., Fabrikbesitzer.
214. Karl Brandt W. Sohn, Schulstraße 14.

Hombruch.

215. Dr. Bolte, Arzt.

Horchheim bei Coblenz.

216. Schmidt, Carl Fr.

Hordel b. Bochum.

217. Dr. Haarmann gut. Spickmann.
218. Hiddemann, Landwirt.
219. Windmöller, Berg-Assessor.

Horst a. d. R.

220. Dammer, Hch.

Iserlohn.

221. Breuer sen., Aug., Fabrikant.
222. Dr. Breuer, Fabrikant.
223. Kirchhoff, Friedr., Fabrikant.
224. Kreisausschuß.
225. Rüsch jun., W.
226. Schmöle, Aug., Kommerzienrat.
227. Vormann, Adolf.
228. Weydekamp, Alexander.

Kaltenhardt.

229. Bockholt, Diedr., Oekonom.
230. Uehlendahl, A., Obersteiger.

Kirchen a. d. Sieg.

231. Stein, Otto, Fabrikbesitzer.

Krukel.

232. Frieg, H., Ehren-Amtmann.

Kückelhausen b. Haspe.

233. Peters, Wilh., Fabrikant.

Laer.

234. Bonnermann, W.

Langendreer.

235. Beckhaus, Betriebsführer.
236. Gimmerthal, F. A., Buchhändler.
237. Grügelsiepe, Pfarrer.
238. Haarmann, Georg, Metzgermeister.
239. Dr. med. Klostermann.
240. Krebber, Rektor.
241. Landgrebe, Pfarrer.
242. Maiweg, Fr. W., Bauunternehmer.
243. Dr. med. Maiweg.
244. Rösch, Lehrer.
245. Schulte-Frenking, Ww.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Langerfeld.

246. Goebel, Herm.
247. Henkels, Alb., Fabrikant.
248. Henkels, Ernst, Kaufmann.
249. Wülfing, Otto, Kaufmann.

Letmathe.

250. Hassel, Karl, Fabrikant.

Linden.

251. Ernst, H., Apotheker.
252. Dr. Krniger, Arzt.
253. Dr. Möller, Arzt.
254. Moll, Herm., Wirt.

Linz a. Rh.

255. Seegner, Fr.

Lüdenscheid.

256. Dr. jur. Schmalenbach, Rechtsanwalt und Notar.

Lünen a. d. L.

257. Potthoff, Fabrikbesitzer.

Lütgendortmund.

258. Holtemeyer, J., Bauunternehmer.
259. Westermann, Ehren-Amtmann.

Marburg a. d. Lahn.

260. Seippel, Max, Rentner.

Milspe.

261. Dr. med. Knapmann, Arzt.
262. Wellershaus, Alb., Fabrikbesitzer.

Madras.

263. Gerdes, Alb., Konsul.

Münster.

264. Kreft, E., Fabrikbesitzer.
265. Schulte, Ed., stud. jur. et arch. Breitegasse 50.

Niederwenigern.

266. Schulte, Carl.

Paderborn.

267. Holtgreven, Domkapitular.
268. Dr. Schulte, Theologieprofessor, Klingelgasse 1.

Querenburg.

269. Schulte-Overberg, Brennereibesitzer.

Rastenburg.

270. Pieper, Bürgermeister.

Reading (Pensylvanien).

271. Kraemer, L.

Remscheid.

272. Spennemann, Emil.

Riemke.

273. Schulz, G.

Röhlinghausen.

274. Behmer, Gemeinde-Vorst. a. D.

Schalke.

275. Franken Herm., Landtagsabgeordneter, Fabrikbesitzer.
276. Dr. med. Schürmeyer, Augenarzt.

Schwelm.

277. Haarmann, Brauereibesitzer.
278. Sternenberg, W., Fabrikbesitzer.

Schwerte.

279. Barkhausen, Rechtsanwalt.
280. Dr. Munkenbeck, Arzt.
281. Neuhaus, Tierarzt.
282. Plaßmann, Lehrer.
283. Rohrmann, Bürgermeister.

Somborn.

284. Ehmann, W., Bauunternehmer.

Sprockhövel.

285. Kuhlmann, H., Apotheker.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Steinhausen.

286. Dünkelberg, W., Rittergutsbesitzer.

Stockum.

287. Beckhoff, Wilh., Landwirt.
288. Gröpper, W., Landwirt.
289. Grünewald, Hauptlehrer.
290. Ostermann, H.

Straßburg.

291. Berger, Martin, Schriftsteller.

Ueckendorf.

292. Dr. Wirth.

Volmarstein.

293. Schroeder, Aug., Fabrikant.

Vorhalle.

294. Bröcking, Carl.
295. Düllmann, A.
296. Hülsberg, H.

Wannen.

297. Winkelmann, A., Oekonom.

Wattenscheid.

298. Dr. Bonnin, L., Arzt.

Weitmar.

299. von Bersword-Wallrabe, Freiherr und Königl. Kammerherr.
300. Goecker.
301. Menniger, B., Bauunternehmer.
302. Dr. med. Wefelscheidt, Arzt.

Wengern.

303. Hölscher, C., Apotheker.
304. Lind, Otto, Gutsbesitzer.
305. Steffen, H., Gastwirt.

Wesel.

306. Schubert, August, Rentner.

Westhofen.

307. Falkenberg, Pfarrer.
308. Dr. med. Klug, W., Arzt.

Werne.

309. Kumpmann, C.
310. Luther, Pastor.

Wetter.

311. Blank, Jul., Wwe.
312. Blank, H., Kaufmann.
313. Bönnhoff, Emil, Kaufmann.
314. Buschmann, Rud., Bauunternehmer.
315. Goecker, Pfarrer.
316. Gravemann, Kommerzienrat.
317. Hengstenberg, Pfarrer.
318. Schemmann, Gust., Wirt.
319. Vorsteher, G., Kommerzienrat.

Wickede-Asseln.

320. Dr. Middelschulte, Arzt.

Wiemelhausen.

321. Althüser, Pfarrer.

Wiesbaden.

322. Wortmann, C., Rüdesheimerstr. 2

Wilhelmshafen.

323. Hirsch, Fritz, Oberlehrer.

Winz.

324. Engelhardt, Bauinspektor.

Witten.

325. Albert, Aug., Kaufmann.
326. Albert, F. W., Kaufmann.
327. Albert, W., Wwe.
328. Allendorff, H., Rechtsanwalt.
329. Althoff, Ingenieur.
330. Bach, A., Apotheker.
331. Balz, C., Lehrer.
332. Bansberg, B., Juwelier.
333 Barth, Hch.
334. Dr. med. Behm, Arzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

335. Baxter, Ferd., Reisender.
336. Berger Carl, Kaufmann.
337. Berkermann, W., Kandidat.
338. Berlemann, Rud., Kaufmann.
339. Bolderink, H., Wirt.
340. Bremme, Professor.
341. Bitter, Betriebsführer.
342. Blank, G., Kaufmann.
343. Blennemann, G., Uhrmacher.
344. Blumberg, Fr., Buchhalter.
345. Boeckmann, Lehrer.
346. Dr. med. Böheimer, Arzt.
347. Bohde, L., Metallgießereibesitzer.
348. Borgmann, Fr., Gastwirt.
349. Bormann, Adolf, Kaufmann.
350. Bormann, Herm. Buchhändler.
351. Born, J. H., Wwe.
352. Dr. med. Boshamer, Arzt.
353. Bottermann, jun., G. Brennereibesitzer.
354. Bottermann, Otto, Kaufmann.
355. Brabänder sen., Fr., Rentier.
356. Brabänder jun., Fr., Brodfabrik.
357. Brand, Gust., Fabrikant.
358. Professor Brandstäter, Oberlehrer.
359. Bredt, Victor, Fabrikbesitzer.
360. Brenscheidt, Otto, Architekt.
361. Bringewald, H., Buchdruckereibesitzer.
362. Brinkmann, A., Rentner.
363. Brinkmann jun., G., Fabrikbesitzer.
364. Brockhusen, Apotheker.
365. Brodt, Carl, Kaufmann.
366. Brodt, Wilh., Wirt.
367. Dr. med. Broer, Arzt.
368. Buchholz, Gust., Kaufmann.
369. Buchthal, S., Kaufmann.
370. Bullmann, Schlachthof-Inspektor.
371. Bürhaus, H., Kaufmann.
372. Buse, Wilh., Geschäftsreisender.
373. Cron, F., Drogist.
374. Le Claire, August, Goldschmied.
375. Le Claire, Louis, Kaufmann.
376. Cordes, Adolf, Kaufmann.
377. Däche, Architekt.
378. Dahlhaus, Fr., Kaufmann
389. Dahlmann, Adolfine, Lehrerin.
380. Dahms, Otto, Gärtner.
381. Deppe, Pfarrer.
382. Dönhoff, Herm., Bierbrauereibesitzer.
383. Dönhoff, Wilh., Bierbrauereibesitzer und Stadtrat.
384. Dreyer, Louis, Kaufmann.
385. Dressen, Molkerei-Inspektor.
386. Dünnebacke, Wwe., Hotelbesitzerin.
387. Eckardt, Carl, Kaufmann.
388. Ehrmann, Ferd., Stadtrentmeister.
399. Eichengrün, S., Kaufmann.
390. Eichhorst, Fr. Schuhmachermeister.
391. Eicke, Adolf, Gärtner.
392. Engelhardt, Direktor der Märkischen Bank.
493. Erner, Bernh., Rechnungsrat.
494. Fahrwinkel, Aug., Fabrikant.
495. Fahrwinkel, Otto, Metzgermeister.
496. Falkenroth, Fr., Lademeister.
497. Fautsch, Justizrat.
498. Fischer, Aug., Kaufmann.
499. Dr. Flehinghaus, Amtsrichter.
400. Foerst, Max, Gerichts-Assessor.
401. Frank, Joh., Schneidermeister.
402. Franke, Ernst, Director.
403. Franzen, Carl, Architekt.
404. Freisewinkel, Lehrer.
405. Freese, Friedr., Selterswasserfabrikant.
406. Friemann, Direktor.
407. Frielinghaus, Amtmann.
408. Funke, E., Wirt.
409. Fügner, C., Hauptlehrer.
410. Gallade, W., Kaufmann.
411. Gelbke, Aug., Schreinermeister.
412. Gerling, Th., Oekonom.
413. Gloy, Hch. Kunstgewerbl. Atelier.
414. Goebel, Fr., Hofphotograph.
415. Gerhardts, Louis, Stuckateurmeister.
416. Geyer, Alfred, Fabrikant.
417. Goyert, Hch., Lehrer.
418. Dr. med. Gordes, Sanitätsrat.
419. Graefe, Carl, Kaufmann.
420. Graefe, H. L., Weinhändler.
421. Graefe, Rud., Buchhändler.
422. Grünewald, Paul, Architekt.
423. Gutzmann, D., Professor.
424. Haarhaus jun., J. P.
425. Dr. Haarmann, Gust., Oberbürgermeister.
426. Haarmann, Georg, Rentier.
427. Hackländer, Wilh., Kaufmann.
428. Hager, Herm., Lederhändler.
429. Hahne, Fr., Pfandleiher.
430. Hanf, Moritz, Rentner.
431. Haren, G., Lehrer.
432. Harßewinkel, Rechtsanwalt.
433. Hasse, Lehrer.
434. Heetkamp, Hch., Klempnermeister.
435. Hehr, A. Königl. Eis.-Stat.-Vorsteher I. Cl.
436. von der Heide, Emil, Bankier.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

437. Heidmann, Gust., Polizei-Inspektor.
438. Hemmer, Carl, Kaufmann.
439. Hemsoth, Alb., Fuhrunternehmer.
440. Hemsoth, Wilh., Wwe.
441. Hengsbach, Hch., Kaufmann.
442. Henke, Carl, Civil-Ingenieur.
443. Hoffmann, Aug., Unternehmer.
444. Herzstein, Isidor, Kaufmann.
445. Herzstein, Josef, Kaufmann.
446. Hirsch, Carl, Kaufmann.
447. Hirse, Hch., Anstreichermeister.
448. Hochkeppel, Hermann, Kaufmann.
449. Hömberg, Heinrich, Kaufmann.
450. Höner, Ernst, Konditor.
451. Professor Dr. Hof, Oberlehrer.
452. Höper, Carl, Barbier u. Friseur.
453. Höper, Fritz, Heilgehülfe.
454. Höper, Hch., Zahntechniker.
455. Hummrich, Wilh., Kaufmann.
456. Janson, Gust., Schreinermeister.
457. Joester, Fr., Landwirt.
458. Kaphengst, Th. Fabrikphotog. Artik.
459. Kellermann, Pfarrer.
460. Dr. med. Kempermann, Arzt.
461. Kettler, Th., Sparkassen-Rendant.
462. Kleine, Berg-Assessor und Bergwerks-Direktor.
463. Kleinen, Herm., Direktor.
464. Kleemann, E., Bauunternehmer.
465. Klinker, Fr., Kaufmann.
466. Klocke, Frl., Lehrerin.
467. Klöpper, Hch., Prokurist.
468. Koester, Wilh., Kaufmann.
469. Klutmann, Adolf, Fabrikbesitzer.
470. Klutmann, Ed., Fabrikbesitzer.
471. Knapmann, Ed., Kaufmann.
472. Konetzky, Eugen, Buchhändler.
473. Korfmann, Hch., Fabrikbesitzer.
474. Koenig, Fr., Superintendent.
475. Dr. med. Koenig, Wwe.
476. Koeniger, Hermann, Bauunternehmer.
477. Koester, Wilh. Hch., Kaufmann.
478. Koetzold, B., Buchhändler.
479. Kellerhoff, Aug., Brennereibesitzer.
480. Kramm, S. Pastor.
481. Kraushaar, E., Wirt.
482. Kreuzhage, E., Musikdirektor.
483. Frau Dr. Kreuzhage, Wwe.
484. Krumme, Aug., Ziegeleibesitzer.
485. Krüger, Herm., Buchhändler.
486. Küppermann, D., Zimmermeister.
487. Kürschner, Fr., Kaufmann.
488. Langelittig, G., Kaufmann.
489. Lankhorst, Gust., Kaufmann und Stadtrat.
490. Leesemann, B., Pfarrer.
491. Lefarth, F., Pfarrer.
492. Leye, Hch., Kaufmann.
493. Lisceid, Adam, Kaufmann.
494. Lindenbaum, M., Kaufmann.
495. Lindemann, E., Kaufmann.
496. Loesewitz, J., Ingenieur.
497. Lohmann, Carl, Brennereibesitzer.
498. Lohmann, Frdr., Fabrikbesitzer.
499. Lohmann, Max, Fabrikbesitzer.
500. Loewenstein, A., Kaufmann.
501. Loewenstein, Saly, Kaufmann.
502. Luckemeyer, W., Klempnermeister.
503. Lünenbürger, Fr., Rentner.
504. Luhn, Wilh., Buchhändler.
505. Dr. med. Marx, Arzt.
506. Masling, Wilh., Fuhrunternehmer.
507. Dr. Matthes, Real-Gymnasial-Direktor.
508. May, Ernst, Metzgermeister.
509. Mayberg, Carl, Direktor.
510. Mellinghaus, Ernst, Bierbrauereibesitzer.
511. Menzel, Bürgermeister.
512. Mengel, Carl, Senffabrikant.
513. Merckens, Direktor.
514. Merckens, Rob., Kaufmann.
515. Mertens, Aug., Kaufmann.
516. Methler, Wilh., Kaufmann.
517. Meyer, Carl, Wirt.
518. Moll jun., F. W., Kaufmann.
519. Müllensiefen, Herm., Wwe.
520. Müllensiefen Herm., Fabrikbesitzer.
521. Müllensiefen, Theod., Kommerzienrat, Fabrikbesitzer.
522. Dr. Müllensiefen, jun., Theod., Fabrikbesitzer.
523. Nachrodt, Gust., Kaufmann.
524. Näscher, Hugo, Ingenieur.
525. Osten, W., Lehrer.
526. Oswald, Lehrer.
527. Overhoff, Ewald, Markscheider.
528. Dr. med. Overbeck, Sanitätsrat.
529. Peicher, Bahnhofs-Inspektor.
530. Pfannschilling, L., Cigarren-Geschäft.
531. Pfeiffer, Victor, Bürgermeister.
532. Pipo, L., Kaufmann.
533. Pott, August, Prozeß-Agent.
534. Rademacher, X., Architekt.
535. Redger, Bildhauer.
536. Rehr, Amtsgerichtsrat.
537. Rensinghoff, Stadthauptkassen-Kassierer.
538. Rensinghoff, Friedr., Sparkassen-Kontrolleur.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

539. Reunert, Carl, Brennereibesitzer.
540. Reunert, Gust. Stadtrat.
541. Rocholl, P., Amtsgerichtsrat.
542. Röhlich, F. W., Lehrer a. d. höh. Mädchenschule.
543. Rosenberg, Moritz, Kaufmann.
544. Rosenberg, S., Kaufmann.
545. Rosenkranz, Rud., Metzgermeister.
546. Rott, Herm., Riemenfabrikant.
547. Ruhrmann, Hch., Mühlendirektor.
548. Rüping, Otto, Kaufmann.
549. Rüttler, Oscar, Kaufmann.
550. Sandkühler, L., Metzgermeister.
551. Saenger, Rob., Kaufmann.
552. Sauerbruch, Rich., Architekt.
553. Schade, Stadtrentmeister a. D.
554. Dr. med. Schaefer, Arzt.
555. Dr. med. Schantz, Arzt.
556. Schaefer, F. W., Rentier.
557. Schartenberg, L., Kaufmann.
558. Schlichtherle, H., Kaufmann.
559. Schluck, Gust., Metzgermeister.
560. Schluck, Carl, Bäckermeister.
561. Schluck, Friedr., Bäckermeister.
562. Schluckebier, Lehrer.
563. Schlüter, C., Ingenieur.
564. Schneider, Alb., Kaufmann.
565. Schoeneberg, Aug., Wirt.
566. Schoeneberg, Fritz, Konditor.
567. Schoeneberg, Rud., Klempnermeister.
568. Schroeder, Carl, Werkmeister.
569. Schüren, C., Fabrikant.
570. Schulte-Overberg, Rentier.
571. Schumann, Gust., Generaldirektor
572. Schwabe, Hch., Rechnungsführer.
573. Schwartz, L., Kaufmann.
574. Schwartz, Wilh., Lehrer.
575. Schwefer, Fr., Rentier.
576. Schwiermann, Wilh., Wirt.
577. Seidel, Carl, Rentner.
578. Seidel, G., Schichtmeister.
579. Sethe, Adolf, Metzgermeister.
580. Sicking, Hch., Wwe., Wirtin.
581. Siegmund, Franz, Kaufmann.
582. Soeding, Fr., Fabrikbesitzer.
583. Soeding, jun., Fr.
584. Sommerfeld, Gust., Pfarrer.
585. Spennemann, Otto, Kaufmann.
586. Stein, Hugo, Rendant.
587. Stein, Fr., Uhrmacher.
588. Steinhoff, Geschäftsführer.
589. Stichternath, J., Unternehmer.
590. Stinshoff, G., Schuhfabrik.
591. Stölting, Professor.
592. Stratmann, Ludwig, Kaufmann.
593. Stüting, H., Direktor.
594. Stute, Wilh., Lehrer.
595. Dr. med. Stutz, Arzt.
596. Sulanke, Leop., Tanzlehrer.
597. Ter Nedden, Oberlehrer.
598. Teißen, Emil, Ingenieur.
599. Tietmann, Joh. Kaufmann.
600. Trottmann, Hch., Kaufmann.
601. Ullrich, Direktor.
602. Umlauff, Leop., Lehrer.
603. Vettebrodt, Hch., Schreinermeister.
604. Vilter, Jul., Kaufmann.
605. Völker, C., Zahnkünstler.
606. Voß, Peter, Hotelier.
607. Wächter, Oberlehrer.
608. Waskowsky, Carl, Kaufmann.
609. Weißenfels, Const., ver. Landmesser.
610. Weber, B., Wwe.
611. Weber, Hch., Werkst-Vorsteher.
612. Wiehage, Carl, Fabrikant.
613. Wiel, Gust., Kaufmann.
614. Winkelmann, Fr., Lehrer.
615. Winter, Diedr., Möbelhändler.
416 Weberling, Otto Prokurist.
617. Wylich, Rudolf, Kaufmann.
618. Wolff, Gottfr., Kaufmann.
619. Zeller, Bahnmeister.

IV. Korrespondierende Mitglieder.

1. Mummenthey, Oberlehrer, Wesel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bericht

des

Vorstandes des Vereins für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark

über das Geschäftsjahr 1905/1906.

Erstattet in der ordentlichen Generalversammlung am 16. Dezember 1906

von

Fr. Wilh. Aug. Pott, Schriftführer.

---

1. Im Vordergrunde des Interesses des ganzen Vereins steht noch immer die Lösung der Frage des Museumsbaues. Was in anderen Städten fast spielend leicht erreicht wird, ist in Witten eine schwierige Sache. Die Sammlungen haben einen Umfang angenommen, daß wahrlich ein stattliches Museum damit gefüllt werden könnte und dennoch will dieser langersehnte Bau immer noch nicht erstehen. Der Vorstand läßt aber keineswegs den Mut sinken, er ist unverdrossen bei der Arbeit und er hofft auch zuversichtlich über alle Schwierigkeiten endlich zum Siege zu gelangen.

In unserem vorjährigen Berichte wurde eine Beratung mit den städtischen Behörden über die Frage des Museums-Baues unter dem Gesichtspunkte, daß mit dem Bau gleichzeitig die Schaffung einer Volkslesehalle und Volksbücherei verwirklicht werde, in Aussicht genommen. Anfang des Jahres fand zunächst eine Besprechung mit dem Herrn Oberbürgermeister Dr Haarmann statt, sodann wurde das mündlich Vorgetragene in einer Eingabe zusammengefaßt, worauf unterm 26. Februar 1906 folgende, an Herrn Professor Brandstäter gerichtete Antwort, Journal-Nr. 1041 I einging: „Von der in Gemeinschaft mit den Herrn Fr. Lohmann und Aug. Pott hier dem Bürgermeister überreichten Eingabe betreffend den Bau eines Museums haben wir Kenntnis genommen. Wie bekannt, haben die städtischen Körperschaften aus Anlaß der Silberhochzeit des Kaiserpaares als Grundstock für eine Volksbadeanstalt einen Betrag von 20000 Mark zur Verfügung gestellt. Die in Anregung gebrachte Bewilligung einer Stiftung für ein hier zu errichtendes Museum mußte nach Ansicht des Magistrates hinter der genannten Stiftung zurückstehen. Auch kann die Übernahme der zur Deckung der Zinsen und Tilgung für ein Museumsgebäude erforderlichen Summe nicht erfolgen, weil die Stadtgemeinde z. Zt. vor wichtigeren und kostspieligen Aufgaben steht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die vom Vorstande des Vereins für Orts- und Heimatskunde erbetene Besprechung mit Mitgliedern der städtischen Körperschaften dürfte sich hiernach erübrigen, wir sind aber auf Wunsch gern bereit, dieselbe zu veranlassen. Haarmann."

Nach dieser Antwort ist der Magistrat nicht geneigt, auf eine Erbauung des Museums auf städtische Kosten einzugehen, er will auch nicht die vollständige Verzinsung der Bausumme übernehmen. Der Magistrat hat sich bekanntlich früher nur damit befaßt, einen Teil der Verzinsung der Bausumme zum jährlichen Betrage von 2000 Mark zu übernehmen, darüber hinauszugehen, hat der Magistrat jetzt ausdrücklich abgelehnt. In diesem Sinne ist die Antwort aufzufassen, nicht etwa dahin, dass der Magistrat für die Errichtung des Museumsgebäudes nun gar nichts mehr tun wolle.

Unter diesen Umständen hat der Vorstand von einer weiteren Besprechung der Sache mit den städtischen Behörden Abstand genommen und unter der Hand für die Beschaffung der noch fehlenden Mittel weiter gewirkt.

Herr Architekt Carl Franzen in Witten hat auf Grund einer der früher vorgelegten Projektskizzen ein Generalprojekt mit Kostenanschlag ausgearbeitet. Um noch weitere Ersparnisse an Baukosten zu erzielen, hat Herr Franzen sodann ein zweites, aus dem ersten hervorgehendes Generalprojekt mit Kostenanschlag ausgearbeitet, was vorab noch Gegenstand eingehender Verhandlung im Vorstande sein und dann vor die Generalversammlung zur Beschlußfassung gelangen wird.

Es sei bemerkt, daß nach dem mit dem Landwirt Herrn August Krumme in Witten am 15. Februar 1898 abgeschlossenen Vertrage, die Frist, bis wann ein Museums-Gebäude auf den Grundstücke an der Blücherstrasse errichtet werden muß, am 15. Februar 1910 abläuft. Sollte bis dahin ein Museums-Gebäude nicht errichtet werden, so ist der Verein verpflichtet, das Grundstück dem Herrn Krumme für den an ihn gezahlten Kaufpreis jedoch ohne Zinsen zurückzuübertragen, wogegen auch Herr Krumme oder dessen Rechtsnachfolger verpflichtet sind, die Zurückübertragung gegen Rückzahlung des Kaufpreises jedoch ohne Zinsen anzunehmen.

Bei dieser Rechtslage wird es kaum noch des Hinweises bedürfen, daß der Verein jetzt mit aller Kraft einsetzen muß, um die zum Bau erforderlichen Mittel zu beschaffen. Wie bereits bemerkt, hat sich der Vorstand im verflossenen Jahre unausgesetzt mit dieser Frage beschäftigt und er hofft, daß sie sich bald zum Guten klären wird. Der Vorstand ist nicht in der Lage, in diesem Augenblicke die Sache eingehender behandeln zu können. Die Vereinsmitglieder dürfen sich aber überzeugt halten, daß der Vorstand die Sache mit Ernst und Energie betreibt, um für die Ausführung des Baues eine solche finanzielle Grundlage zu schaffen, die geeignet sein wird, dann auch noch weitere Kreise zur Opferwilligkeit für die gute Sache anzuspornen. Am 25. März 1909 sind 300 Jahre verflossen, seitdem die Grafschaft Mark durch Erbgang an die Krone Brandenburg-Preußen überging. Seit diesem Tage hat der Hohenzollern-Aar über der Grafschaft Mark geschwebt und diese hat Freud und Leid des preußischen Staates geteilt. Möge es dem Verein für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark vergönnt sein, an diesem Tage den Grundstein zum Bau des **„Märkischen Museums"**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

legen und dadurch eine Feier begehen zu dürfen, wie sie würdiger nicht gedacht werden könnte.

2. Die ordentliche Generalversammlung fand am 17. Dezember 1905 in Witten im Hôtel zum Adler statt. Dieselbe nahm die Geschäftsberichte und die Rechnungsablage entgegen, welche letztere durch die Herren Direktor Friemann, Architekt Carl Franzen von Witten und Sparkassenrendant Würkert von Annen geprüft und für richtig befunden wurde. Da Einnahme und Ausgabe beide mit 3265,11 Mk. abschlossen, so war weder ein Bestand, noch ein Vorschuß vorhanden.

Dem Kassierer, Herrn Sparkassenrendanten Kettler, wurde für das Geschäftsjahr 1904/05 auf Antrag der Rechnungsprüfer die Entlastung erteilt.

Mit Ablauf des Geschäftsjahres 1904/05 schieden nach dem Turnus aus dem Vorstande die Herren: Oberlehrer Dr. Wilh. Lorch, Professor F. C. Brandstäter, Bierbrauereibesitzer Wilh. Dönhoff, Oberbürgermeister Dr. G. Haarmann, Sparkassenrendant Th. Kettler, Fabrikleiter Gust. Brinkmann sämtlich in Witten und Landwirt Wilh. Golte in Bommern. Die ausgeschiedenen Herren wurden sämtlich durch Zuruf wiedergewählt.

Herr Oberregierungsrat Carl Spude ist wegen Krankheit als Mitglied ausgeschieden, wodurch sein Amt als Vorstandsmitglied erloschen ist. Für denselben ist heute außer den turnusgemäß erforderlichen Neuwahlen eine Ergänzungswahl vorzunehmen.

Der Haushaltsvoranschlag für 1905/6 wurde von der Generalversammlung in Einnahme und Ausgabe auf 3200 Mark festgesetzt.

Es wurde beschlossen, für 1904/05 wieder ein Jahrbuch herauszugeben. Mit der Herausgabe wurde der Schriftführer Friedr. Wilh. Aug. Pott beauftragt. Das Jahrbuch ist in 800 Exemplaren gedruckt, jedem Mitgliede ist ein Exemplar unentgeltlich zugestellt worden. Es sei hervorgehoben, daß das Jahrbuch im Hinblick auf die bevorstehende Gedächtnisfeier der dreihundertjährigen Vereinigung der Grafschaft Mark mit der Krone Brandenburg-Preußen eine Monographie über den ältesten märkischen Geschichtsschreiber Levold von Northof von Dr. phil. Ernst Fittig bringt, die wir dem Studium empfehlen möchten.

3. Mit dem 1. Oktober 1906 siedelte der bisherige Museumsverwalter, Herr Oberlehrer Dr. Wilh. Lorch nach Schöneberg bei Berlin über. Seit dem Tode Born's hat Herr Dr. Lorch das Märkische Museum mit Fleiß und regem Interesse verwaltet, wofür ihm der Dank des Vereins gebührt. Als Nachfolger gewann der Vorstand den Herrn Oberlehrer Dr. Rudolf Arnold hier, welcher sich seiner Aufgabe ebenfalls mit vollem Interesse zugewandt und seit 1. Oktober d. Js. das Museum verwaltet hat. Leider siedelt Herr Dr. Arnold zu Ostern 1907 nach Essen über, sodaß schon jetzt mit einem Nachfolger gerechnet werden muß, damit keine Störung in der ordnungsmäßigen Verwaltung des Museums eintritt. Der Vorstand hat die Frage bereits in Erwägung gezogen und durch Herrn Professor Dr. Hof Verhandlungen mit dem zu Ostern 1907 am hiesigen Real-Gymnasium eintretenden Herrn Oberlehrer Bedau anknüpfen lassen, welcher sich zur Übernahme des Amtes bereit erklärt hat. Da der Museumsverwalter zu den Mitgliedern des Vorstandes gehört, wird die heutige Generalversammlung zweckmäßig in der Weise regeln, daß für die Zeit vom 1. Oktober 1906 bis Ostern 1907 Herr Oberlehrer Dr. Rudolf Arnold und von Ostern 1907 bis zum Ablaufe der turnusgemäßen Wahlperiode Herr Oberlehrer Bedau

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Museumsverwalter gewählt wird. Hoffentlich wird die Museumsverwaltung in den Händen des Herrn Oberlehrers Bedau längere Zeit verbleiben, da ein öfterer Wechsel in diesem Amte im Interesse des Museums nicht wünschenswert ist.

4. An Beihülfen sind den Verein gewährt worden:

vom Stadtkreise	Witten	Mk. 1000,—
„ Landkreise	Bochum	„ 100,—
„ „	Dortmund	„ 50,—
„ „	Schwelm	„ 20,—
„ „	Hattingen	„ 20,—
„ „	Hörde	„ 20,—
„ „	Hamm	„ 20,—
von der Stadt	Hagen	„ 15,—
vom Amt	Bochum	„ 20,—
„ „	Werne	„ 10,—
„ „	Eving	„ 10,—
von der Gemeinde	Silschede	„ 10,—
„ „ „	Grundschöttel	„ 10,—
„ „ „	Volmarstein	„ 10,—

Für diese Zuwendungen sprechen wir unseren herzlichsten Dank aus.

5. In der vorjährigen Generalversammlung wurde eine Kommission von 5 Mitgliedern, bestehend aus den Herren Direktor Friemann, Sparkassenrendant Kettler, Oberlehrer Dr. Lorch, Rechnungsführer Heinrich Schwabe und Schriftführer Aug. Pott mit dem Auftrage eingesetzt, neue Mitglieder zu werben und mit den Werksleitungen wegen Zahlung eines einmaligen größeren Beitrages und eines laufenden jährlichen Beitrages in Verhandlung zu treten. Anfangs des Jahres 1906 trat die Kommission zusammen und verfaßte zur Erwerbung neuer Mitglieder ein entsprechendes Schreiben, welches gedruckt und an 315 Personen versandt wurde. Daneben war die Kommission auch unter der Hand tätig, Mitglieder zu werben. Für die Gewinnung von Beiträgen seitens der Werksleitungen war ein Modus gefunden, auf dessen Grundlage die Verhandlungen stattfinden sollten. Da brachen am 28. November 1906 die Explosionen auf der Roburitfabrik herein, welche namenloses Unglück und ungeheure Schäden für Witten und Annen zur Folge hatten. Um die Sammlungen für die außerordentlich hart Betroffenen in keiner Weise ungünstig zu beeinflussen, beschloß der Vorstand in seiner Sitzung vom 1. Dezember 1906, die Verhandlungen mit den Werksleitungen vorläufig zu vertagen, indem er gewiß war, daß diese Zurückhaltung auch die Billigung der Generalversammlung finden würde. Zur gelegenen Zeit wird diese Angelegenheit wieder aufgenommen werden.

6. Die Zahl der Vereinsmitglieder betrug:

Am Schlusse des Geschäftsjahres 1904/05 . . .	626
Im Berichtsjahre sind verstorben, verzogen etc. .	26
Bleiben	600
Neu eingetreten sind	23
Mitgliederstand am Schlusse des Geschäftsj. 1905/06	623

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

20. Jahresbericht

über den

Stand und die Angelegenheiten des Märkischen Museums zu Witten.

Erstattet in der Generalversammlung
des Vereins für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark
im „Hotel zum Adler" am 16. Dezember 1906
und bis zum 1. April 1907 fortgeführt vom Museums-Verwalter
Oberlehrer **Dr. Arnold.**

Am 17. Dezember 1905 wies das Lagerbuch II 4601 Nummern auf, abgeschätzt auf 34425 Mk. 17 Pfg.

Am 1. April 1907 waren vorhanden: 4659 Nummern, abgeschätzt auf rund 34800 Mk.

Es sind also in dieser Zeit hinzugekommen: 58 Nummern im Werte von rund 400 Mk.

Von dieser Summe entfallen auf 2 gekaufte Gegenstände (bis 16. Dezember 1906) 6 Mk.

Der Wert der geschenkten Gegenstände bleibt also nicht viel unter 400 Mk. zurück.

Unter Vorbehalt ist nichts hinzugekommen.

Unter den Geschenken sind zu verzeichnen:

Passow, Handwörterbuch der griechischen Sprache. Geschenkt von Herrn Aug. Schöneberg, Witten.

Plinius, Naturgeschichte, Band 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12. — Buffon's sämtliche Werke, Band 5 und 6. — Allgemeine Weltgeschichte des Kindes. — Nouveau dictinnaire du voyageur. 1770, Frankfurt und Leipzig. Geschenkt von Bergwerksdirektor Nagel, Hammerthal.

Verwaltungsberichte 1904 und 1905. 1905, 1906, Witten. — Haushaltungspläne 1905 und 1906. 1905, 1906, Witten. Geschenk der Stadt Witten (durch Herrn Soeding).

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. 1903 Nürnberg. — Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege. 1905. Geschenkt von Herrn F. Soeding, Witten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Betzner, über das Sonnett. Halle 1886. — von Mosheim, Streittheologie der Christen. Erlangen 1763. — Neues franz.-deutsch. Wörterbuch. Hannover 1834. — Schlesische Kirchenhistorie. Frankfurt 1708. — Merk- und Lernbüchlein für Konfirmanden. Stuttgart 1897. — Dr. David Schulz, Vollgiltige Stimmen gegen die evangelischen Theologen und Juristen neuerer Tage. Leipzig 1826. — Geschichte des Herzogtums Sagan. Züllichau. — Homer's Odyssee (Übersetzung). Berlin 1860. — Spener's einfache Erklärung der christl. Lehre. Erlangen 1827. — Evang.-luther. Missionsblatt. Leipzig 1896. — Tales frour the history of England. Leipzig 1885. — Kaltschmitt, neues vollständiges Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Leipzig 1837. — Die Bibel von Dr. Martin Luther. Erlangen und Leipzig 1889. Geschenkt von Herrn Aug. Schöneberg, Witten.

Kern und Wert geistlicher Lieder. Hagen 1776. Geschenkt von Frl. Schiffer, Herbede.

Schleger, Grammatik der Weltsprache. Konstanz 1887. — Lindenberg, Paris und die Weltausstellung. Berlin 1906. — Neue Feuerbrände. Amsterdam und Cöln 1867. — Zur feierl. Einweihung des Nord-Ostseekanals, Festschrift. — Die Homöopathie. Regensburg. — Handbuch für Reisende am Rhein. 1831. Geschenkt von Herrn W. und H. Dönhoff.

2 Mäntel, 2 Umhangreste, 1 Rock, 1 Hose, 3 Helme. Bei der Roburitexplosion am 28. November 1906 von Wittener Polizeibeamten beim Absperrungsdienst getragen und bei der 2. Explosion stark beschädigt. Die Namen der Träger sind auf den Stücken vermerkt. Der eine Polizeibeamte, Herr Polizeisergeant Finkensiep wurde schwer, die übrigen leicht verletzt. Geschenk der Polizeiverwaltung Witten.

Außerdem übersandten eine Reihe von Vereinen, Museen, Verwaltungsbehörden ihre Jahrbücher bezw. andere Veröffentlichungen.

Angeschafft wurden:

Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest
" " " " Stadtkreises Bochum
" " " " Landkreises Bielefeld
" " " " Kreises Arnsberg
" " " " Stadtkreises Bielefeld
9. Jahrgang des Hohenzollernjahrbuches.

In Aussicht stehen noch folgende Sachen: von Herrn Hofphotograph Goebel eine Reihe Aufnahmen von der Unglückstätte der Roburitexplosion, von Herrn Polizeiinspektor Heitmann eine weitere Photographie eines bei der Explosion verunglückten Arbeiters, von der Roburitfabrik i. L. einige verbogene Röhren und Eisenstangen (T und U Träger).

Allen Geschenkgebern sei hiermit der beste Dank ausgesprochen, zugleich mit der Bitte, dem Verein auch fernerhin ihr Wohlwollen zu bewahren.

Am 1. Oktober 1906 verließ der bisherige Verwalter Herr Oberlehrer Dr. W. Lorch Witten und übergab mit diesem Termin die Verwaltung dem Unterzeichneten.

Von regulären Arbeiten waren im Winter nur einige Neuvergiftungen von Insektenkästen über Mimicry vorzunehmen.

Leider wurde das Museum im Winter von fast niemand besucht.

Bei der Explosion der Roburitfabrik wurde das Gebäude des Museums in soweit beschädigt, als in mehreren Fenstern die Scheiben zertrümmert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurden. Da bei der Unzahl von Hausbeschädigungen in Witten und Annen erst die gröberen und notwendiger auszubessernden Schäden repariert wurden, zog sich die Ausbesserung ziemlich lange hin. Ein Schaden der Sammlungen ist nicht zu beklagen.

Am 20. Dezember starb der Hausdiener des Museums, der Invalide von der Heydt. Dadurch war eine Desinfektion und Neutapezierung der Dienerwohnung nötig, mit der die Anlage eines neuen Wasserleitungsrohres verbunden wurde. Seit dem Tode von der Heydt's versieht seine Witwe die Geschäfte des Hausdieners.

Wünschenswert wäre die Anlage einer Sammlung von Jahresberichten aller höheren Lehranstalten der Grafschaft Mark.

Wünschenswert wäre auch die Anlage eines Journals für die einlaufenden und ausgehenden Briefe bezw. Drucksachen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verfassungskämpfe und Verfassungsfragen.

Ein Beitrag zur Geschichte der märkisch-limburgischen Beziehungen im 17. und 18. Jahrhundert.

H. Esser, Elsey.

In langwieriger Fehde (1230—1247) hatte einst die kleine Limburger Grafschaft dem mächtigen märkischen Nachbarn gegenüber ihre Selbständigkeit behauptet; allein nur widerwillig unterdrückte der Rivale den Wunsch, dermal einst Limburg, den uralten Abspliß vom Altenaer Stammland, mit seinem Besitztum wieder zu vereinigen. Ist's ihm auch nicht gelungen: mit vielen Kämpfen und großen Opfern mußten Limburgs Regenten ihre durch Alter und Herkommnn geheiligten Rechte erkaufen.

Zu unglückseliger Stunde starb 1618 Graf Konrad Gumprecht von Tecklenburg-Limburg; seiner Witwe Johanetta Elisabet von Nassau gegenüber glaubte man märkischerseits leichtes Spiel zu haben, und daher begannen schon im folgenden Jahre die Streitigkeiten.

Wie bekannt, war das märkische Gebiet nach Aussterben des regierenden Geschlechts (1392) mit Cleve vereinigt worden; beim Tode des letzten Herzogs von Cleve-Mark, Johann Wilhelm (1592—1609), ging dann der wichtigste Teil des Erbes an Brandenburg über.

Friedrich Wilhelm, der grosse Kurfürst, sollte Limburgs gefährlichster Gegner werden. Er sah die Grafschaft Limburg als einen „integrierenden" Teil der Mark an, während die Limburger Herren ihr Besitztum für eine freie unmittelbare Reichsgrafschaft ausgaben.

Im Jahre 1619 wurden von Seiten Brandenburgs die Feindseligkeiten eröffnet. Im Namen ihres Gebieters beanspruchten die clevischen Räte die Collation der Kirchen zu Östrich, Hennen, Letmathe und Ergste, die den dortigen Geistlichen bisher vom Limburger Grafen erteilt war, und ließen in den Kirchen ein Edikt dieses Inhalts verlesen. Die Handlungsweise hatte eine allgemeine Erregung zur Folge, die an manchen Orten einen ernsten Charakter annahm; in Östrich z. B. verhöhnte man den angeschlagenen Erlaß und riß ihn in Fetzen herunter. Übrigens erachtete man auch am gräflichen Hofe zu Limburg dieses Edikt für durchaus nicht bindend; ohne Rücksicht darauf stellen unterm 24. November 1620 Johanetta Elisabet und Arnold Jobst, Wilhelm Hendrich, Grafen zu Bentheim, nebst Ernst Casimir und Johann Ludwig, Grafen von Nassau, „als weiland des wohlgebornen unsers freundlich lieben Eheherrn, Bruders und Schwagers, Herrn Konrad Gumprechts, Grafen zu Bentheim-Tecklenburg-Steinfurt und Limburg christseligen Angedenkens hinterlassenem unmündig Söhnlein ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ordnete Vormundern" dem Pfarrer Henricus Hengstenberg zu Ergste kraft des juris patronatis einen Collationsbrief aus. (Staatsarchiv Münster.)

Johanetta Elisabet trat den Ansprüchen Brandenburgs mit aller Entschiedenheit entgegen; auch nicht das kleinste Recht sollte durch ihre Nachgiebigkeit verloren gehen. Unterstützt wurde sie durch ihren zum Nachfolger in der Regentschaft bestimmten Neffen Mauritz von Bentheim (1623); er erteilt ihr unterm 2. April des Jahres 1648 den Auftrag, mit allen Mitteln den Anmaßungen des Kurfürsten entgegenzutreten. Er schreibt:

„Wir Mauritz, Graf zu Bentheim, Tecklenburg, Steinfurt und Limburg, Herr zu Rheda, Wevelinghofen, Hoya, Alpen und Helfenstein, Erbvogt zu Köln bekennen und tun kund männiglichen mit diesem offenen Brief: Alldieweil Ihre Kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg unsrer Grafschaft Limburg allerhand unleidliche Neuerungen und sonderlichen unter andern auch mit zugefügte neuen und unerhörten jure contributiones gewaltsam zumuten tut, dazu wir aber unserseits garnicht stillschweigen noch dazu verstehen können, wir aber jetzo selbsten dergleichen Beginnen in Person nicht zu begegnen vermögen, daß wir deswegen zur Erhaltung möglichsten unsers Hauses und Grafschaft Limburg Hoheit und Gerechtigkeit, die Hochgeborne unsre freundliche liebe Base und Gevatterin Frau Johanetta Elisabet geborne Gräfin zu Nassau etc., Gräfliche Bentheims Limburgische Wittib etc. und absonderlich den Edlen unsern lieben getreuen Engelberten . . . sich dazu zu bedienen vollkommen Gewalt gegeben und erteilt haben, solchen neuerlichen Beginnungen nicht allein zu contradicieren sondern auch pro conservanda immedietate et libertate dagegen, was dessen etwan immer vorfallen möchte, bestergestalt zu protestieren, und dereinstig ad quemcumquem superiorem zu appelieren, auch sonsten alle dienlichen Mittel dagegen vornehmen. Dessen zu wahrer Urkund haben wir diese unsere Vollmacht mit eigener Hand unterschrieben, und mit Aufdrückung unsers angebornen Gräflichen Sekretsiegels wissentlich bekräftigen lassen. Gegeben auf unserm Schloß Tecklenburg, am zweiten Tage Monats Aprilis des Eintausendsechshundertachtundvierzigsten Jahres.

(L. S.) Mauritz, Graf zu Bentheim.". *)

Allein Friedrich Wilhelm hatte schon andern Gegnern als einer Limburger Gräfin seinen ehernen Willen aufgezwungen. Nach verschiedenen Konferenzen, die im Februar 1648 zwischen den beiderseits verordneten Räten abgehalten worden waren, einigte man sich schließlich in dem hochbedeutsamen Vertrage vom 31. März 1649, der, wie folgt, lautet:

„In Gottes Namen, Amen.

Kund und zu wissen sei hiermit Jedermänniglichen, als zwischen dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herrn Friedrich Wilhelm Markgrafen zu Brandenburg, des heil. röm. Reichs Erzkämmerern und Kurfürsten in Preußen, zu Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Cassuben, Wenden, auch in Schlesien zu Crossen und Jägerndorf Herzogen, Burggrafen zu Nürnberg, Fürsten zu Rügen, Grafen zu der Mark und Ravensberg, Herrn zu Rabenstein etc. und dem Hochwohlgebornen Grafen und Herrn Herrn Moritzen, Grafen zu Bentheim, Tecklenburg, Steinfurt und Limburg, Herrn zu Rheda und Wevelinghofen, Hoya, Alpen und Helfenstein, Erbvogten zu Köln etc. wegen der Limburgischen Hoheit, Streit und Uneinigkeit daher

*) Abschrift im städtischen Archiv Hohenlimburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entstanden, daß wohlgemeldter Herr Graf dieselbe vor eine unmittelbare Reichsgrafschaft angeben, hingegen aber S. Churf. Durchl. und deroselben Hochgeehrte Herrn Vorfahren darauf bestanden, daß das Haus und Territorium Limburg von der Hoheit der Grafschaft Mark dependire, und dann dieser Streitigkeit halber nicht allein von jetzo, sondern auch vor Jahresfrist im Februario unterschiedliche Konferenzen zwischen beiderseits verordneten Räten gehalten und die Sachen vor Höchstgd. S. Churf. Durchl. hoher Person, nun wie damahlen abereins vorgenommen; daß demnach heut dato nachgesetzte Gebrechen und Irrungen abgethan und folgender Gestalt in der Güte verglichen sind, daß nämlich die Untertanen zu besagtem Limburg in ihren Prozessen und Streitigkeit die ersten Instanz zu Elsey haben und behalten, und diejenigen, welchen sich von den allda gefällten Definitiv-Urtheln beschwert achten, und des beneficii appellationis gebrauchen wollen, von dannen an die Kanzlei daselbst zu Limburg sollen appellieren, wenn sie aber mit der zweiten Urthel nicht graviert zu sein vermeinen, alsdann nicht nach Lüdenscheid an das Hogericht, wie solches S. Churf. Durcht. gnädigst nachgegeben, sondern an die Clevische Kanzlei und Hofgericht appelliert werden müsse, von danen die appellationes endlich an das Kaiserl. Kammergericht, wenn die Summe dem Clevisch- und Märkischen privilegio de non appellando gemäß, devolvirt werden, dabei doch S. Churf. Durchl. dem Herrn Grafen ferner gnädigst zugegeben haben, daß von Limburg an die Clevische Kanzlei nicht solle können appelliert werden, es sei denn die ursprüngliche Forderung und Hauptsumma 100 Reichsthaler und nicht darunter werth. Es sollen auch die zu Cleve erkannte Urtheln zur Execution an das Limburgische Gericht remittiret und von den Beamten daselbst zu Werk gestellt werden, und dieweil die in Limburg gesessene Adliche vorgeben, daß sie als immediat märkische Landsassen von dem Gerichtszwang zu Elsey oder von der Kanzlei zu Limburg exempt und ihre primam instantiam in personalibus daselbst nicht, sondern am Gericht zu Lüdenscheid hätten, welches ihnen vom Herrn Grafen nicht gestanden worden, so ist verabscheidet, dass dieser Punkt vor S. Churf. Durchl. mit dreien Schriften beiderseits von vier Wochen zu vier Wochen (davon der Anfang den 1. Mai dieses 1649. Jahres von den Adlichen gemacht werden soll) instruiret, und, wenn solches geschehen, entweder von deroselben decidiret oder auf Anhalten der Partheien die Akta an eine unverdächtige Juristen-Facultät in Deutschland ad decidendum überschicket, und in währender dieser sechs Monaten Zeit gedachte Adlichen mit keiner Prozedur am Gericht zu Elsey oder an der Kanzlei zu Limburg beschwert werden. Außer solche Appellation und bevor die Sache per sententiam zu Elsey und an der Kanzlei zu Limburg determinirt seien, sollen keine extrajudiciales commissiones aut avocationes von Ihrer Churf. Durchl. oder dero Regierung an der Kanzlei und Hofgericht zu Cleve verstattet, auch keine supplicationes noch simplices querelae in ordinariis et extraordinariis causis, als in Fällen, da solches von Rechtswegen zulässig, angenommen werden.

Wegen der Türken-, wie auch andrer Reichs- und Kreissteuer ist verglichen, daß dieselbe vom Hause Limburg auf die gesamte geist- und weltliche Unterthanen, mit Zuthun der eingesessenen Adlichen und andern Geerbten (in deren Beiwesen auch die Rezeptors ihre Rechnungen ablegen sollen) repartiert und geschlagen, demnächst von den Limburgschen

beigetrieben, empfangen und nach Cleve gegen Quittung eingeliefert werden, und dagegen S. Churf. Durchl. den Herrn Grafen und dessen Successores gegen den Kaiserlichen Fiscal, Reichs- und Kreis-Pfennigmeister, auch das fürstliche Haus Berge, vor gedoppelter Bezahlung und andern Ansprachen indemnissieren sollen und wollen. Und weilen auch bei diesem Punkt die eingesessenen Adlichen Limburgisch sustinieret, daß sie ihr Contingent nach Cleve, oder wohin es S. Churf. Durchl. gnädigst verordnen würden, zu liefern hätten, so hat der Herr Graf dieses zwarn dem von Brabeck zu Letmathe und seinen Successoren, soviel deren Contingent anbelangt, aber den übrigen Adlichen nicht, zugeben wollen, sondern daß dieselbe das ihrige am Hause Limburg abzustatten und zu erlegen schuldig wären. Da sie aber solches in der Güte nicht tun wollten, solchenfalls solle solcher Punkt in dreien Schriften beiderseits, wie oben vermeldet, instruieret und dediciret werden.

Wenn aber einige Landsteuern in der Grafschaft Mark bewilligt und umgeleget, sollen die Limburgischen Unterthanen deswegen in keinen Anschlag gebracht werden, sondern davon befreiet sein, die Freimärkischen aber, so in Limburg gesessen, darunter dergestalt kollektiert werden, daß denselben der Anschlag nach Gelegenheit ihrer Güter gemildert, und damit es deswegen hinführo keine Streitigkeiten gebe, ein gewisses Contingent ihnen angeschrieben, darüber auch jedesmal die Repartition vom Hause Limburg mit Zuthun der eingesessenen Adlichen und anderer Geerbten gemacht, die Gelder durch die Limburgischen Bedienten erhoben, und zu Cleve geliefert, die Rechnungen auch im Beiwesen der Adlichen und Geerbten abgelegt werden, zu dem Ende auch die freimärkischen Güter, so viel deren jetzo in Limburg befindlich, in ihrem Zustand und Anzahl konferiert werden sollen.

Der Dienste halber, so die Freimärkischen an dem Hause Limburg schuldig sein sollen, bleibt es dabei, daß sie jährlich vier Dienste, immaßen sie sich dazu eingelassen, leisten. Und weil es der Wachtbestellung halber am Hause Limburg bei diesen Troublen provisionaliter auf ein Jahr dahin genommen und verwilliget, daß zu Verschonung der Unterthanen mit den Personal-Wachten und zugleich mit vor die Reparation der Festung auch Kraut und Loth in Summa fünfhundert Reichsthaler (jedes Quartal das vierte Theil davon) von den Limburgischen Unterthanen in hundert Pflügen vormals abgetheilet, der Herrschaft bezahlt werden sollen, so hat es dabei sein Bewenden.

Es wollen jedoch die Adlichen bei unverhofften vorfallenden grösseren Gefährlichkeiten der Zeiten, auf vorhergehendes, des Herrn Grafen, Ersuchen, in selbst befindender Notwendigkeit zu Verstärkung der Wachten sich discretlich zu erklären und gutwillig finden zu lassen, jedoch ohne Maßgebung und unverbindlich nicht abgeneigt sein.

So solle auch die Huldigung sowohl von den Freimärkischen als andern Limburgischen Unterthanen an dem Hause Limburg, wie von Alters hergebracht, ohne Nachtheil S. Churf. Durchl. über die Freimärkischen habenden Recht und Gerechtigkeit, geschehen, außerhalb daß soviel die eingesessenen Adlichen anbelangt, ob dieselben jedoch mit Vorbehalt S. Churf. Durchl. Oberhuldigung zum Handstreich und Gelübd, wie Anno 1627 geschehen, verpflichtet oder nicht, in dreien Schriften vor S. Churf. Durchl. auf Weise wie oben, instruiret, und demnach von deroselben zur endlichen Decision ausgestellt werden solle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit dem Holzgericht in Limburger Mark, und was davon nach Recht und Gewohnheit dependiret, als nämlich die Hoheit, Gerechtigkeit und die Wildbahn, Gebot, Verbot und Bestrafung der Gewalt in den Limburgischen Marken, solle es, wie von Alters bräuchlich und herkommen, gehalten, auch hernächst durch eine absonderliche Kommission mit den Geerbten, (weil es bei S. Churf. Durchl. allein nicht stehet) gehandelt werden, ob des Herrn Grafen Vorschlag zufolge der Theil der Marken, so in Limburg gelegen, dem Hause Limburg vor dessen Anteil der gemeinen Brüchten in völliger Disposition und nießbaren Gebrauch gelassen und übergeben werden könne. Und dieweil die Adlichen in Limburg herbracht, daß sie von ihren daselbst gelegenen adlichen Sitzen zu den märkischen Landtagen beschrieben werden, sessionem et vota dabei gehabt, wie solches die Ausschreiben und Komparitiones bei den Landtagen ausweisen, so solle es auch hinfüro damit also gehalten, der von Brabeck zu Letmathe auch bei dem Mühlenzwang und Mahlgenossen, soweit er deren jetzo im Besitz ist, auch er und andere Adliche daselbst bei ihren beweislichen privilegiis manuteniret werden.

Im Übrigen soll S. Churf. Durchl. und das Haus Limburg und dessen Bediente und Untertanen bei alt hergebrachten Rechten, Hoheit, Ober- und Gerechtigkeiten in ecclesiasticis et politicis, in criminalibus et civilibus, auch bei den gültigen Renten, Limiten und Grenzen, wie Ihre Churf. Durchl. und das Haus Limburg deren in rechtmäßigen Besitz vel quasi sein, ruhig belassen, und darwider nicht beschweret werden. Es solle auch das jus primarium precum im Stift Elsey, sowohl S. Churf. Durchl. als des Grafen Successoren competiren, daneben solle und wolle der Herr Graf und seine Successores nun noch zu ewigen Tagen, keine Änderung in der evangelischen Religion in Limburg machen. Was auch die Ansetzung der Kirchmeister und Abhörung der Kirchenrechnungen des Kirchspiels Letmathe, Österreich und Hennen angehet, solle es bei dem, was S. Churf. Durchl. und die Adlichen desselben alleinig von Alters herbracht gelassen werden, die Adlichen aber darin also verfahren, daß darüber keine Klagten kommen, und darin zu remediren nicht nöthig sei.

Dieweil aber das jus collationis zu Österreich vom Herrn Grafen bestritten worden, so solle dieser Punkt, item ob die Sendbrüchten dem Pastoren zu Iserlohn gehören oder nicht, vor S. Churf. Durchl. in dreien Schriften, gleich oben von andern Punkten vermeldet, instruiret, und demnächst obangeregtermaßen decidiret werden, wie denn schließlichen verglichen, daß zu Verhütung alles Streits durch beiderseits dazu verordneten Kommissarien die Grenzen allerforderlichst aufs neue umzogen werden sollen.

Urkundlich Höchstg. S. Churf. Durchl. und des Herrn Grafen Subskription und vorgedruckten Secret-Siegeln.

So geschehen Cleve den 31. Martii 1649.

(L. S.) Friedrich Wilhelm, Churfürst.“*)

Nach diesem wichtigen Vertrag sollte es mit dem Holzgericht in der Limburger Mark, die weit über das Weichbild der Grafschaft ins Märkische hineinragte, und den damit zusammenhängenden Gerechtsamen bleiben, wie es von Alters her bräuchlich gewesen war. Diese unklare Fassung hatte

*) Abschriften im Archiv Hohenlimburg und Haus Letmathe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Reihe langwieriger Verhandlungen zur Folge. Wiederholt wurden von beiden Seiten Kommissarien ernannt, um die entstandenen Differenzen durch gütlichen Vergleich beizulegen. Friedrich Mauritz, der fruchtlosen Unterredungen überdrüssig, erklärte sich für Überlassung der Hoheit und der Wildbahn in der Limburger Mark zur Zahlung einer jährlichen Pacht bereit. Im November 1693 wurde dieserhalb zwischen dem Grafen und den Kurfürstlich-Brandenburgischen Vertretern, dem Jägermeister de Rynsch und Regierungsrat Motzfeld, ein Vergleich geschlossen, der folgenden Wortlaut hat:

„Demnach von vielen Jahren her zwischen Ihro Churf. Durchl. zu Brandenburg und Ihro Hochgräffl. gnaden zu Limburg wegen der Gerechtigkeit und Wildbahne in Limburger Mark einige differentien entstanden, und selbige durch einen gütlichen Vergleich hinzulegen, öfters von beyden Seithen Commissarien bennet gewesen, auch verschiedene unterhandlungen, jedoch fruchtloß ge[wesen] so daß itzgltn Hr. Graffe dadurch bewogen worden durch vielfältiges suppliciren und anhalten bei Ihro Churf. Durchl. zu Brandenburg so viel zu wege zu bringen, daß diesem Streit abzukommen Ihme die Hoheit und Wildbahne in besagter Limburger Mark vor ein sicheres Jährliches verpachtet werden möge, des Endts auch ein Churfürstlich gnädigstes Rescriptum sub dato d $\frac{9\text{ten nov.}}{30\text{ten 8 br.}}$ 1690 an den Herrn Jägermeister de Rynsch und clev- und märkischen Regierungsrat Motzfeld haltend vorzeigend, als sind in Kraft desselben gdstn. Rescripti wir unten benente Churf. Järgermeister de Rynsch und Just.-Rath Motzfeld durch verschiedene unterredungen mit Ihro gräffl. Gnaden zu Limburg so weit kommen, daß mit ausdrücklichen Vorbehalt Ihro Churf. Durchl. gnädste ratification folgender Gestalt uns vereinbahret.

Erstlich wird Namens mehr Höchstgltr. Sr. Churf. für sich und dero hohen Nachfolgern und Erben d Herrn Graffen vor sich und seine Erben und Nachkommen bis zur negst gefälligen revocation in welchem fall wieder alles in vorig stand herstellet, und niemanden, besonders contrahenten preejudiciret sein soll, ein gethan und verpachtet die Hoheit, Gerechtigkeit, Wildbahn, gebott, verbott und Bestraffung in der Limburger Mark, so wie die Ihro Churf. Durchl. von alters competiret, nichts davon ausgeschlossen und sich derselben rechten und emollementen zu gebrauchen, gleich wie bißhero in Höchstgltr. Ew. Churf. Durchl. hohen Nahmen durch die absonderlich dazu bestellte Bediente geschehen, alsin specie:

1. Die Wildbahn in besagter Limburger Mark und sonderlich, so weit sich dieselbe in ihren Landen und pfählen erstrecket, jedoch Herrn von Brabeck zu Letmat und Herrn von Syberg zum Busche biß zur anderweithen gnedigst Verordnunge (als wan Ihro Hochgräffl. gnaden zur anpfachtung des von Syberges mit jagt der negste seyn soll) die mitjagt, in so weit ihnen dieselbe gnädigst verschrieben, frei gelassen werden möge, auch mit diesem bedinge, daß wan etwa ein stück Wildes geschossen würde, selbiges nicht anders als ohne gewahr nur den ersten Tag ins gehagte gefolget und ohne Vorwissen und beisein eines Churf. Waldbedienten nicht darauß gehohlet werden soll.

2. Wann in dieser Mark gescharet wird, kann bei voller Mast, so jedoch nur auß Buchen bestehet nach ein halt des Marken-Buchs und Marken-Rolle ohngezehlet eintreiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Kann er sich des Holtzes so nach dem Hause Altena, zum Brande oder sonsten gehöret nach seinem Willen entweder zu einer Glaser-Hütten, Osemund-Schmitten oder andern Hämmern gebrauchen, davon jedoch ausbeschieden so viel Holtzes als zur Brenscheder Mühlen nötig, und bishero aus dieser Mark genohmen, so dan wann etwas sonderliches am Hause Altena an Bauholz von nöthen, daß dessen ein theil aus dieser Mark, mit Vorwissen und Belieben Ihro gräfil. gnaden ohn schadlich so woll als jetzigster Mühlen gehohlet werden möge.

4. Muß das Holtzgericht Limburger Mark unten in der Nahmer, wie von alters, in beysein des Churf. Waldförsters jedoch unter Ihro Hochgräffl. gnaden direktion alle Jahr gehalten werden, und genießen die gesambten Erben von den Marken-Brüchten (welche jedoch zur Verbesserung der Mark angewendet werden müssen) zwei dritten theil und ein zeitlicher Waldförster vor seine Aufsicht einen dritten Theil.

5. sollen Ihro Hochgräfliche Gnaden die Gewalt-Brüchten, die Jagd-Exzessen aber dem Churf. Herrn Jägermeister zur Bestraffung denunciren und davon den 4ten theil genießen: auff dem Hoffe Limburg wie sonsten Nahmens Ihro Churf. Durchl. auf dem Hause Altena geschehen in beysein gleichfalls des zeitlichen Waldförsters, welcher jederzeit von Verlauff zu Ihro Churf. Durchl. nachricht mit protocoll halten, sonsten aber ohne Ihro Hochgräffl. gnaden Belieben in ausweisung der Kohlen und nichts anders unternehmen solle abschlichten und davon daßjenige, so Ihro Churf. Durchl. bißhero genossen, zu sich nehmen, auch den Churf. Waldbedienten als Herrn Jägermeister und Waldförster: (Welche in allen Theilen, ihre Verherige mühe und Aufsicht behalten sollen, damit so Wohl Ihro Hochgräffl. gnaden desto besser, bei ihrer angepachten berechtsamkeit mögen manuteniret und geschützet als gesehen werden, daß der Churf. Unterthanen, welchen in dieser Mark berechtiget, kein nachtheil geschehen, auch die Mark nicht ruiniret, sondern in guten stand erhalten werden:) daß ihrige wie sie bishero solches genießen indessen und andern stücken davon zukommen lassen.

6. gebühret von allen Markpletzen, was in der Mark ausgerodet, zu wiesen, garten oder länderei gemachet, von demjenigen so davon gegeben Ihro Churf. Durchl. der dritte Pfennig welch Ihro Hochgräffl. gnaden gleichfalß zu genießen, die übrige zwey drittel pfennige aber werden zur Verbesserung der Mark, wie die Markenbrüchten angewendet und muß ein zeitlicher Holtzrichter diese beyde theile erheben und jährlich Holtzgericht davon Rechnung thun.

7. müssen von den gewaltherrn gemessen werden jährlich aus der Mark Vermögen der Mark Rolle im Süderlande fol. 8 verso in finy 18 Schillinge itzo ausmachen 3 Goldgulden ad 3 Rthlr. 45 Stbr.

8. müßen keine Fische Schlachte auf der Nahmer und die da sind nicht so hoch gemacht werden, daß die Fische nicht herüber steigen können, es geschehe dann mit deß Gewald Herrn Wissen und Willen.

9. müßen die auff Marken grunde gesetzten gebäude und zu schlage, wie beym Holtzgerichte de ao 1647 den 2. 7ber schon befohlen, wie auch die nach der Zeit erbaueten Forellen und Wiesen schlächte niedergerissen oder davor mit Bewilligunge des Gewalt Herrn ein sicheres Jährliches wie sub No. 6 gemeldet, gegeben werden;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

10. müßen die zwölff scheren, so auß Beerbten in der Mark, und an verschiedenen Örthern der Mark in specie auch zum größten Teil auff märkischem Grunde wohnhafft bestehen müßen von Ihro Gräfl. gnaden zu Limburg benennet von Ihro Churf. Durchl. aber als Gewald Herrn, bißhero, hinführo aber von Ihro Gräffl. gnaden als pfächtigern der Hoheit nebst den Holtzrichtern, welche sonsten Ihro Churfl. Durchl. allein zu setzen gehabt, angeordnet und beeydet werden, und zwar in beysein des Churf. Waldförsters und Holtzrichters, worüber dem allenfalß nahmens ofthochgemelten Ihro Churf. Durchl. zu länglicher manutenent. nicht alleine versprochen, sondern auch denen Jagt und Wald bedienten, solche würklich zu leisten hiermit anbefohlen wird.

11. So mach auch nahmens Ihro Churf. Durchl. geneßen werden der Zehnte Pfenning von den Kalköffen, und allen den so etwa aus der Erden gegraben werden möchte.

Wohingegen dann Mehrgemelten Ihre Hochgräffl. gnaden von Limburg für sich und seine Nachfolger itzogemelten Limburger Mark nach ihren alten hergebrachten Statuten, Vergleichen, Recht und Gerechtigkeiten, wie es unter den interessenten in observanz und Herkommens, zu regiren, zu hegen und in guten Stand zu halten, in Summa alles zu thun, waß zu der Mark besten und Conservation, wird dienlich und nützlich erachtet werden auch dabeneben Jährlichs und alle Jahr a die ratificationis an zu rechnen, in der Märkischen Waldschreiberei eine Summa 150 Rthlr. zu geben versprochen, und bei unterpfändung, seine itzigen und zukünftigen güter festiglich angelobet, auch zugestanden, daß Ihro Churf. Durchl. dero gnädigsten Gefallen nach von solcher Summa daß Capital ad 3000 Rthlr. schreibe pp. einfordern, und dagegen die abnutzung vorgemelte Hoheit Ihro Hochgräffl. gnaden oder dero Successoren gnädigst belassen mögen, in Wahrheit urkundt ist dieser Contract und Concession unter nachmahliger Vorbehaltunge gnädigst verordnete Commissarye nebst Ihro Hochgräffl. gnaden zu Limburg, unterschrieben und versiegelt.

So geschehen Hagen den . . . November 1693.“*)

Diese Bestimmungen blieben bis zur letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts maßgebend, und erst die durch Friedrich den Großen angeordneten Markenteilungen brachten eine vollständige Veränderung mit sich. Denn wie aus dem vorhin mitgeteilten Vertrag hervorgeht, lag der grösste Teil der Limburger Mark auf märkischem Grunde, und die dem Grafen von Limburg hier 1693 zugebilligten Rechte mußten bei der Teilung in Fortfall kommen, natürlich gegen eine entsprechende Entschädigung. Von den über diesen Gegenstand gepflogenen Unterhandlungen ist vor allem die Instruktion von Interesse, die Friedrich der Große unterm 31. August 1771 der Märkischen Teilungskommission „südwärts der Ruhr“ erteilte.

„Friedrich pp. Unsern pp. Aus Euren allerunterthänigsten Bericht vom 18ten Juny haben Wir erfahren, was Ihr gegen der von dem Grafen Bentheim-Limburg geschehenen Anträge zu abtrettung einiger Gerechtsame in der Limburger Mark, und dagegen Ihm zu bewilligenden Vergütungen, gutachtlich der Sache gemäß haltet. Wir bescheiden Euch darauf in Gnaden, daß es 1 mo allerdings andem sey, daß durch den Vergleich vom Jahr 1693 bei Übertragung der darin gedachten uns zugestandenen Gerechtsame,

*) Abschrift im Kirchenarchiv Elsey.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den Theils im Limburgschen zum größten Theil aber in der Grafschaft Mark belegenen Limburger Mark an das gräffl. Haus Limburg pachtweise und usque ad revocationem, Uns von der Superioritate territoriali nichts vergeben sei.

Da solche jura in dem hernach im Jahre 1729 gethätigten Erbvergleiche wegen der Grafschaft Tecklenburg in articulo 7 zwar erblich cedirt, uns aber die Landeshoheit unbeschränkt ausdrücklich und feyerlich reservirt worden, welche denn auch die Landesherrliche Oberbothmäßigkeit in Forstsachen in sich begreift.

Weilen jedoch in diesem letzten Vergleiche articulo 2 dem Gräflichen Hause Bentheim-Limburg alle jura superioritatis territorialis, welche Wir und unsere Vorfahren vorher in der Herrschaft Limburg exercirt oder exercieren können, außer dem einmahl vor all bestimmten Schatzungs-Contingent aus derselben ad 3056 Rthlr. cediert sind; So wird die in § 7 bey gänzlicher Ueberlassung der vorhin gedachten unser gerechtsame in der Limburger Mark geschehen reservation der Landeshoheit nur wohl auf denjenigen Theil der Mark gehen können, welcher in unserer dortigen Grafschaft belegen ist.

Diese muß auch bei bevorstehender Teilung der Mark überall unbeschmälert bleiben, so wir hingegen eben solches in Ansehung desjenigen Theils, welcher in den Limburgischen Grenzen belegen ist, zugestanden wird.

Solchergestalt würden diejenige unserer Unterthanen, welche ihre Antheile von der Mark in letzterer bekommen in Ansehung deren, der Limburgischen Hoheit, so wie die Limburgischen Unterthanen, die selbige binnen den Grentzen Unserer Grafschaft Mark erhalten, deshalb unserer Landeshoheit unterworfen seyn, welches eben so wenig von der Einen oder der andern Seite zum Nachtheil gereichen kan, als wenn in andern Fällen Unterthanen eines Landesherrn, wegen güter, so sie in einem frembden territorio besitzen, dessen Hoheit unterworfen sind.

Nach diesen Voraussetzungen kommt es nur auf die besondern Gerechtsame an, welche den Grafen von Limburg in der Limburger Mark cediert worden, und dieselbige bei der Theilung entweder behalten oder zurückgeben will.

Die dem Grafen übertragenen jura darin bestehen nach dem Vergleich vom Jahre 1693

1. in der Jagd, und wie es scheinet, darunter mit genutzten Fischerey, welche derselbe durch die ganze Mark beibehalten will, und wir können dieses gern geschehen lassen in der Supposition, daß derselbe auch die Fischerei bisher darin gehabt hat, da sonst der Vergleich dieser letztern wegen nicht expressiv ist.

2. in der Mastgerechtigkeit, oder wie aus oben angeführtem Vergleiche hervorzugehen scheint, in der Befugniß bei Mastzeit, die jedoch nur aus Buchen bestehen soll, solche mit Eintreibung einer ungezählten quantitaet Schweine zu nützen. Ihr erwähnt in Euerm Bericht von dieser Gerechtsame nichts, der Graf wird aber solche wohl unter denjenigen mit begreifen die Er bey Vertheilung in unserm territorio zurückzugeben offeriert.

Es kommt nun darauf an, ob die geerbten ihre gerechtsame in der Mark und an deren Grund und Boden auch Holzung wie in verschiedenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

andern Marken nach Schweins-rechten nemlich nach der Einschaarung bey Mastzeit, oder nach andern Verhältnissen haben, mithin ob sie nach jenen theilen werden oder nicht. Wäre Ersteres, und würde so dann der Graf nach der Befugnis einen Theil der Mark bekommen, so würde Er dadurch abgefunden werden, sonst aber werden die Commissarii bey der Theilung, wobey die durchgehende Mast nicht wohl continuieren kan, ex aequo et bono nach propportion des der Mastung halber bisher gehabten Genusses etwa nach einem 12 oder 20jährigen Durchschnitt salva ratificatione auszugleichen haben, was dem Grafen deshalb aus der Mark zu vergüten sey.

3. kommt in mehrgedachtem Vergleich die dem Grafen überlassene Befugniß vor, das Brandholz so zu dem Hause Altena sonst gehört hat, zu nutzen. Euer Bericht erwähnet hiervon abermahl nichts. Es scheint aber daß man gräflicher Seits solche auch erlassen will. Wenn deshalb eine Vergütung praetendiert wird, muß solche nach Verhältniß des bißherigen Genußes Ihm ausgemittelt werden, wohingegen Commissarii wegen des im Vergleich Uns reservierten zum Schlosse Altena und der Brenscheider Mühle erforderlichen Bauholzes, unser Interesse auch besorgen müssen, und wenn uns nicht dafür an Grund und Boden ein aequivalent zerfället, müsset Ihr Uns vorschlagen, wie solche Gerechtsame in Ansehung des Schlosses Altena, da dessen Gebäude verkauft werden, nunmehro zu nutzen seyn werden.

4. Kommt die gräfliche direktion des Holzgerichts besagter Mark vor. Ihr habt nach den in Eurem Berichte dargestellten principiis recht, daß dieses Holzgericht oder jurisdictio marcalis cessiere, wenn die communion aufgehoben wird, und jeder Markeninteressent nach seinem juribus ein privativum dominium bekommt.

Es fliesset auch aus der Natur der Sache um desto mehr, daß der Graf deshalb keine Vergütung praetendieren kan, da Er nicht einmal von den Marken-Brüchten einige Nutzung gehabt zu haben scheinet, sondern solche nach Inhalt des Vergleichs den gesammten Erben zu Verbesserung der Mark mit $^2/_3$, unserm Waldförster aber mit $^1/_3$ zugestanden haben, welchem letztern wegen dieses abgehenden emoluments zum Dienste ein billiges auszumitteln seyn wird. Sollte indessen der Graf, wie von seinen Commissarien ad protocollum vom 2. Marti 1769 angegeben worden, wegen des Holzgerichts eine würkliche Nutzung gehabt haben; so haben Wir nichts dagegen, daß Ihm dafür aus der Mark Vergütung geschehe. Uns aber kann solchergestalt nichts angerechnet werden, weil bei der Theilung keine marcal-jurisdiction oder Holzgericht an uns zurückkommen kann. Die

5. Befugnis des Grafen in der Limburger Mark ist nach dem Vergleich diese:

daß demselben die Gewaltbrüchten unserm Jagdbedienten aber die Jagdexzesse zur Bestraffung denuncirt werden, und daß derselbe Ersten in Beyseyn des Königl. Waldförsters, der davon auch Protocoll halten soll, cognosciren und schlichten, auch davon den 4ten Pfennig genießen soll. Es ist wohl, zumahlen nach den in dicto articulo 5 ausdrücklich beigefügten Limitationen und modificationen gräflicherseits zu viel behauptet, wenn dafür gehalten werden will, daß durch gedachten Vergleich unsere gantze Landeshoheit in Forstsachen ratione dieser Mark transferiert worden, und das daraus fließende Recht darin, landesherrliche Verordnungen zu machen. Jene modification giebt ein anderes genugsam

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu erkennen, und zugleich dieses, was durch Ueberlassung der Hoheit, Gebott und Verbott in der Mark gemeinet sey.

Es ist auch in dem Erbvergleich de 1729 artic: 7. worin dem Grafen, wegen der Limburger Mark und Wildbahn, die vorhin nur pachtweise und ad revocationem gehabte jura mit Erlaßung der Pacht von jährlich 150 Rthlr. erblich bewilliget worden, nicht umsonst ausdrücklich bedungen, daß hingegen die Superioritas territorialis uns auf das Kräftigste reservirt wurde, welche Bedingung und reservation allenfalß dem gantzen weesen die nähere Form giebt, wonach die erbliche Überlassung verstanden werden muß, ohne daß diese ohne außnahme vorbedungene Superiorität gräflicher Seits willkührlich und einseitig restringirt, und das jus ferendi leges in Forstsachen und was dem anhängig, davon ausgeschlossen werden möge. Ihr habt also dieses, und daß nach dem näheren Vergleich vom Jahre 1729 aller erblich überlaßener Gerechtsame nur mit vorbehalt der unbeschmälerten territorial-Superiorität verstanden werden können, mithin keine Erklärung der Ausdrücke aus dem alten Vergleiche wieder feyerliche Ausbedingung in dem neueren vom Jahre 1729 Platz habe, sondern wenn auch, wie nicht ist, bey den Ausdrücken jener ein Zweifel sey, solche nach der letztern reservation begriffen werden müssen, durch die Theilungs-Commissarien denen Gräflichen zu Gemüte führen zu lassen, da so dann der Graf von Limburg, wie wir nicht zweifeln, wohl einsehen wird, daß Er Uns keine Landeshoheit in Forstsachen zurückgiebt und dafür unsere Gerechtsame zu Verabfolgung des freyen Bauholzes zum Schlosse Altena und Brensscheder Mühle nicht verlangen könne.

Doch wollen Wir geschehen lassen, daß Uns wegen der letztern ein aequivalent an Grund und Gehölze auß der Mark zum privativen Gebrauch angewiesen, und dadurch selbige auch das Antheil, so in das Limburgische territorium fallen wird, von solcher Dienstbarkeit befreiet werde.

Für den Genuß der 4tie von den Gewaltbrüchten aber deren Abschlichtung im Jahr 1693 in Beyseyn unsers Waldförsters nur concediert worden, kan dem Grafen nach dem Verhältniß mittelst einer 12 oder 20jährigen fraction eine Entschädigung allenfalß ausgemachet werden, und derselbige wird übrigens wohl zufrieden sein können, wenn Ihm nach seinen Landes-Grentzen über die darin fallende Marken-Theile die territorial-Superioritaet, so Wie uns in den unsrigen verbleibet; allenfalß, und wenn die Theilung der Mark sich an diesem Punkt der Gewaltbrüchten-Schlichtung accrochiren sollte, könnte es damit bey den terminis des mehrgedachten Vergleichs de 1693 auch bleiben. Was die

6. Befugnis des Grafen betrifft, nemlich eines drittels der Abgaben von den Marken-Plätzen und der Ausrodungen zu Wiesen, Gärten oder Länderreyen ist es billig, daß ihm deshalb nach einer 12 oder 20jährigen Fraction ein aequivalent gegeben werde, es muß aber solches auß der Mark und nicht durch revenues geschehen, welche Uns bereits zuständig sind. Da Wir ja bei und nach der Theilung durch cedirung dergleichen jurium, welche unnutzbar werden nichts gebessert werden. Da

7. in dem Transact vom Jahre 1693 auch ein gewisses Geld für Frohnen zur Mastzeit vorkommt, so wird solches aus der Mark wie bißhero geschehen, zu entrichten seyn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. wegen des Zehntens vom Kalkofen, und Subtefanis item der Waßerlaufs-Gelder, wenn der Graf dergleichen genoßen, muß die Nutzung ebenermaßen nach der schon gedachten Fraction bestimmt werden, und es ist billig, daß so dann Wir, nach proportion dessen, was von der Mark in unserm territorio lieget, dem Grafen Vergütung thun, Auch haben Wir nichts dagegen, wenn der Graf solche auch in der Gantzen Mark nach wie vor, oder auf den, seinen Unterthanen in Unserm Lande anfallenden Theil behalten will.

Da Wir nun solchergestalt uns über jeden Punkt der Gerechtsame, nach dem, was die Vergleiche, und auch die Billigkeit mitbringen, explicirt haben, So habt Ihr Euch darnach zu achten, und die Marken-Theilungs-Commissarien zu instruiren, mit den Gräflichen deputirten näher zusammen zu tretten, und sothane objecta mit Vorbehalt unserer höchsten Genehmigung zu behandlen und abzuthun, auch das Theilungsgeschäfte selbst zu finalisiren.

Sind Euch pp. Geben Berlin d 31ten Aug. 1771.

Auf Sr. K. M. pp.

von Hertzberg, v. Moßlau, v. Blumenthal, v. Derschau, Brd. Schulenburg.

An die Märkische Kammer-Deputation."

Diese Instruktion wurde der Teilungs-Kommission mit folgendem Begleitschreiben sugesandt:

„Von Gottes Gnaden Friedrich, König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Erzkammerer und Churfürst pp.

Unsern Gnädigen Gruß zuvor pp. Hochgelehrter Rath, Liebe Getreue. Was Wir, in ansehung derer von dem Grafen von Bentheim-Limburg geschehenen Anträge, bei Theilung der Limburger Mark, unterm 31. Aug. c. an unsre Kriegs- und Domänen-Kammer-deputation allher allergnädigst rescribirt haben, solches machen Wir Euch, mittelst der copeylichen Anlage hierdurch in Gnaden bekannt, und habt Ihr Euch diese unsere allergnädigste Willens Meinung in deren mit vorgeschriebenen Punkten überall loco instructionis dienen zu lassen. Sind euch mit Gnaden gewogen.

Geben Hamm in Unserm Kriegs- und Kammer-deputations-Collegio d 8ten Oktober 1771.

An Statt und von wegen allerhöchstgtlt. S. K. Majestät

Kebel, Pestel, Adami.

An die Märkische Theilungs-Commission Südwärts der Ruhr."*)

In dem brandenburgisch-limburgischen Vergleich (1649) waren dem Grafen zu Limburg mancherlei Rechte zugebilligt, freilich nur solche, die nicht als Ausfluß der Landeshoheit angesehen werden können, sondern nur Vergünstigungen, die von zahlreichen Adeligen ausgeübt wurden.

Daher galt es, soviel als möglich, dem mächtigen Brandenburg gegenüber seine Souveränität zu sichern, was freilich nur mit Hilfe des eingesessenen Adels möglich war. Doch war die Aufgabe, die ritterbürtigen Herren auf seine Seite zu bringen, mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft.

Von den zahllosen Adelsgeschlechtern, die unsere Gegend in der Blütezeit des Rittertums aufzuweisen hatte, waren nur wenige erhalten ge-

*) Kirchenarchiv Elsey.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blieben. Ausgestorben waren die Familien von Ergste, Refflingsen, Öge etc. und ihre grossen Güter zerplittert. Anderwärts — in Letmathe, Berchum, Hennen etc. — waren jener Besitztümer vereinigt geblieben, aber längst in andere Hände übergegangen, so daß beim Beginn des 17. Jahrhunderts auf keinem Rittergut der Grafschaft das Adelsgeschlecht saß, dem es den Namen verliehen hatte. Nach dem Ritterzettel des Jahres 1609 zählte die Grafschaft Limburg damals nur folgende ritterbürtige Herren: Kettler von Gerkendahl, von Brabeck zu Letmathe, von Salbach zu Ohl und Cloidt zu Hennen. Als fünftes Rittergut existierte damals noch Berchum, im Besitz der Familie Romberg. Diese fünf Adeligen bereisten in Gemeinschaft mit dem Hause Limburg jährlich die clevisch-märkischen Landtage, wo sie Sitz und Stimme hatten. Die auf diesen Landtagen auf die Grafschaft Limburg repartierten Reichslasten wurden dann auf den „Erbentagen" reguliert, von jedem Ritterbürtigen, der steuerbare Landgüter besaß, colligiert, an die Rendantur Elsey und von da an die clevisch-märkische Rezeptur gesandt.

Die sich steigernden Anmaßungen der Adligen einerseits und die Bestrebungen sich lästiger Pflichten zu entledigen andrerseits, führten wiederholt zu unerquicklichen Zusammenstößen zwischen ihnen und den Regenten der Grafschaft. Als z. B. 1584 Adolf von Neuenahr zur Verteidigung des Limburger Schlosses gegen den Erzbischof Ernst von Bayern einige Knechte hineinlegte und ihnen zum Unterhalt eine Kontribution der Untertanen erlaubte, da waren die Adeligen neben den durch den Drosten zu Wetter aufgewiegelten freimärkischen Bauern die Seele der Verschwörung.

Gleichzeitig mit dem großen Kurfürsten scheinen auch sie aufs neue in den Streit eingetreten zu sein; denn 1621 wandten sie sich an die kurfürstlich-brandenburgische Kanzlei und baten „um eine glaubwürdige Abschrift eines von weiland den wohlgebornen Herrn Arnolden Grafen zu Bentheim-Tecklenburg und Steinfurt etc. wohlseligen Andenkens bei letzt empfangener Belehnung bemelter Herrschaft H. limburg herausgegebenen Reservals" (30. November 1592), um sich gegen die vermeintlichen Anmaßungen ihres Landesherrn zu wehren. Diese wußte wohl, daß nur eine vollständige Lösung der Limburger Beziehungen zu Cleve-Mark zur endgültigen Einigung führen könnte. „Besorge, so lange den Junkern der Weg nach Cleve nicht abgeschnitten werde, wird übel mit ihnen zurecht zu kommen sein," schreibt (1622) Gräfin Johanetta an ihren Bruder, als es mit den ritterbürtigen Herren zum Bruch kam. Die Seele der Verschwörung war wohl der Besitzer des Hauses Letmathe Westhof von Brabeck, der überhaupt von keiner Oberhoheit Limburgs etwas wissen wollte und sich nur nach den Lehnsbriefen vom Jahre 1349 und 1390 (Archiv Letmathe) als Lehnsmann der Grafen von der Mark ansah. Als nun 1623 die Gräfin Johanetta erfuhr, daß von Brabeck am Neujahrsabend einen Hirsch geschossen hatte, sandte sie zur Untersuchung die Edelleute Melchior von Laar und Johann von Selbach gt. Lohe hin, denn die „grobe Jagd" wurde von der Herrschaft als ihr allein zuständig angesehen. Brabeck behauptete, er habe den Hirsch außerhalb der Limburger Grenzen geschossen, würde aber den gräflichen Regalien auch dann nicht zu nahe getreten sein, falls er das Wild auf limburgischen Boden erlegt hätte, da seine Vorfahren von jeher zur groben Jagd berechtigt seien. Der Ausgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Streits wird nicht mitgeteilt, doch scheint nach dem Vertrag vom Jahre 1693 zu schließen, der Besitzer von Letmathe mit seinen Behauptungen durchgedrungen zu sein.

Seit Alters ruhte auf den Edelhöfen der Grafschaft Limburg die Verpflichtung, jährlich mehrere Dienste „am Hause" zu verrichten und zur Besoldung der Wachen beizusteuern. Um eine feste Norm zu schaffen, einigten sich die Adeligen dahin, jährlich nicht mehr als 100—150 Taler „Wachtengelder" zu bezahlen und höchstens drei Dienste und einen „extraordinären" Dienst zu bewilligen. Da man gräflicherseits mit der Beschränkung alter Rechte nicht einverstanden war, so kam es zum Zwist. Die Junker wandten sich an den Kurfürsten, der, wie wir sahen, gar zu gern die Gelegenheit ergriff, seinen Einfluß in Limburg geltend zu machen, und er bestimmte dann auch in dem wiederholt angeführten Vergleich vom 31. März 1649, daß der Unsicherheit der Zeiten wegen der Herrschaft 500 Tlr. bezahlt werden sollen, und daß die Adeligen in Zeiten der Not zur Verstärkung der Wachen sich bereit finden lassen mögen.

Überhaupt werden in diesem Vergleich die Rechte der Adeligen scharf abgegrenzt. Sie sollen in allen ihren Gerechtsamen und Privilegien gesichert bleiben; ihnen steht z. B. die Einsetzung der Kirchmeister, und die Prüfung der Kirchenkassen in Letmathe, Östrich und Hennen zu. Der Friede mit Brandenburg führte dann auch bald zur Einigung der beiden streitenden Limburger Parteien. Am 21. Juli 1649 wurde folgender Vertrag von dem Landesherrn und seinen Junkern unterschrieben:

„Zu wissen sei hiermit; Als ist gnädig ausschreiben der hochwohlgebohrnen Gräffin und frawen, Frawen Johanetta Elisabeth Graffin zu Nassau Catzenellenbogen, verwittibte Gräffinen zu Bentheimb-Limburg, so den des gleich Hochwohlgebohren Graffen und Herren, Herren Mauritzen Graffen zu Bentheimb Tecklenburg Steinfurt u. Limburg hiesige Limburgische Eingesessene hierunten benannte Adliche Ihre gravamino schrifftlich übergeben und eingereichet, daß darüber aus gepflogenen mündlichen unterredung und handlung, was nachfolget, resolviret acceptirt und eingewilliget und zwaren so viel den Ingreß derselben betrifft ist es dahingestellt, daß gleich bemelte Adliche, dero zwischen Ihro Churf. Durchl. zu Brandenburg und Ihrer Hochgräfflichen Gnaden streitiger Superioritet und immediate Subjectiva halben und was darob dependirt, protestiren Thun, Also auch Ihro Hochgräffl. Gd. Gnd. derowegen dem Gräfflichen Hauß Limburg sowohl wieder die protestanten als auch sonsten von alters her competierende hoch- ober- und Gerechtigkeit nicht nachgegeben sondern de protestando hiemit allerseits fürbehalten haben wollen.

Als viel den ersten und zweiten punkt wegen des Beneficii primae Instantiae am Gerichte Elsey und avocation daselbst hangender sachen betrifft, darauff ist resolvirt, daß Ihre Hochgräffl. Gd. Gnd. Niemandten der sich nur dahin beruffet, das ordinarium judicium zu Elsey hemmen oder hindern auch die am selbigen Gericht hangende Sachen von dannen nicht avociren den Supplicicanden und Klagenden aber in Extraordinariis das Verhör nicht weigern, sondern justicien administriren wöllen wohin aber die Appelationes vom Gerichte Elsey devolvirt werden sollen, daß diesen Hochgräffliche Gnd. Gnd. zu recht oder gütlichen Austrag mit Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg als Greven von der Mark hin und ausgestellt sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beym dritten post wegen an- und absetzung der Kirchmeistern und abhörung der Kirchen Rechnungen in den Kirchspelen Lettmate Osterich und Hennen soll es bey denen, was die Adliche dieserhalb alleinig von alters hergebracht, jedoch ohne Nachtheil oder Begebung des Gräfflichen Hauses Limburg competirenden Recht und gerechtigkeith Belassen werden. Die Adlichen aber also darin verfahren, das darüber keine Klagten kommen und die Herrschaft darinnen zu remedyren nicht benötigth werden.

So sollen auch bey dem vierten post die sechs Männer mit Vorwissen und Consens der Eingesessenen Adlichen aus den qualificirsten jedes Kirchspells ohne Unterschied wenn sie zuständig vom Hause Limborg angesetzet in gelübed genommen und denen alle eigenwillige (Steuer-) ausschläge verbotten, zu den newen ausschlägen aber die Eingessenen Anwesenden Adliche jedes mahls zugezogen und die reparticiones mit deren Vorwissen und Belieben vom Haus Limburg gemacht werden.

Der fünfte und sechste post wegen der viehschatzung (das selbige ohne Vowissen der Eingessenen Adlichen nicht beschehen und das ohn berechnet Berechnet werden sollen) und denen, so in der Freyheit Limburg, Nahmer und öige wohnen, nuhnmero von seithen der Adlichen Befreyung haben, Ihre erledigung.

Mit dem siebenten ist es wegen der wachten Bestellung am Haus Limburg provisionaliter bey diesen Kriegstroublen auff ein Jahr dahin genommen und verwilliget, ist zu Verschonung der Unterthanen mit den personalwachten und zugleich mit vor die reparation der Vestung auch Kraut und loth in summa fünfhundert Thl. jedes quartal der vierte Theil davon von den Unterthanen der Grafschaft in hundert pflügen vormahlen abgeteilet der Gräffl. Herrschaft bezahlt werden sollen. Jedoch bey drohender vorfallender großer gefährlichkeit der Zeiten die Adlichen auf vorhergehende gnedige ersuchung in selbst befindender Nothwendigkeith zu Verstärkung der Wachen sich diskretlich zu erklehren, jedoch ohne maaßgebung und unverbündlich nicht abgeneigt seyn sollen.

Wegen der jährlichen Dienste von der Unterthanen haben die Adeliche sich auff keine Dienste eingelassen, worauf es auch von Ihrer Hochgräffl. Gd. Gd. aus eingeführten beweglichen motiven gnädig belassen worden. Und soll unter der Herrschaft eines Erbherrn denjenigen den Dienst, welche selbigen erst fordern lassen, gefolget werden.

Der achte und neunte punct wegen Bau- und reparations-Kösten des Hausen Limburg haben in vorigem punct samt Kraut und loth wegen der eingenommenen Gelder auf ein Jahr Ihre erledigung.

Mit den Mastschweinen beym Zehnten post haben Ihre Hochgräffl. Gd. dahin gnädig gewilliget, daß von den jungen Schweinen so zu des Hauses Lettmete angehörigen Adlichen Rechten oder Antheil in die Lettmater und Oestricher Marken und was insgemein zu der andern Eingesessenen Adlichen Häuser properlichen und immediat angehörigen Erbgeholtz angenommen, ein- und ausgetrieben werden, gar kein Zoll- oder weggelt, von denen andern örtern (?) und Schweinen aber, so ausder Grafschaft oder Kaufmannsgut seyen die gewöhnliche Gebühr bezahlt werden soll.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wegen der verflogenen Immen haben Ihre Hochgräffl. Gnaden beym elften post gnädig condescendirt und gratione gewilligt, daß die Eingesessenen Adliche insgemein diejenige Immen, so in deren zu Ihren Adlichen Häusern gehörigen Ampts umbgelegenen properlichen geholtzten und Bauungen, sodann die vom Haus Lettmate diejenige Immen, welche in dero lettmater Marke und das Haus Berchumb im negst diesen gelegenen Geholtz befindlich seyen werden, vor sich alleine behalten, an übrigen örtern aber durchgehends die Gräffliche Herrschaft Limburg die Immen dem Herkommen nach haben und halten sollen und wollen, dannen hero auch durch diese gnädige resolution der Zwölfte post seine Abfertigung hat und diejenige so hier wider delinquiren, vom Haus Limburg den unstreitigen her bring zufolge billig bestraft werden.

Auf den dreizehnten post ist diese gnädige resolution ertheilet und angenommen, daß von der Adlichen Bier, welches zu Ihren Behuiff zu und abgeführt werde keine accise gefordert, wer aber verzapfet und verkauft dasselbe billig von den Verzapferen veraccist werde.

Beym vierzehnten können sich Ihro Hochgräffl. Gnaden der Verbottung zur Jagdt wie von alters herbracht nicht begeben, werden gleichwohl die gnädige Verordnung thun, daß die Jäger hierinnen moderate und nothürfftig allein verfahren, die Unterthanen mit Kösten nicht graviert noch in den Adlichen Kempen und Banen schießen oder jagen sollen.

Der 15te post bestehet nur in einem exmpel wegen des an dem von Westhofen (?) gegen besser gelegenen gueter permutirten hoffs so zu der Kirchen besten nutzen geschehen, sollte ins künftige dergleichen alienation der Kirchengüter vorfallen, solle Ihre Hochgräffl. Gd. Gd. retification darüber eingeholt werden.

Beym 16ten sollen auff ynlaufende Specification des Überschusses, Bey wem selbige hofften möge zu dessen Ausfolg die Justiz administrirt werden.

Den 17ten betreffend ist dieser passus gegen einander compensirt und aufzuhalten.

Schließlich wöllen Ihre Hochgräffl. Gd. Gd. die Adlichen bei ihren alten habenden und herbrachten privilegien und gerechtigkeiten gnädig belassen, jedoch dem Gräfflichen Haus Limburg Berechtsamb auch allerdings unbenommen und obiger alles sonder gefährde und argelist.

Wen dann hierdurch die gravamina erledigt, so haben sowohl Ihre Hochgräffl. Gd. als auch die Adlichen diesen recess unterschrieben. So geschehen offen Schloß Limburg den 21. Juli a. 1649.

gez. Johanetta Elisabeth Grefin zu Bentheimb und Limburg Wittibe.
Anna Ursula von landtsberg frau Wittib von Brabeck.
Mauritz Graf zu Bentheimb.
Johan von Seltbach genannt Lohn.
Gerhard Ketteler zum Gerkenthall.
R. Friedr. von Cloets.
Johan Vrede."*)

Durch diesen Vertrag wurde ein einigermaßen erträgliches Einvernehmen zwischen dem Adel und dem Regenten angebahnt; weniger dauerhaft war der Vergleich mit Brandenburg. Schon im Jahr darauf

*) Archiv Haus Letmathe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kamen Klagen, daß die Markaner innerhalb Limburgs mit neuen Zoll- und Weggeldern beschwert würden. Friedrich Wilhelm, der sich gerade auf der Sparrenburg bei Bielefeld aufhielt, erfuhr davon und sandte seinen Amtleuten zu Iserlohn, Altena und Schwerte folgende Weisung:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm Markgraf zu Brandenburg des heyl. röm. Reichs Ertz-Kämmerer und Churfürst in Preußen zu Cleve, gühlig, Berge, Stettin, Pommern und Herzog etc.

Unser lieber Rahtt und getreuer, wir haben Ewer Berichtschreiben wegen der von der Gräfflich Wittibe zu Limburg angeordneter newer Weg- und Zollgelder, welche Unsern Unterthanen gegen das alte Herkommen und alle rechtliche Billigkeith abgezwungen werden wollen, der Längede uns Vorbringen und referiren lassen allermaßen ihr euch nun werdet erinnern, wie vielfaltig rescripta wir dises und andrer eingriffen halber an euch für geraume Zeith haben abgehen lassen, worüber wir anoch auch fest und strikt gehalten wollen wissen, also befehlen wir euch nochmahlen hiemit gnedigst, daß ihr beygehendes Schreiben, wovon copia zu Ewerer nachricht hiebey kommt, gemelt. Frau Wittiben einreichen lasset und man darauff die würkliche restitution dessen was unsern unthertanen abgetrungen ist, wie auch die gänzliche abstellung dieser newerungen also fort nicht erfolgen wirdt, in Kraft vorin gezogener unserer gnedigsten befehlen durch alle zu erreichende mittele zur erstattung Vermöget, Unsere unthertanen mit gestärkter handt vor solchen Zunöthigungen und gegen das altes herkommen nicht beschweren lasset, gestaldt wir Euch auch den newlich mit dem Hd. Graffen von Tecklenburg der Veste Limburg halber eingegangenen Vergleich hiebey senden mit gnädigsten befehl darob zu halten, damit dargegen uns kein nachtheyl zugefueget werde. Versehen uns deswegen also und sind euch mit gnaden bewogen.

Den . . . Unsere Rahtt und Ambtleute zu Altena Iserlohn und Swerte und lieben getrewen Stephan von Newenhoff und Gotthardt Friedrich von der Mark.

gez. Friedrich Wilhelm
signatum Sparenberg
am 29. Januar 1650.“*)

Eine besondere Aufmunterung der märkischen Beamten durch den Kurfürsten wäre kaum von nöten gewesen. Sein Beispiel war nicht ohne Einfluß auf das nachbarliche Verhältnis geblieben und schier endlos sind die Klagen über die rigorose Handlungsweise der märkischen Drosten. Aus der Masse der erhaltenen Beschwerden mögen zur Illustrierung der damaligen nachbarfeindlichen Beziehungen folgende erörtert werden:**) Zwischen Reh und Herbeck besaß seit alten Zeiten — vielleicht schon im 15. Jahrhundert — das gräfflich-hohenlimburgische Haus ein sog. Fischwehr oder Schlacht, das es bis 1619 ohne jegliche Behelligung durch die Märkischen benutzt hatte. Da es im Laufe der Zeit zerfallen war, so hatte man im genannten Jahre das Wehr erneuert. Schon war es einige Monate fertig „düchtig und bequem zum Fischfang“ da erschien eines Tages am 7. September 1619 auf dem Schlosse ein Schreiben des märkischen Drosten zu Wetter, Bernhard von Romberg, mit der Aufforderung an die gräflichen Beamten, am 9. d. M. um 1 Uhr an der Schlacht zu erscheinen und sich wegen Aufbaus des zerfallenen Wehrs zu verteidigen,

*) Archiv Haus Letmathe.
**) Die Akten über folgende Prozesse finden sich: Staatsarchiv Münster, Grafschaft Limburg XX

„da sich die Eingesessenen zu Herbeck sowohl adlige als unadlige zum höchsten darüber beklagt und an die hochweisen clevische Räte Bericht getan hätten."

Da der Limburger Droste Eberhard Bischopink gerade nach Münster verreist war, begab sich zur bestimmten Stunde der gräfliche Richter mit einigen Begleitern zum Fischwehr, wo der Droste in Gesellschaft der Fronen und der Eingesessenen von Herbeck bereits ihrer harrte. Wegen Abwesenheit des Drosten bat der Richter um Aufschub der Sache, da die rechtlichen Beweise nicht so schnell zur Stelle geschafft werden könnten. Allein der märkische Droste verlangte sofortigen Entscheid, „da Schreiben Schreiben gebe." Wessel Lappenburg, der Richter, erklärte darauf, „daß unleugbar vor etlichen Jahren ein Wehr sei befunden, solches denn zu continuiren hätten Ihro Gnd. dasselbe itzo wieder aufbauen lassen und wären die restigia und Pfosten des alten Wehrs annoch augenscheinlich" u. s. w. Der Wettersche Droste, auf das Zeugnis der Herbecker Bauern sich stützend, behauptete, es sei das Wehr zum Teil aufs Trockne gesetzt und durch das aufgestaute Wasser märkischer Grund überflutet, und kurzerhand ließ er ein „Holl" in das Wehr reißen. Vergebens suchte der Limburger Beamte den Gewaltstreich zu verhindern, er mußte sich der Übermacht fügen; doch konnte der heimgekehrte Droste schon am 7. Oktober dem „ehrenfesten und hochgelehrten Herrn Johan Pagenstecher der Rechte Doktoren und gräflich Bentheimischer und Hohenlimburgischer Rat" berichten, daß das von den Bauern und Fronen gerissene Loch in der „Schlacht" bereits ausgebessert sei, „ohne daß darauf bis anhero widerwärtiges weiter erfolget."

Zur ferneren Vermeidung solcher Übergriffe durch die märkischen Drosten, ließ sich der Mitvormund Wilhelm Heinrich von Bentheim am 25. November 1619 Bericht erstatten, „was die Grafschaft und Hauß Limburg für alte und neue Gerechtigkeiten und procession besitze" und „wer, wannehr und welchergestalt als durch welche und wieviel Personen daß jüngst ohne Wissen und Beisein des Hauses Hohenlimburg die Zerschlagung des Fischwehrs geschehen." —

Daß diese Streitigkeiten bei den Bewohnern der Grafschaft Limburg sich nicht immer auf Abwehr beschränkten, zeigt folgender Vorfall. Im Jahre 1658 wurden auf Wettersches Gebiet, das hier bis Holthausen reichte, 200 junge Eichen böswillig niedergehauen, die Landwehr auf märkischem Grunde niedergerissen und ein Schlagbaum weggenommen und aufs Limburger Schloß geführt.

Dieser Akt der Selbsthilfe war eine Folge eines kurz zuvor erfolgten Übergriffs von märkischer Seite gewesen.

Beim Sundern lag ein zur Grafschaft Limburg gehörender Weideplatz, der Holthauser Platz genannt, auf dem von jeher die Limburger ohne Einspruch märkischerseits das Weiderecht ausgeübt hatten.

Diese „Hude" wurde zum Zankapfel. Beide Parteien beanspruchten ihn als Eigentum, „wie aus gewissen actis zwischen Limburg und Holthausen oder Wetter zu ersehen." 1649 wurde der Grenzstreit einer Kommission überwiesen und „auf falsche Angabe der Holthauser Bauern" die märkischen Grenzen erweitert, obwohl Limburg durch Umzugsinstrumente etc. nachweisen konnte, daß der Holthauser Platz niemals zur Mark gehört hatte. Trotzdem wollte sich Limburg nicht ohne weiteres verdrängen lassen und fuhr fort, die Hude zu benutzen, bis eines Tages (24. Mai

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1658) der Wettersche Droste die ganze Schafherde pfänden ließ. Vergebens berief man sich auf alte Rechte — die Schafe, 168 an der Zahl, blieben in Hagen aufbewahrt, bis man sich wohl oder übel von Seiten Limburgs zur Einigung geneigt zeigte. Am 13. Juni präsentierte man zu Limburg die Rechnung:

1. An Atzungskosten der Heerde 16 Tlr.
2. Der Führer pro Tag ein „blamuß- 2 Tlr. 32 ½ Stüber.
3. Bei der „schüttung“ (Pfändung) und sonsten an den Schafen aufgegangen 2 Tlr. 13 St.
4. Zur Ersetzung eines andern Schlagbaums und Reparation der eingerissenen Landwehr 3 Tlr. 26 Stüber u. s. w.

Im ganzen forderte man 45 Tlr. 9 Stbr. und wählte dafür — 32 Schafhämmel, die insgesamt auf 45 Tlr. taxiert wurden.

Wie ersichtlich, handelte es sich bei derartigen Streitigkeiten in der Regel um eine genaue Festsetzung der Landesgrenzen, der Limiten, und erklärlich ist, daß man nach solchen Erfahrungen noch peinlicher in der Markierung der Grenzen verfuhr. Markenbäume wurden gepflanzt, Wälle und Gräben (Landwehren) aufgeworfen und an den Wegen ins Nachbargebiet Schlagbäume gesetzt. Häufig fanden sog. Limitenzüge zwecks Revidierung der Grenzen statt (z. B. 28 Juli 1658); genaue Protokolle mit der Bezeichnung jedes Steines und Baumes zeugen von der Vorsicht, mit der man dabei zu Werke ging. Allein trotzdem Limburg mit seinen seit mehr als 100 Jahren aufbewahrten „Umbzugsinstrumenten“ die Richtigkeit seiner Grenzen beweisen konnte, versuchten doch die Märkischen — wie ja auch obiges Beispiel zeigte — immer wieder, „hiesiger Grafschaft Limiten zu verengern, wie deswegen der hagische Bauernführer täglich mit etlichen schützen umb holthausen und haßelten (Hasley) herumbgehet, und auf die Limburgischen Wartet, ohner achtet doch ohne denen niemant herausgehet.“ (11. Juni 1650.)

Zwar hatte der große Kurfürst im Vergleich mit Limburg (1649) bestimmt, daß die Adeligen der Grafschaft Limburg, wie bisher, an den märkischen Landtagen teilnehmen sollten. Allein die Limburger Grafen, die wohl wußten, wie gefährlich ihrer Machtstellung diese Reisen zum clevisch-märkischen Landtage waren, hatten schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts die Absicht, eine gänzliche Trennung der märkischen und limburgischen Interessen zu bewirken; doch erst Friedrich Mauritz konnte den längst gehegten Plan 1694 ausführen. Er trennte sich in jenem Jahre im Einverständnis mit seinen Adeligen von Cleve-Mark und gab seinem Ländchen eine gesonderte ständische Verfassung, in der Hoffnung, dadurch seiner ständig bedrohten Hoheit die nötige Sicherheit zu verleihen. Als einzige Verbindung blieb die Verpflichtung bestehen, nach wie vor ein gewisses Quantum zu den Reichslasten beizutragen.

Zur Limburger Standschaft gehörten nach dem 1694 getroffenen Abkommen die Adeligen der Grafschaft, deren man bekanntlich damals fünf zählte (Letmathe, Berchum, Ohl, Gerkendahl und Hennen). Sie oder ihre Mandatarien berieten auf dem jährlichen Landtage, bei dem als Vertreter des Grafen ein Beamter erschien, über die Steuerausschläge und die Verwendung der Gelder zum Wohl der Grafschaft. Jeder der Teilnehmer besaß eine Stimme, dem Grafen stand in strittigen Fällen das Entscheidungsrecht zu. Dagegen besaß er nicht den geringsten Anspruch auf die einlaufenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Steuern; er empfing als Landesherr kein Gehalt, vielmehr wurde ihm bisweilen auf Ersuchen ein sog. don gratuit, eine freiwillige Gabe, aus dem gemeinen Säckel bewilligt.

Es liegt hier nahe, einen Blick auf die Rechte und Pflichten des Grafen zu werfen, die sich, wie bereits bemerkt, vor 1729 nicht wesentlich von denen eines Privaten unterschieden, also durchaus nicht als Ausflüsse landesherrlicher Hoheit aufzufassen sind. Die beigefügten Zahlen beziehen sich auf die limburgischen Verhältnisse an der Wende des 18. Jahrhunderts.

1. Die Weg- oder Zollgelder gehörten dem Landesherrn, der sie verpachtete und dafür zur gedachten Zeit jährlich 309 Tlr. 30 Stüber 3 Pfennig empfing.

2. Das Brückengeld von der 1796 neu erbauten Lennebrücke wurde durch einen vereideten Empfänger erhoben und brachte nach fünfjährigem Durchschnitt 473 Tlr. 3 Pfennig ein.

3. Die Einnahme aus der ebenfalls verpachteten Bier- und Branntweinaccise von den Wirten, Brauern und Brennern erhoben, betrug 456 Tlr. 43 Stbr. 6 Pfennig.

4. Beim Regierungsantritt eines Grafen mussten die Besitzer von Familienleben in der Grafschaft die sog. Lehnherrgewedde und Investiturgebühren bezahlen. Die Höhe der Abgaben war schwankend, 1805 beim Regierungsantritt des Fürsten Emil betrugen sie 56 Tlr. 15 Stbr.

5. Die „patentierten" Juden bezahlten jährlich an Schutzgeld 365 Tlr.; wenn ausländische Juden Patente erhielten, bezahlten sie ein Patentquantum in Akkord zur Schatoulle des Grafen.

6. und 7. Die Landmusik war zu 30 Tlr. 59 Stbr. 6 Pfennig vererbpachtet, die „Lumpenpacht" dagegen für 57 Tlr. in Zeitpacht gegeben.

8. und 9. Der Pferdeleger über sein Amt für 5, der Scherenschleifer für 1 Tlr. jährlicher Zeitpacht aus.

10. Bekanntlich hatte das Land die Verpflichtung, dem gräflichen Schlosse eine Wache zu stellen, in Kriegszeiten zur Verteidigung der Feste, im Frieden vornehmlich zur Bewachung der Kriminalgefangenen. Die Bürgerschaft zu Limburg hatte sich von dieser Pflicht losgekauft für jährlich 30 Tlr.

11. Ebenso waren die seit Alters gebräuchlichen Dienste im Schloß abgelöst für 454 Tlr. 30 Stbr. 3 Pfennig.

12. und 13. Der Herbstschatz brachte 151 Tlr. 9 Stbr., der Feuerschatz 193 Tlr. ein.

14. Die Rauchhühner, Gänse und Eier, die von den Untertanen in natura abgeliefert werden mußten, schätzte man insgesamt auf 105 Tlr. 6 Stüber.

15. und 16. Freibedde und Laggegeld, eine Gerichtsabgabe betrug 6 Tlr. 25 Stbr. 9 Pfennig; das Grundgeld aus Häusern auf herrschaftlichem Grunde 20 Tlr. 20 Stbr.

17. Die an Flüssen der Grafschaft errichteten Fabriken und Mühlen mußten dem „Flußherrn," dem Regenten, 61 Tlr. 24 Stüber 6 Pfennig „Flußgeld" entrichten.

18. — 20. Die Pacht aus vermieteten gräflichen Häusern machte nur 3 Tlr. 36 Stbr. aus; Gärten, Wiesen, Weiden und Äcker dagegen brachten 422 Tlr. 14 Stbr. ein. Noch höher war die Mühlen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pacht, die in Erbpacht getan wurde und bei dem üblichen „Mühlenzwang" (dem Zwang bei gewissen Müllern das Korn mahlen zu lassen) reichen Gewinnst brachten, 1107 Tlr. 25 Stbr.

21. Die Lenne scheint noch außerordentlich fischreich gewesen zu sein, da das „Fischrecht" für 69 Tlr. 34 Stbr. in Zeitpacht ausgetan war.

22. und 23. Die gräflichen Villicialbauern mußten von ihren Pachtgütern den jährlichen Erbzins in natura liefern und zwar Korn (1078 Tlr. 7 Stbr.), Butter und Salz (15 Tlr. 10 Stbr.), fette Schweine (308 Tlr.), Pfeffer und Ingwer (10 Tlr. 18 Stbr.), Wachs und Flachs (11 Tlr. 42 Stbr.)

24. Die Kornzehnten zu Elsey, Limburg, Öge, Östrich, Genna und Stenglingsen waren verpachtet gegen 422 Tlr. 14 Stbr.

25. — 27. Grundpacht oder Erbzins aus den Häusern auf der Stennert betrug 177 Tlr. 3 Stbr. 6 Pfennig, die fünfjährige Erbpacht in Limburg 861 Tlr. 6 Stbr. 10 Pfennig, an Markenpacht aus der Limburger Mark, den urbaren Gründen der Elseyer Markenforsten 141 Tlr. 53 Stbr.

28. Die Forsten und Jagden brachten nach fünfjährigem Durchschnitt 308 Tlr. 23 Stbr. 3 Pfennig, sodaß damals eine jährliche Gesamteinnahme von 7717 Tlr. 32 Stbr. 7 Pfennig erzielt wurde.

Diesen gräflichen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber: Die Kosten der Hofhaltung, die Zinsen der Privatschulden, die von den Landesschulden gänzlich getrennt waren, die Gehälter der gesamten Beamten, wozu die Landeskasse nichts beitrug und die außerordentlichen Regierungsausgaben.

Diese betrugen:

1802/03 =	501	Tlr.	29	Stbr.	6	Pfennig.
1803/04 =	1805	„	56	„	9	„
1804/05 =	1066	„	38	„		
1805/06 =	1962	„	14	„	3	„
	5336	„	18	„	6	„

Aus den Landeseinkünften dagegen wurden unter anderm die Schloßbaukosten bestritten. Wie aus dem häufig erwähnten Vergleich des Jahres 1649 hervorgeht, bewilligte man damals für Ausbau der Feste etc. 500 Tlr. auf ein Jahr. Da das Schloß in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges schwer gelitten hatte, so genügte jene Summe kaum zur Herstellung des Notwendigsten. Daher bat 1696 Friedrich Mauritz die Stände um einen Beitrag zur Renovierung des Schlosses. Allein — die neue Verfassung hatte die Junker nicht gefügiger gemacht; man schlug das Gesuch rundweg ab, bewilligte aber 1702 „citra consequentiam" 100 Tlr. zu dem genannten Zweck. Mauritz Casimir I. sezte den Ausbau der Feste fort. An Stelle der ehemaligen Burgmannenwohnungen ließ er ein herrschaftliches Gebäude aufführen. Diesmal scheinen die Stände in Bewilligung der Schloßbaukosten geneigter gewesen zu sein; denn wie aus einem Protokoll der Stände-Versammlung des Jahres 1790 hervorgeht, waren in dem Zeitraum von 1763—1790 nicht weniger als 3354 Tlr. zu diesem Zwecke der Landeskasse entnommen. Ebenso wurden bereitwilligst die Kosten für Anlage eines Brunnens (1748) mit kunstvollem eisernen Aufsatz (1749) und einer Wasserleitung (Röhrenweg!) bewilligt. Man hielt sich dafür verpflichtet, da das Land bis dato den „Futterhaber" für die Esel liefern mußte, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das notwendige Wasser tagtäglich zum Schlosse hinaufschleppten (Eselsweg!) Die Wasserleitung kostete nach einer gleichzeitigen Nachricht 729 Tlr. 12 Stbr. 11 Pfennig.

Was den Limburger Grafen die eigene standesherrliche Verfassung nicht gewähren konnte, die Souveränität, das mußte 1729 in dem hochbedeutsamen Tecklenburger Vergleich mit großen Opfern erkauft werden. Durch diesen Vertrag wurde den seit 1557 schwebenden Zwistigkeiten um den Besitz der Grafschaft Tecklenburg ein Ende gemacht. 1686 und 1696 wurde der Prozeß am Reichskammergericht in Wetzlar und Wien zu Gunsten der Grafen von Solms-Braunfels entschieden, und Graf Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels erhielt im Vergleich vom 14. Dezember 1696 zu Lengerich mit Rücksicht auf die seit 1557 zu erstattenden Nutzungen $^3/_4$ von Tecklenburg und $^1/_4$ von Rheda. Der Limburger Regent Friedrich Mauritz von Bentheim hatte beim Antritt seiner Regierung 1701 den Lengericher Vergleich für ungültig erklärt und einen neuen Prozeß begonnen. Wilhelm Moritz, der bisherige Inhaber von Tecklenburg, hatte zur Sicherung seiner Rechte 1696 die Grafschaft dem Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg als Lehen angetragen. Der neue Prozeß bewog ihn, seine gesamten Ansprüche 1707 für 250000 Tlr. dem preußischen Könige zu verkaufen. Friedrich I. ließ daher die Grafschaft Tecklenburg besetzen und begann mit Friedrich Mauritz die Unterhandlungen, die unter dessen Sohn Moritz Casimir I. in dem wichtigen Tecklenburger Vergleiche ihren Abschluß fanden.

Der Tecklenburger Vergleich.

Zu wissen, daß die zwischen Sr. Königlichen Majestät in Preußen und dem Herrn Grafen Moritz Casimir von Bentheim, Hohenlimburg, wegen der Grafschaft Tecklenburg, und sonst entstandenen Streitigkeiten folgender Gestalt verglichen und beygelegt werden.

1. Wollen Ihro Königl. Majestät geschehen lassen, daß der Herr Graf von Bentheim Hohenlimburg, und seine Erben, wenn das gantze Königliche Chur und Fürstliche Hauß Preußen und Brandenburg beyderley Geschlechts, einschließlich die Marggräflich Brandenburgischen Linien in Franken welches der Höchste in Gnaden abwenden wolle, völlig ausgestorben, ehender aber nicht, in der Tecklenburg Succedire, auch da der Herr Graf bis anhero den Tecklenburgischen Titul und Wapen geführt, Er und seine Descendenten damit, wiewohl ohne Sr. Königl. Majestät praejuditz continuiren mögen, jedoch mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß der Herr Graf, so viel an ihm ist, und die etwa vorhandenen Pacta familiae denen Rechten nach es erlauben wollen und können, sich verbindet, Sr. Königl. Majestät und dero Königlichen Chur und Fürstlichen Hauße die intuelle Succession in der Herrschaft Limburg nach Abgang sein und seiner Schwester Gräfinne zu Bentheim Descendenten männlichen und weiblichen Geschlechts, auf gleiche Weise zugesteben und einräumen zu wollen, allenfalls aber, und wann pacta familiae vorhanden wären, vermöge deren übrige Agnaten von Bentheim und Steinfurth in dem Limburgischen Succediren könten; So wollen Sr. Königl. Majestät in Preußen hierunter bey deren Succession keine Schwierigkeit machen, es soll aber alsdann auch dasjenige, was Sr. Königl. Majestät in Preußen durch gegenwärtige Traktat cediren und abtreten, nach Abgang des Herrn Grafen und seiner Schwestern, und aller deren Descendenten wie vorgedacht an Sr. Königl. Majestät und dero Königl. Hauß ipso jure wiederum zurück fallen, und vorgedachten Gräflichen Agnaten davon nichts zu Gute kommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Cediren Ihro Königl. Majestät für sich und deren Nachkommen alle diejenigen jura Superioritatis territorialia, welche sie bishero in der Herrschaft Limburg execerciret oder execerciren können und mögen, wollen auch den gemessenen Befehl ergehen lassen, daß alle bey den Clevischen Hofgerichte oder andere Collegiis etwa noch ohnerörterte rechtshängige Sachen in statu quo an die Gräfliche Limburgische Kanzlei remittiret werden, haben auch nichts dawider einzuwenden, sondern wollen Ihres hohen Orts gern geschehen lassen, daß Sr. Kaiserl. königlichen Majestät auf des Herrn Grafen von Bentheim hohen Limburg ersuchen, selbige Herrschaft für eine besondere unmittelbare Reichsgrafschaft, cum omni Superioritate territorialia declariren mögen, welchenfalls Sr. Königlichen Majestät geneigt sind, und versprochen unter Ihro Römischen Kaiserl. Majestät approbation eines von dero im westfälischen Kreise führen den Grafschaft so lange dieselbe bey ihnen, seinen Schwestern seinen und ihren descendenten männlichen und weiblichen Geschlechts verbleiben wird, abstatten, jedoch wiederum mit dem Bedinge, daß der Graf das quantum der 3056 Rthlr. welche Sr. Königl. Majestät vorhin aus selbiger Grafschaft erhoben und zu keiner Zeit, es sei in Krieg oder Frieden zu erhöhen noch zu vermindern, ferner jährlich zu bezahlen schuldig und gehalten sein solle und wolle, wofür aber Sr. Königl. Majestät dem Herrn Grafen wegen der Reichs- und Kreise onerum von selbiger Herrschaft ferner, wie bisherr vertreten wollen, behalten Ihro auch auf den unverhofften Fall, daß man Gräflicher Seite mit Erlegung oberwähnter quanti säumig sein sollte, wegen dessen Beitreibung die Befugniß bevor.

3. Übernehmen Ihro Königl. Majestät die von denen vorigen Herrn Grafen von Tecklenburg gemachte und tempore immissionis fall menses auf der Grafschaft Tecklenburg Domainen sowohl als auf dem Lande haftende Schulden, gleich selbige vorhin und bishero aus denen Contributions und Domänen revenues an die Creditores bezahlt oder verzinset worden, fernerhin zu verzinsen oder zu bezahlen allermaßen Sr. Königl. Majestät auch vorhin schon Schulden abzuführen sich verbunden erachtet haben, sodann wie höchstgedachter Sr. Königlichen Majestät gleichfalls übernehmen der Gräflichen Frau Abtisinn zu Lehden die aus dem Etat für die jährlich ausgeworfene pension ad 500 Rthlr. auf dero Lebenszeit zu continuiren und über das dem Herrn Grafen die nächste zu Halberstadt bey dasigen Thumstift vacaet werdende, zu Sr. Königl. Majestät Direction stehende Prebende cum beneficio a atere allergnädigst zu conferiren.

4. Nicht weniger wollen Sr. Königl. Majestät dem Herrn Grafen die bisher in der Grafschaft Limburg gehabte jura collationis et patronatus, bei denen Kirchen zu Hennen und Osterich cediren jedoch daß es daselbst in ecclesiasticis sowohl respecta der Versallen als der Unterthanen in eodem statu per omnia verbleibe, worinn es anno 1624 sich befunden hat.

5. Cediren Sr. Königl. Majestät das über die, in der Grafschaft Limburg belegene Adliche Haus Lethmate, Gerkendahl und Ohle ihr zustehendes dominium directum dem Herrn Grafen und dessen Successoren in der Herrschaft Limburg dergestalt, daß derselbe solches zu Lehn empfangen, und die auf solchen Häusern sitzende von Adel sub infeu- diren möge.

6. Wollen Ihro Königl. Majestät zu verhütung aller künftigen Irrungen die Limiten der Grafschaft Mark, mit der von hohen Limburg berichtigen, und die darwider etwa vorgenommen Beeinträchtigungen gehörig redrissiren lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

7. Wollen Ihro Königl. Majestät zu Bezeugung dero Königlichen Gnade gegen dem Herrn Grafen die Jagd concessiones, so der von Limburger Mark und Sunderlo bishero gehabt, einziehen und wie der Herr Graf jährlich die 25 Rthlr. so die Königl. Krieges und Domaenen Kammer bisher wegen solcher Jagden von dem Herrn von Syberg genossen fernerhin jährlich ex proprys erlegen will, so soll Er hingegen sothane Jagden von der Clevischen Regierung und Kammer oder einigen andern Nahmens Sr. Königl. Majestät eintraf geschehen möge, wie denn auch wegen sothaner Limburger Mark und Wildbahn dem Herrn Grafen der Genuß nach Abweisung des Vergleichs de anno 1693 mit Erlassung der zeithero vermögen gedachten Vergleiche dafür alle Jahr bezahlten Pacht 150 Rthlr. erblich bewilligen hergegen aber die Superioritas territoriales darüber Sr. Königl. Majestät eben so wohl auf das Künftige reserviret wird, als das es unverändert dabei bleiben solle, daß der Herr Graf verbunden einen Weg wie den andern, das erforderliche Holz zum Bau des Schlosses Altena wie nicht weniger zu des Brenscheder Mühle besage mehrgedachten Contracts de anno 1693 anweisen und folgen zu lassen.

8. Wollen Ihro Königl. Majestät dem Herrn Grafen von Bentheim die Summa von $\frac{175}{m}$ Rthlr. baren Geldes an gangbarer grober Müntze in einer unzertrennten Summe ohne einige zurückhaltung, sub quo nomine solches auch geschehe mögte, zu seiner völligen und gäntzlichen Abfindung, des von ihm zeithero an der Grafschaft Tecklenburg formirten Anspruchs und zware gleich nach der Auswechslung des Vergleichs und erfolgter Kaiserlicher Confirmation auszahlen lassen, und will der Herr Graf vor die Anschaffung höchstbesagter Kaiserlichen Confirmation unter Assistenz der Königlichen Räthe zu Wien möglichst sorgen.

9. Damit aber auch Sr. Königlichen Majestät in Preußen wegen vorhergehender an Sie von dem Herrn Grafen von Bentheim Tecklenburg geschehener solennen Cession seiner an die Grafschaft Tecklenburg ehe dessen gemachte Ansprüche und angegebenen jurium insonderheit aber in Ansehung, der ihrerseits dagegen wohlbesagten Herrn Grafen in diesem Traktat zugestandenen und wirklich zu bezahlenden considerablen Geld-Summe von $\frac{175}{m}$ Rthlr. wie nicht weniger aller ihm dabei gegönnten (?) eben angeführten besonderen avantager desto vollkommener gesichert sein mögen, So obligiret und verbindet sich dieser hiermit vor sich und seine sämtliche Nachkommen Grafen und Gräfinnen zu Bentheim Tecklenburg auf das allerkräftigste wie es de jure immer geschehen kann oder mag, daß Se. Königl. Majestät in Preußen und deren Königliche Chur und fürstliche Successoren, Er solcher Succession halber die schuldige Gewehr wieder männlichen An- und Zuspruchs inspecie auch gegen die Gräfin-Sulmsche Agnaten, da sich selbige vielleicht anderweit deswegen regen sollten, zu jeder Zeit sowohl in- als außer Gerichts dargestellt leisten will, daß Sie respecta der obiger Maßen baar aus zahlenten $\frac{175}{m}$ Rthlr. und aller übrigen dem Gräflichen Hause in gegenwärtigen Vergleich zugewandten Vortheil gänzlich schadlos bleiben sollen, daferne etwa wieder alles vermuthen über kurz und lang die Grafschaft Tecklenburg, wie Se. Königl. Majestät dieselbe vorjetzo besitzen von jemand in Anspruch genommen und dem Königlichen Chur- und Fürstlichen Hause von Preußen und Brandenburg mit oder ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über kundt und wirklich entzogen werden mögte wie denn deroselben zu dem Ende, ob wohlgemelter Herr Graf von Bentheim Hohen-Limburg vor sich und seine ganze Gräfliche Descendentz hierdurch wohlwissentlich und wohlbedürflich nicht nur seine allodial Herrschaft Hohenlimburg mit allen ihren petinentien, sondern auch seyn ganzes übriges Vermögen, beweglich und unbeweglich, wie es Nahmen haben mag, jetzo und zukünftig, nichts davon ausbeschieden, zu einen wahren Unterpfand und Hypothec, in so weit als es dießfalls zur gänzlichen und endlichen Indemnisation des Königl. Chur- und Fürstlichen Hauses Preußen und Brandenburg in Absicht der von Ihro Königl. Majestät cedirten jurium und ausgezahlten $\frac{175}{m}$ Rthlr. nöthig und erforderlich, auf das allerkräftigste dahin versetzet und verschreibet, daß selbiges bemächtiget seyn soll, bei etwa sich begebenden unverhofften Fall (verstehe nach geschehener Erkenntniß und erfolgter restitution der Grafschaft Tecklenburg sonsten aber und in andere wege nicht) sich darin sofort selber via executiva in der possession zu setzen, und daraus nicht ehender zu weichen, bis Er seine gänzliche Befriedigung respecta der dem Herrn Grafen in diesem Vergleich zugewandten jurium und ausgezahlter Summe Geldes, bis auf den letzten Heller zurück erhalten, wie den auch alle übrige besagte $\frac{175}{m}$ Rthlr. überwehnter maßen von Se. Königl. Majestät accondirte avantages auf solchen immer zu hoffenden evictions-Fall. Se. Königl. Majestät ipso jure sogleich zurückfallen dieselbe auch einiges Gefallens und ohne gerichtliche imploration sich an die verschriebene Hypotheque völlig zu erhohlen Macht haben solle, auch dagegen und wieder alles, so in diesen 8 punctos enthalten, keine Behelfe oder Ausflüchte, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, statt finden, sondern von selbsten unkräftig und nichtig seyn, auch die am Ende dieses Vergleichs angezogene Renunciationes oder Verzichte soviel hiebey noch nöthig, Se. Königl. Majestät hiemit zu statten kommen sollen.

10. Zu mehreren Erläuterung dieses vorstehenden evictions Punctos und damit auf den ohnverhofften Fall, daß die Notwendigkeit erfordern mochte, die praestirung der Eviction zu verlangen, desto weniger desput oder Zweifel zu besorgen sey, so ist beiderseits beliebet, folgendende Erläuterung anzufügen, daß die evictions-Leistung nur pro rata dessen, was Se. Königl. Majestät an den Herrn Grafen zahlen lassen, und abtreten verstanden werden solle, dergestallt, daß wenn z. E. Se. Königlichen Majestät 1, 2, 3 oder 4 Theile der Grafschaft Tecklenburg abgesprochen und würklich entzogen seyn würden, so dann der Herr Graf schuldig sein solle 1, 2, 3 oder 4 Theile von $\frac{175}{m}$ Rthlr. und cedirten jurium Se. Königl. Majestät zurück zu geben, sollten aber gesetzten maßen alle 4 Theile i. e. die ganze Grafschaft gäntzlich abgesprochen und würkiich entzogen werden, so wäre der Herr Graf schuldig die Summe der $\frac{175}{m}$ Rthlr. nebst allen durch den Vergleich cedirten juribus (weiter als geldes Capital und jura sich belaufen nicht) Se. Königl. Majestät zurückzugeben.

11. Damit auch Se. Königl. Majestät bis zu cessirender Gefahr einer unverhofften Entwehrung und wegen des stipulirten Rückfalles desto mehr gesichert seyn möge, so verspricht der Herr Graf, die zu empfangende $\frac{175}{m}$ Rthlr. dergestalt zu belegen, und anzuwenden, daß die auf der Herrschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hohenlimburg haftende Schulden damit getilget, der Überrest auch zu des Gräflichen Hauses und Familie Nutzen und bestens imploiret werden, wie er dann auch vor sich und seine Gräfliche Erben und Nachkommen auch die Grafschaft Tecklenburg und deren Zubehörungen, wie selbige Se. Königl. Majestät bisher besessen oder besitzen können oder mögen, beständigst renuncyret, und sich alles An- und Zuspruchs, wie es recht an beständigsten geschehen kann oder mag, begiebet, deshalb auch bei dem Reichs-hofrathe lite et causae gebührend renuncyren will.

12. Und gleich wie obiges alles bis zu Ihrer Kayserlichen und Katholischen Majestät Confirmation verabredet, und geschlossen worden ist allso soll auch im Fall wieder alle bessere Hoffnung und Zuversicht solch Confirmation ohngeachtet aller deshalb anzuwendenden Bemühungen nichts erfolgen oder auch die würkliche Zahlung der $\frac{175}{m}$ Rthlr. und Abtrettung der cedirten jurium nicht geschehen oder erfolgen würde, der gantze obstehende Vergleich ipso facto null und nichtig, gäntzlich cessiret und aufgehoben, mithin jeder Theil in sein voriges Recht wiederhergestellet seyn.

Das zu Urkund ist gegenwärtiger Vergleich von Se. Königl. Majestät in Preußen und dem Herrn Grafen eigenhändig unterschrieben, vollzogen und gesiegelten zwey gleichlautende Exemplaria davon verfertiget, und dieselbe gegen einander ausgewechselt worden.

So geschehen und gegeben

Berlin d. 20. und zu Rheda den 11ten August 1729.“*)

Und doch hat die so teuer erkaufte Hoheit die Vergewaltigung nicht hindern können, die im 19. Jahrhundert die Limburger Grafen aus der Reihe der Souveräne strich! —

Über die Entwickelung der ständischen Verfassung in der Zeit der Souveränität Limburgs geben die erhaltenen Standschaftsprotokolle ein übersichtliches Bild.

Seitdem die standesherrliche Verfassung in Limburg eingeführt war, hatte man die vordem üblichen Erbentage, auf denen außer den Adeligen auch die Vorsteher der Gemeinden, die Meistbeerbten und das Stift Elsey erschienen, aufgehoben. Dadurch waren alle Nichtadeligen von der Versammlung ausgeschlossen, nur die Gemeindevorsteher pflegte man später hinzuziehen und um ihre Meinung zu befragen.

Auch das Kapitel zu Elsey hatte damals versäumt, seine Rechte geltend zu machen, obschon es nächst dem Grafen und dem Freiherrn von Brabeck den größten Grundbesitz in der Grafschaft hatte. Da verkaufte an der Wende des vorigen Jahrhunderts der Freiherr von Kettler das zur Standschaft berechtigte Haus Berchum, das Erbe seiner Gemahlin Klara Helene von Wrede. Ein Bürgerlicher (Schulte) erwarb es; allein ihm wurde die Standschaft streitig gemacht, weshalb er sie dem Stift zum Verkauf anbot. Die einsichtsvolle Äbtissin Amalie von Bottlenberg-Kessel benutzte auf dringendes Anraten seitens der benachbarten Adeligen, die vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, den Fehler ihrer Vorgängerin wieder gut zu machen; sie kaufte die Standschaft und verehrte sie dem Stift. Auf den Landtagen der kommenden Jahre — besonders während der Kriegsunruhen — fand der Stifts-Mandatarius oft Gelegenheit, zum Wohle des Convents und der Gemeinde unberechtigten Forderungen entgegenzutreten.

*) Nach einer Abschrift im Hohenlimburger Stadtarchiv.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die wohledle Frau Äbtissin, die den Freiherrn Moritz von Brabeck (1728—1814) zu Letmathe und dessen patriotische Gesinnung schätzte, ging in Landesangelegenheiten mit diesem gemeinschaftlich zu Werke. Da auf dem hiesigen Landtage nur fünf Stimmen vertreten waren und die absolute Mehrheit entschied, dem Freiherrn von Brabeck aber als Besitzer von Letmathe (1575) und Ohle (1697) zwei Stimmen zustanden, so war auf seiner und des Stifts Seite stets Pluralität, „und ihnen also leicht, Gutes zu bewirken."

Johann Friedrich Möller, der diese Verfassung aus eigener Anschauung kannte, urteilt darüber in einem Brief an den Freiherrn zu Brabeck auf Söder bei Hildesheim wie folgt:

„Ich muß bemerken, daß die ursprüngliche Verfassung vortrefflich ist und alles das enthält, wodurch ein Land glücklich werden kann. Der Regent hat alle nötige Macht, Gutes zu tun, die Stände haben hinlängliche Mittel, Böses zu verhindern, und das Gute zu fördern. Das regierende Haus hat jederzeit die Untertanen geliebt und ihr Glück gewollt. Die Stände haben stets patriotisch für des Landes Wohl gedacht. Die Landtagsprotokolle aus den letzten Jahren des vorigen und erstem Viertel des jetzigen (18.) Jahrhunderts sind ein dauerndes und schönes Denkmal der Einigkeit in Grundsätzen und der unsterblichen Verdienste, die sich Graf Friedrich Moritz und dessen Gemahlin sowie die Freiherrn von Brabeck um die Grafschaft Limburg in den damals sehr traurigen Zeiten erworben haben."

Allein Umstände der verschiedensten Art störten bald die schöne Harmonie jener früheren Ständeversammlungen. Die Hauptursache lag in dem bei allen Regierungen mit ständischer Verfassung üblichen Bestreben, die gräfliche Gewalt auf Kosten der ständischen Macht zu erweitern. Das gelang ihr fast in allen Fällen, wo sie es versuchte; ganz besonders in späteren Zeiten, als die Stände nicht mehr hier in der Grafschaft wohnten und zu den Konferenzen Mandatarien sandten, die zum Teil fremd und naturgemäß in der Regel persönlich uninteressiert waren. Die Folge war, daß manches aufkam, was man ehedem nicht kannte, manches abgeschafft wurde, was vordem Gesetz war. Meistens schwiegen die Mandatarien zu diesen Neuerungen, und protestierten sie, so fehlte ihrem Widerspruch der notwendige Ernst. Infolgedessen sammelten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zahlreiche Beschwerden, zum Teil das ehrwürdige Alter von 50 Jahren zählend, und dennoch vergeblich der Erledigung harrend.

So lagen die Verhältnisse, als Jost Edmund von Brabeck seinen Aufenthalt auf Haus Letmathe nahm und sich nun eifrigst mit der Verfassung der Grafschaft vertraut machte. Beim Durchstöbern der alten Landtagsprotokolle entdeckte er auch die seit Jahren schwebenden „Gravamina" und brachte sie auf dem Landtage zur Sprache.

Eine gütliche Einigung wurde nicht erzielt; im Interesse des bedrückten Bauernstandes vornehmlich brachte er die Sache ans Wetzlarer Reichsgericht, das sich mit gewohnter Gründlichkeit der Klage annahm. Allein ehe man noch am Reichskammergericht an eine Entscheidung dachte — es waren schon etliche Jahre ins Land gegangen — versuchte man nochmals den Weg gütlicher Einigung und berief zu diesem Zweck 1790 eine Konferenz nach Letmathe, um über die erhobenen 15 Beschwerden zu beraten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welches waren denn nun die schwebenden „Gravamina", die bereits so viel Opfer an Zeit und Geld gefordert? Die ausführlichen Protokolle vom 6. 9. 20. 21. 22. Dezember 1790 klären uns darüber auf.*)

Inhaltlich geordnet betreffen die vier ersten Privatgerechtsame der Adeligen.

1. Die Anstellung der Stückjäger im Lande. Während sich der Graf als Landesherr allein für befugt hielt, in seinem Lande Jäger anzustellen, glaubten die Stände dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Der Graf verpflichtete sich jedoch, die Jagd künftig nicht durch Bauern, sondern durch gelernte Jäger ausüben zu lassen.

2. Das Verbot des Taubenschießens. Das Taubenschießen war von jeher in der Grafschaft verboten und soll auch in Zukunft scharf bestraft werden. Es ist zu wünschen, daß die Adeligen in den Monaten März, April, Oktober, als den Hauptsaatzeiten, die Feldtauben festhalten möchten.

3. Die Erhebung des Standgeldes auf dem Letmather Jahrmarkt. Der Graf sah das Recht, Standgeld zu erheben, als eine Folge der Landeshoheit und Marktpolizei an; die Stände glaubten, daß diese Abgabe dem Eigentümer des Grundes gebühre, worauf der Krämer ausstehe. Man beschloß: in Zukunft solle der Landesherr das Standgeld erhalten und der Grundbesitzer „Paßgeld".

4. Die Zuziehung der Bewohner auf adelig-freien Gründen zu öffentlichen Diensten. Der gräfliche Beamte erklärte, man werde diesen Bewohnern ihre Immunität, soweit sie hergebracht, nicht streitig machen. Wie weit sich diese Immunität erstreckt, ist mit den dienstpflichtigen Untertanen selbst auszumachen.

Ferner handelte es sich um Ämterbesetzungen durch die Stände.

5. Die Anstellung eines Landrezeptors. Unzweifelhaft hatten ursprünglich die Stände das Recht, den Rezeptor anzustellen. 1694, den 29. April, brachten sie Hermann Hengstenberg für diesen Posten in Vorschlag und gaben ihm die Instruktion, die Ausschläge zu berechnen, mit Quittungen zu belegen, und ohne Einwilligung der gräflichen Beamten und der Adeligen nichts auszuzahlen. 1720, den 4. Dezember protestierten die Stände, als man das Rezeptorenamt dem Kanzleisekretär Gerstein übertragen wollte und 1721 am 19. November wurde der Protest wiederholt. Während des siebenjährigen Krieges, als lange keine Landtage gehalten wurden, setzte der Graf nacheinander ohne Genehmigung der Stände Osthoff, Freudenberg und Muth als Rezeptoren ein. Seitdem war den Ständen dieses Recht verloren gegangen, und der Graf war nicht gewillt, ihnen aufs Neue dieses wichtige Recht zuzubilligen.

6. Die Anstellung eines Wegekommissarius. Auch dieser empfing von der Limburger Kanzlei seine Bestallung; trotzdem mußte die Kasse etliche Taler zu seiner Besoldung beisteuern. Gräflicherseits war man bereit, mit den Ständen in der Besetzung dieses Postens zu wechseln.

7. Die Abwechslung der Vorsteher. Bereits auf dem letzten Landtage verglich man sich dahin, daß mit den Vorstehern alle 2 Jahre gewechselt werden solle.

*) Kirchenarchiv Elsey.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

8. Die Sollicitationen der Herrn Stände wegen aufzuhebender oder zu erlassender Gesetze. „Der Herr Graf würde es gern geschehen lassen, daß die Herren Landstände in diesem oder jenem Falle die Abschaffung eines alten und die Einführung eines neuen Gesetzes in Vorschlag bringen."

9. Die Bestimmung einer gewissen Zeit zur Abhaltung des Landtages. Dieser solle alle Jahre, wenn keine Hindernisse vorkommen, im Oktober gehalten werden.

Von den übrigen sechs Beschwerden betreffen drei die ganze Einwohnerschaft; die drei letzten dagegen nur den vielgeplagten Bauernstand.

10. Die Wiederherstellung der ersten Instanz oder des Landgerichts im Dorfe Elsey. Seitdem in der Mitte des 18. Jahrhunderts das Landgericht Elsey aufgehoben war, gingen sämtliche Apellationen von Limburg nach Rheda. Dadurch verloren die Bewohner der Grafschaft viel Geld und Zeit und die Prozesse führten häufig zum Ruin der Beteiligten. Betrugen doch die Kosten, die dem Lande dadurch für Aktenversendung, Porto jährlich entstanden 399 Rtlr. 54 Stbr. Es wurde beschlossen, das Landgericht in Elsey wiederherzustellen, und einen der jetzigen Limburger Kanzleiräte dort als Landrichter anzustellen.

11. Die Abstellung der Hochzeiten und Kindtaufen, wo Geld gegeben wird. Die Gastereien der Gebehochzeiten und -kindtaufen waren „zu einem moralischen und häuslichen Übel geworden; sie verschlimmerten die Sittlichkeit und hinderten den Wohlstand". Deshalb hatten schon 1717 die Stände ein vortreffliches Gesetz zur Abwehr dieses Übels angenommen; allein Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit ließen es in Vergessenheit geraten. Gräflicherseits war man eben nicht sehr erbaut von dieser Neuerung, die die Einkünfte verringerte (Erlaubnisscheine zu solchen Hochzeiten, Landmusik, Gastbitter, Getränkkonsum etc. = 124 Rtlr. 30 Stbr.). Daraus erklärt sich die Äußerung des gräflichen Beamten in Wetzlar, „es wäre eine nützliche Sache" und dabei steht aktenmäßig fest, daß sie dem Lande jährlich 6780 Rtlr. 48 Stbr. kosteten.

12. Die Erhöhung der Bier- und Branntweinaccise. Der Graf empfing pro Tonne Bier 5 Stbr., für die Kanne Branntwein 1½ Stbr., von ausländischen Getränken das Doppelte. Die Taxe wurde für richtig befunden.

13. Die Schloßbaukosten. Durch die Nachgiebigkeit der Stände waren die Schloßbaukosten zur feststehenden Ausgabe geworden (jährlich 111 Rtlr. 48 Stbr.). Von 1763—1790 wurden für den Zweck 3354 Rtlr. 22 Stbr. 6 Pfg. bezahlt. Man einigte sich um 1780 dahin, daß das Land folgende Teile zu unterhalten habe: Die Ringmauern, den Schloßbrunnen, den Schloßturm, das Wachthaus, die Brücke von hier zum Schloß, die Wachttürme und die Wasserleitung. Jährlich 36 Rtlr. 24 Stbr. Die Leitung bedurfte bereits 1785 der Erneuerung, man legte jetzt 6036 Fuß Eisenröhren für cc. 1500 Tlr.

14. Die Kriminalkosten. Von 1791 an sollen jährlich 30 Rtlr. bewilligt werden, von 1741—1771 betrugen die Unkosten 1521 Rtlr. 58 Stbr. 6 Pfg., 1723 wurden 100, 1724 : 190 Rtlr. bewilligt.

15. Die Kanzleiassignationen auf die Landeskasse. Anweisungen auf die Landeskasse dürfen nur bei kleinen Posten, die keinen Aufschub leiden, stattfinden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das waren die Beschwerden, über die man fünf Tage lang mit großem Eifer debattierte. Und der Erfolg? — Am 13. September 1792 genehmigte der Landtag, daß die Konferenzunkosten — 138 Rtlr. 34 Stbr. — aus der cassa patriae d. h. dem Beutel der Steuerzahler, die doch bei den ganzen Streitereien am wenigsten interessiert waren, vergütet würden. „Arme cassa patriae", schreibt Möller schmerzlich-satyrisch zu diesem „gerechten" Entschluß, „wie geduldig, wie milde bist Du." —

Die bald hereinbrechende Fremdherrschaft setzte auch diesen edlen Reformen ein Ziel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Altenaer Burgbau.

Von Professor Brandstäter.

1.

Die Grafen von Altena und die Hohenzollern.

Der in Witten heimische „Verein für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark“ hielt es für seine Aufgabe, auch seinerseits zu dem Plane eines Neuaufbaues der Burg Altena Stellung zu nehmen, und er erklärt an dieser Stelle gerne, daß er, weit entfernt von Eifersucht auf den „Verein für Orts- und Heimatskunde im Süderlande“, dem für seine Sammlungen und seinen Betrieb ein herrliches Heim in Aussicht gestellt wird, den Plan einer Wiederherstellung der Burg Altena mit voller Sympathie begrüßt und demselben das beste Gelingen wünscht. Es ist ein würdiger und glücklicher Gedanke, wie das in unserm Jahrbuche auch früher bereits ausgesprochen worden ist, zur Feier der Vereinigung der ehemaligen Grafschaft Mark mit Brandenburg-Preussen im Jahre 1609 das Stammschloß der unsern Hohenzollern blutsverwandten und nach Charakter und Leistungen so wahlverwandten Grafen von der Mark aus seinem gegenwärtigen Verfall zu erlösen und in einen würdigen Zustand zu versetzen. Wie die Stammburg der Bergischen Grafen, das Schloß Burg an der Wupper, heutzutage als ein Denkmal dasteht für den patriotischen Sinn der Bewohner des Bergischen Landes, und wie dasselbe sofort nach seiner Herstellung ein Anziehungspunkt für zahlreiche Besucher von nah und fern geworden ist, in ähnlicher Weise soll auch die Burg in Altena berufen sein, eine regionale Bedeutung zu gewinnen und vaterländische Erinnerung und Begeisterung im Volke der westfälischen Mark lebendig zu erhalten. Die Burg Altena ist dazu nicht nur historisch berechtigt, sondern auch ihrer Lage nach dazu befähigt. Denn wenn sie auch etwas tiefer im Gebirge liegt, als das bei Schloß Burg der Fall ist, so ist sie doch von den vielen volkreichen Städten der Umgebung immer noch leicht zu erreichen und vorzüglich geeignet, mit ihrem romantischen Reiz das Gemüt des Besuchers zu erquicken und zu erheben.

In waldgrüner Gebirgslandschaft, auf einer schmalen Felsennase zwischen den tiefeingeschnittenen Tälern der sich vereinigenden Flüsse Lenne und Nette, liegt das Stammschloß der Grafen von der Mark, Burg Altena. Eine blühende und gewerbfleißige Stadt breitet sich jetzt in den zusammenstoßenden Talsohlen aus und verändert die frühere Natur derselben, die in dem Namen Altena ausgedrückt ist. Denn Altena bedeutet „Wald-Aue“. Wie die uralte Wurzel ar die Bedeutung rauhes Gebirge hat (so in Haar,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

War-), so bezeichnet al ein sanfter geartetes, besonders mit Laubwald bedecktes Gebirge. Das t ist der Ausdruck für einen deutlichen Ausgang (t-or) oder Abschluß, wie in hart (Hardt), so in alt. Viele Wörter mit „Alt" werden irrtümlich durch den Begriff alt von Jahren erklärt. Altenburg und Altenstein bedeuten meist dasselbe wie Waldenburg und Waldenstein. Das n ist nicht etwa, wie man vielfach annimmt, bloß euphonischer Natur, d. h. des besseren Wohlklangs wegen unwillkürlich eingeschoben, sondern es bedeutet „in", „innen". Die letzte Silbe a endlich ist eine Abschwächung von au, awa, welcher Lautkomplex „ruhig abwärts fließendes Wasser" sammt dem Boden bedeutet, in dem es sich bewegt. Es gibt unzählige solcher Orte auf a, wie Jena, Kahla u. s. w. — Die Sage deutet in naiver Weise den Namen Altena durch die Erzählung, der Graf von Arnsberg habe das neugegründete Altena „all te nah!", d. i. allzunah gefunden, und dieser Ausruf des Grafen von Arnsberg habe der Burg den Namen verschafft. Man kann freilich nicht recht einsehen, wie die Altenaer Grafen dazu kamen, ihrem Rivalen durch die Annahme des so gebildeten Namens ihr Entgegenkommen zu zeigen, und die Volksetymologie dürfte auch hier nicht Recht haben. Wenn man unter Berücksichtigung der vorher angegebenen Lautverhältnisse und -bedeutungen an die verwandten Namen Altena bei Sprockhövel und bei Attendorn sowie noch mehrere andere westfälische Altena, dazu an Altona an der Elbe, ferner an Holtenau (Holt Nebenform zu Halt-Alt) und an Hartenau denkt, so wird man die hier gegebene Namenerklärung als richtig anerkennen.

Bei seiner charakteristischen und dominierenden Lage muss der Felsberg von jeher eine, wohl mit roher Umwallung versehene, Kultus- und Zufluchtsstätte für die Umgegend abgegeben haben, wofür auch Urnenfunde sprechen, die in unterirdischen Felskammern des Berges gemacht worden sind. Aus der Zeit König Heinrichs IV. stammt dann eine regelrechte Burganlage. Damals gehörte nämlich die Gegend zu den rheinisch-westfälischen Privatgütern der Kölner Hochstifts-Vögte zu Deutz (Advocati Tuitienses), die ursprünglich einer fränkischen Ritterfamilie von Hövil entsprossen, auf Altenberg an der Dhün zu Hause waren. Diese Deutzer Vögte begannen im 11. Jahrhundert sich Grafen von Berg zu nennen und werden als solche 1101 in einer Urkunde König Heinrichs IV. als Zeugen erwähnt. Zwei Brüder, Adolf und Eberhard, überließen Altenberg dem Cisterzienserorden und errichteten gemeinsam und zu gleicher Zeit etwa 1108 zwei neue Waffenplätze, das Schloß Burg an der Wupper zum Schutze der rheinischen und die Burg Altena zum Schutze ihrer mit einer Gräfin von Werl erheirateten westfälischen Besitzungen. Während beide Brüder ihre letzten Lebensjahre im Kloster zu Altenberg verbrachten, regierte Adolf II., Graf von Berg und Altena. Er machte den Kreuzzug Kaiser Konrads III. mit. Nach seinem Tode 1160 erhielt der ältere Sohn Eberhard die Besitzungen in Westfalen und nannte sich Graf von Altena, während der jüngere, Engelbert, als Graf von Berg die rheinischen Lande erbte.

Die beiden Brüder standen bei dem Hohenstaufenkaiser Friedrich Barbarossa in hohem Ansehen, und Graf Engelbert von Berg starb auf dem Kreuzzuge desselben i. J. 1189, worauf ihm in Berg sein Sohn Adolf, der ältere Bruder des nachmaligen berühmten Erzbischofs Engelbert von Cöln, folgte. Als Eberhard I., der erste Graf von Altena, starb, folgte ihm i. J. 1179 sein Sohn Friedrich als zweiter Graf von Altena. (Ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jüngerer Bruder dieses Friedrich namens Arnold erhielt Isenberg und Nyenbrügge und war der Vater des Grafen Friedrich von Isenberg, der den Erzbischof Engelbert erschlug.) Auf Friedrich von Altena folgte i. J. 1198 Graf Adolf I. von Altena, ein besonders staatskluger und entschlossener Fürst. Er vergrößerte seinen Besitz durch kommissarische Einziehung der Güter jenes Bischofsmörders Friedrich von Isenberg, von denen er nach längeren Kämpfen gegen dessen Erben einen großen Teil behielt, und er erbaute zum Schutze dieser Besitzungen die Burg Blankenstein. Schon vorher hatte er im Norden seiner Grafschaft die Herrschaft Lünen und das Haus Mark an der Ahse gekauft, wo er 1126 die Stadt Hamm anlegte. Er wurde so der eigentliche Schöpfer der Grafschaft Mark, und er gab ihr auch, angeblich, weil er sein solange geführtes Wappen mit der Rose von Berg durch den Bischofsmond seines Vetters für entehrt erachtete, das Wappen des Ritters Rabod von Mark mit dem weiß-rot geschachteten Balken auf goldenem Schilde. Schon vorher hatte er begonnen, neben dem Namen eines Grafen von Altena denjenigen eines Grafen von Mark zu gebrauchen. Eine Weile sind diese Benennungen zu gleicher Zeit in Gebrauch. Auf Adolf den Ersten folgte im Jahre 1249 sein jüngerer Sohn Engelbert I., der in Kampf und Fehde ein rastlos bewegtes Dasein führte. Er nannte sich ausschließlich Graf von Mark — wir werden später sehen, aus welchem Grunde —, und dieser Name hat dann die volkstümliche Gestaltung Graf von der Mark erfahren. Dem in beständigen Kriegen begriffenen und schließlich gefallenen Grafen Engelbert I. folgte eine Reihe ebenso kriegerischer Grafen, die das Schwert in damaligen Zeiten nicht aus der Hand legen durften. Zunächst war es „der wilde" Eberhard II., der die renitenten kleinen Dynasten zwischen seinen Besitzungen niederwarf und Raubritterburgen brach (z. B. Volmarstein zum ersten Male und Isenburg bei Werden), besonders aber ein schlimmer Feind der geistlichen Herren im Lande war, wie er denn auch von geistlichen Geschichtsschreibern ein homo furibundus (wütender Mensch), ein flagellum episcoporum (Geißel der Bischöfe) und hostis ecclesioe (Feind der Kirche) genannt wird. Nicht anders waren sein Sohn Engelbert II., unter welchem Volmarstein 1324 endgültig zerstört wurde, und dessen Nachfolger Adolf II. Als der kriegerischste und bedeutendste dieser Herrscher erscheint aber Engelbert III., der zwar in der großen „Dortmunder Fehde" 1387 trotz seiner Kanonen mit 50pfündigen Kugeln (Schießpulver und Kanonen waren seit der Schlacht bei Crecy 1346 in Gebrauch) die feste freie Reichsstadt nicht nehmen konnte, aber auf seinen endlosen andern Kriegszügen, auch auf einem solchen für den deutschen Orden in Preußen, viel Ehre und Gewinn erntete. Er war einer der ersten Helden seiner Zeit, aber er wußte seine Erfolge auch durch einen Ring von festen Burgen an den Grenzen seines Reiches zu sichern. Unter ihm wurde die Grafschaft Mark zu einem abgerundeten Ganzen und gewann die Grenzen, die sie in späteren Jahrhunderten behalten hat. — Engelberts zweiter Neffe Dietrich folgte dem Oheim im Besitze des Landes. Als aber dieser in jugendlichem Alter 1398 unvermählt starb, wurde sein älterer Bruder Adolf, der als Gemahl der Erbtochter von Cleve Graf dieses Landes geworden war, zugleich auch Graf von der Mark. Ein Staatsvertrag brachte beide Länder unter eine einheitliche Regierung, und im Jahre 1417 erhob Kaiser Sigismund auf dem Konzil zu Kostniz den glänzenden Grafen Adolf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Cleve und Mark zum Herzog von Cleve, in demselben Jahre und an demselben Orte, wo er auch den Hohenzoller'schen Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum Kurfürsten von Brandenburg erhob. Seitdem sind Cleve und Mark zu ihrem Heile unter tüchtigen Regenten vereinigt geblieben, und später fielen den Herzögen von Cleve-Mark noch die Länder Berg, Jülich und Ravensberg durch Erbschaft zu. Als nach 200jährigem Bestande des Herzogtums Cleve der letzte Herzog aus dem märkischen Grafenhause, Johann Wilhelm, am 25. März 1609, kinderlos starb, begann um die reiche Erbschaft der 50jährige Jülich-Cleve'sche Erbfolgestreit hauptsächlich zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg Johann Sigismund, der eine Tochter der schon verstorbenen Marie Elenore, der ältesten Schwester Johann Wilhelms von Cleve und Gemahlin Albrecht Friedrichs von Preußen, zur Frau hatte, und dem Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg, der als Sohn einer noch lebenden, wenn auch jüngeren Schwester Johann Wilhelms von Cleve sehr mit Unrecht bessere Rechte zu haben glaubte. Weil man Einziehung der Lande durch den katholischen Kaiser fürchtete, kam es im Jahre 1609 im Dortmunder Rezeß zunächst zu einer gemeinsamen Regierung, dann 1614 zu dem Vergleiche zu Xanten, in welchem der Kurfürst von Brandenburg Cleve, Mark und Ravensberg, der Pfalzgraf hingegen Jülich und Berg erhielt. Seine endgültige Lösung fand der Erbfolgestreit erst 1666 durch den Vertrag zu Cleve, durch welchen die Bestimmungen des Xantener Vertrages bestätigt wurden. Seitdem ist, mit einer kurzen Unterbrechung zur Zeit Napoleons, die Grafschaft Mark zusammen mit Cleve bei Preußen geblieben.

Die Grafen von der Mark ragen aus der Menge der westfälischen Territorialherren außerordentlich vorteilhaft hervor. Sie ähneln in jeder Beziehung den Hohenzollern, mit denen sie blutsverwandt wurden. Wie diese, sind sie von den engen Gebirgen ins Tiefland hinabgezogen, um ihre Macht zu entwickeln und sich ihrer Anlage entsprechend zum Segen ihrer Völker zu betätigen. Sie haben in Nordwestdeutschland denselben Beruf erfüllt, wie die Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, indem sie der Bevölkerung anstelle der kleinen Dynasten und Raubritter eine starke und für alle Stände gerechte Regierung gaben. An Tapferkeit, an Wagemut waren sie allen Zeitgenossen überlegen, und dennoch waren diese Eigenschaften mit großer Staatsklugheit gepaart. Gerechtigkeit und Leutseligkeit gegen die Untertanen zeichneten sie aus, und auffallend tritt überall ihr liberaler Sinn, ihre Toleranz zu Tage. Auch die späteren Herzöge von Cleve waren ihnen ähnlich.

Dadurch daß das Erbe dieser von Hause aus tüchtigen Herrscher an Brandenburg fiel, faßte der Kurstaat im westlichen Deutschland festen Fuß, und als bald danach auch das Herzogtum Preußen hinzukam, fühlte er sich in den Stand gesetzt und zugleich verpflichtet, eine groß-deutsche Politik zu treiben. Wie der Große Kurfürst gegen Frankreich und Schweden in nationalem Sinne auftrat, wie Friedrich der Große durch seine Siege sowie durch die Bildung des Deutschen Fürstenbundes das deutsche Nationalgefühl kräftigte, so hat unsere Zeit durch das Verdienst der Hohenzollern das Deutsche Reich neu erstehen sehen und einen unerhörten Aufschwung des deutschen Volkes in politischer, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht erlebt. Darum ist es kein Wunder, daß die Jahrhundertfeier der Verbindung zwischen den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rheinisch-westfälischen Stammlanden und dem Kurstaate Brandenburg bei allen patriotisch fühlenden und denkenden Staatsbürgern, zumal in der industriell so gewaltig blühenden Grafschaft Mark, begeisterten Anklang findet.

2.

Der Altenaer Burgbau und seine Gegner.

Um eine Gedenkfeier vorzubereiten, war nach mannichfachen Vorbereitungen in Einzelausschüssen ein größerer Ausschuß von über 400 märkischen Männern gebildet worden, welcher im Januar durch seinen Vorsitzenden Landeshauptmann a. D. und Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Overweg und die beiden stellvertretenden Vorsitzenden, Bergrat Kleine und Kommerzienrat Baare, einen Aufruf an die Bewohner der ehemaligen Grafschaft Mark erließ. Wir geben diesen Aufruf im Wortlaut wieder, weil sich an die einzelnen Punkte eine Controverse knüpfte:

„Dreihundert Jahre werden im Jahre 1909 verflossen sein seit der Vereinigung der Grafschaft Mark mit dem brandenburgischen Kurstaate, der damit in den westlichen Gauen unseres Vaterlandes festen Fuß fassen konnte, während die Mark nunmehr mit dem Staate verschmolz, dem die Gestaltung der Zukunft Deutschlands bestimmt war. Treu in Freud und Leid, treu in Kampf und Arbeit, hat seitdem unsere Grafschaft zu ihrem Fürstenhause gestanden. Manche schwere Stunde hatte auch sie zu erdulden in den Kämpfen, die unser preußisches Vaterland bestehen mußte, ehe es sich zu dem Höhepunkte seiner heutigen Macht an der Spitze des endlich wieder vereinigten Deutschen Reiches emporschwang. Aber dafür nimmt sie auch in hervorragendem Maße an dem wirtschaftlichen Aufschwunge und dem wachsenden Wohlstande teil, dessen sich heute das deutsche Vaterland unter dem segensreichen Wirken der Hohenzollern erfreut.

Dankbar wollen wir uns dessen erinnern; aber stolz dürfen wir uns auch rühmen: Ihrem Antriebe entsprach die Tatkraft unserer Landsleute, die auf den Höhen und in den Tälern eine unter dem mächtigen Schutze des Preußischen Staates und des Deutschen Reiches und der ganzen Welt ihr Absatzgebiet suchende Gewerbetätigkeit geschaffen hat.

So ist reicher Segen für Herrscherhaus und Volk aus jenem Tage erwachsen, den wir unter der tatkräftigen Herrschaft unsers Kaisers und Königs Wilhelm II. in zwei Jahren festlich begehen können.

Zum bleibenden Zeichen der Erinnerung der Grafschaft Mark mit Brand. Preußen planen die treuen Märker einen historischen Mittelpunkt der ruhmreichen Geschichte der Grafschaft Mark durch den Wiederaufbau der Burg zu Altena zu schaffen. Diese Burg, der Sitz der Vorfahren der Märkischen Grafen seit dem 12. Jahrhundert, ist durch eine Ahnfrau märkischen Geblütes zugleich auch die Stammburg unseres mächtigen Herrschergeschlechts.

Die Burg soll unter Fortfall alles modernen Bauwerks in ihrer alten Gestalt wieder erstehen, nicht als ein kalter Prunkbau, sondern als eine Stätte, an der die Altertümer, Erinnerungen und hervorragende Erzeugnisse des Gewerbfleißes unserer Grafschaft gesammelt werden, ein Sammelplatz für volkstümliche Feste und ein Anziehungspunkt für tausende unserer Landsleute, für die hier ein Ort der Erholung nach saueren Werktagen ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaffen wird, ähnlich wie Burg an der Wupper es für das Bergische Land und wie es in Westfalen die Hohensyburg durch das jährlich wiederkehrende Erinnerungsfest an den großen Kanzler geworden ist.

Mit Begeisterung ist der Plan in weiten Kreisen der Grafschaft Mark begrüßt worden. Seine Durchführung ist dem unterzeichneten Ausschusse übertragen.

Wir wenden uns vertrauensvoll an unsere Mitbürger in Stadt und Land mit der Bitte, das Unternehmen durch Geldbeiträge zu fördern. Aller Orten eingerichtete Sammelstellen werden die Gaben einholen. Das Ergebnis der Sammlungen wird in den Tagesblättern der Grafschaft veröffentlicht werden."

Als sich infolge dieses Aufrufs in weiten Kreisen lebhaftes Interesse, ja Begeisterung zu entwickeln begann, erhob sich mit einem Male eine heftige Opposition. Professor Dr. Ehrenberg, Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Münster, und Karl Ernst Osthaus, Besitzer und Leiter des Folkwang-Museums in Hagen, erließen ein Anschreiben an die Mitglieder des großen Ausschusses, worin sie die vorher mitgeteilten Aeußerungen desselben einer scharfen Kritik unterzogen und eindringlich vor dem Plane in seiner gegenwärtigen oder in einer ihm auch nur annähernd ähnlichen Gestalt warnten. Die Hauptargumente der Herren waren folgende:

Die auf dem Titelblatte gegebenen beiden Abbildungen von dem gegenwärtigen Zustande der Burg und ihrer geplanten Wiederherstellung seien Phantasiegebilde.

Die Burg Altena sei gar keine Stammburg. Denn die Grafen von Altena stammten von den Grafen von Berg und hätten auch nur etwa 40 Jahre auf Altena gewohnt.

Von der ursprünglichen Burg sei kein baulicher Überrest vorhanden. Dahingegen sei ein als Sitz von Amtsleuten erst im 15. Jahrhundert errichteter Bau noch heute erhalten. Dies Echte werde in dem geplanten Prachtbau sich verlieren und untergehen. Die Burg in ihrem gegenwärtigen Zustande sei nur durch kleine nüchterne Anbauten verunstaltet und nehme sich ganz stattlich, inmitten der uralten herrlichen Bäume, Blumen und Schlingpflanzen sogar wundervoll aus.

Diese romantische Schönheit werde durch die riesigen Neubauten zerstört, der Pflanzenwuchs vernichtet und dafür ein Trugbild ohne Daseinsberechtigung aufgeführt werden.

Für volkstümliche Feste sei der Platz zu knapp und würde noch mehr beengt werden.

Die vaterländische Gesinnung könne durch steinerne Truggebilde und willkürliche Schöpfungen der Neuzeit nicht belebt werden. Für vaterländische Sammlungen sei hier kein Material vorhanden, die kleine Altenaer Sammlung fände in ein paar kleinen Zimmern Platz und sei von geringem Werte. Erholung finde der moderne Mensch besser in der gegenwärtigen grünenden Herrlichkeit, als zwischen den geplanten Steinmassen. Die ins Auge gefaßten 600000 Mark für den Neubau würden zwecklos verausgabt, der Bau werde aber Millionen kosten.

Die Verfasser schließen mit dem Gedanken, es habe nichts ausgedacht werden können, was dem Zwecke der Feier mehr schaden könne, als der jetzt vorliegende Entwurf. Gegen den historisch unwahren, kunst-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschichtlich unhaltbaren, praktisch völlig wertlosen Plan und die Zerstörung unschätzbarer historischer und landschaftlicher Stimmungswerte müsse entschieden Einspruch erhoben werden.

In noch schärferer Tonart ergehen sich verschiedene Kundgebungen des Herrn Professor Ehrenberg in der Presse, besonders ein von ihm verfaßter und an die Ausschußmitglieder versandter Artikel des „Münsterischen Anzeigers" vom 20. März d. J.

Was der Ausschuß vor hat, so äußerte er sich, läuft auf eine Geschichtslüge hinaus. Man müsse bei Zeiten Einspruch dagegen erheben, damit niemand unbewußt Mitschuldiger an einer Fälschung des objektiven Tatbestandes werde. Den Nachweis, daß die Grafen von Altena nicht von der Burg Altena abstammen, sondern ein Zweig der Grafen von Berg sind, habe Archivdirektor Dr. Ilgen in Düsseldorf geführt. Die Burg Altena sei also nicht die Stammburg der Grafen und somit nicht eine „Stammburg unseres mächtigen Herrscherhauses". Die noch bestehenden Baulichkeiten seien nicht als Sitz eines vornehmen Herrschergeschlechts errichtet worden. Auch finde sich kein Zeugnis, daß das Geschlecht der Burg einen besonderen Stimmungswert beigemessen hat. Auch Maria Eleonora, die Erbin, habe sich nicht im Geringsten darum gekümmert. Auf sie nehme aber der Aufruf ausdrücklich Bezug. Seine Begründung sei also auch bei diesem Punkte hinfällig. Der Architekt habe erklärt, er könne an der Hand reichen archivalischen Materials und der zur Zeit stattfindenden Ausgrabungen die Burg so wieder aufbauen, wie sie einst gewesen sei. Von Ausgrabungen aber hat Professor Ehrenberg, wie er sagt, bei sofortiger Hinreise keine Spur gesehen, auch kein archivalisches Material finden können. So könne der Architekt vom Grundriß, Aufbau und der Raumverteilung der ursprünglichen Burg nichts wissen. Der Architekt zeige, da man bei ihm eine bewußte Unwahrheit nicht annehmen könne, daß er von der Unausführbarkeit eines solchen Planes gar keine Ahnung besitze. Man tue mit dem Plane niemandem einen Gefallen. Der Kaiser sei genau unterrichtet und würde für eine untergeschobene Stammburg danken. Im Volke werde durch Vorspiegelung falscher Tatsachen nicht Patriotismus geweckt, sondern Mißtrauen gegen Wahres und Echtes. Die Verwendung von Millionen für eine Theaterburg sei geradezu der beste Nährboden für die Sozialdemokratie. Man würde sich am Volke und am Königshause gleichermaßen versündigen, wenn man aus westfälischem Trotz an einem völlig verfehlten, innerlich unwahren Plan festhalten wollte. Eben schüfen Ministerien und Regierungen Einrichtungen zum Schutze unserer Naturdenkmäler, und nun wolle man eine der schönsten Stellen um ihre alte köstliche Romantik bringen. Durch die Neubauten werde Jahrzehnte hindurch langweilige Öde und Nüchternheit über die gegenwärtige Naturschönheit gebracht werden. Nicht nur Westfalen, sondern ganz Deutschland interessiere der Fall, denn so reich sei unser Vaterland doch nicht an Schönheiten, daß man ungestraft seinen Besitzstand verringern könnte. Noch sei es nicht zu spät, sagt Professor Ehrenberg. Man solle die Burg von häßlichen Zutaten aus neuester Zeit reinigen, für gute Erhaltung des Bestehenden sorgen, eine bronzene Gedenktafel stiften, aber die jetzige Burg nicht zerstören!

Über die Motive zu seinem Einspruch gibt Professor Ehrenberg noch die besondere Auskunft, daß er denselben nicht aus Vergnügen oder Schadenfreude, sondern aus Gewissensnot erhebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese leidenschaftlichen Angriffe haben denn auch nicht verfehlt, manchen Freund der Sache umzustimmen. Die Sammlungen stockten, und viele, die vielleicht ohnehin nicht gern ein Opfer brachten, steckten höchlichst befriedigt den Geldbeutel wieder in die Tasche und waren froh, nunmehr einen Grund zur Zurückhaltung zu haben. So bestechend aber alle vorgebrachten Argumente im ersten Augenblicke auch wirken, tut man doch gut und abermals gut, ruhig Blut zu behalten.

Zunächst haben in der Sitzung des Großen Ausschusses, die am 21. März in Dortmund stattfand und von 87 Mitgliedern desselben besucht war, gewichtige Stimmen sich darüber geäußert.

Was die Kernfrage betrifft, ob die Altenaer Burg eine Stammburg sei, so äußerte sich darüber der bedeutende Kenner markanischer Geschichte, Pastor Dresbach-Halver, indem er den Sachverhalt folgendermaßen als erwiesen feststellte:

„Die Herren vom Berge waren um das Jahr 1000 im jetzigen Altenberge ansässig. Sie brachten es um 1100 zur Grafenwürde. Der erste Graf von Berg, Adolf I., erbaute am Anfange des 12. Jahrhunderts, gleichzeitig das neue Schloß Burg an der Wupper und die Burg Altena auf dem Wolfseck an der Lenne, die letztere zum Schutze seiner westfälischen Besitzungen. Sein Sohn Adolf II., Graf von Berg und Altena, teilte vor seinem Tode seinen Besitz unter seine beiden Söhne, sodaß 1160 der ältere Eberhard Altena und den westfälischen Besitz, der jüngere Engelbert den bergischen mit dem Schlosse Burg als eigenes Besitztum erhielt. Seit dieser Zeit 1160 nannte sich Eberhard Graf von Altena, und er wurde Stammvater der Grafen von Altena, die Burg selber also die Stammburg der Grafen von Altena, die völlig unabhängig geworden nachher die Burg Mark an der Lippe kauften und sich Grafen von der Mark nannten.

Die weitere Entwickelung hatte schon der erste auftretende Redner der Versammlung, Professor Dr. Rübel aus Dortmund beleuchtet, indem er Folgendes ausführte:

„Um 1200 erwarb Graf Adolf I. von Altena die Burg Mark und nannte sich seit 1203 in einer langen Reihe von Urkunden und auf den anhangenden Siegeln gleichermaßen bald nach dem einen, bald nach dem andern Orte. Da Adolfs I. ältester Sohn Otto Geistlicher und zwar Propst zu Lüttich geworden war, folgte dem Vater der jüngere Sohn Engelbert I. als Graf von Altena bez. von Mark. Da beanspruchte aber der ältere Bruder, daß ihm alle diejenigen Lehen ausgefolgt würden, die sein Vater Adolf I. vom Erzbischof Konrad von Köln übertragen bekommen hatte. Er trat aus dem geistlichen Stande aus und übernahm als Graf jenen Teil der väterlichen Besitzungen, darinnen auch der Auseinandersetzung entsprechend die Burgen Altena und Blankenstein. Fortan nannte sich Otto Graf von Altena und Engelbert Graf von der Mark. Als aber Otto 1269 ohne Erben starb, fiel sein Besitz doch wieder dem jüngeren Bruder Engelbert zu, der nun den Titel Graf von der Mark für seinen Gesamtbesitz beibehielt.“

Wenn Professor Ehrenberg sich auf den Archivdirektor Dr. Ilgen in Düsseldorf als wissenschaftliche Autorität dafür berufen hatte, daß, wie dieser erklärt hatte, die Grafen von der Mark gar nicht von der Burg Altena abstammten, sondern nur ein Zweig des Geschlechtes der Grafen von Berg gewesen seien, Ilgen also ein Stammhaus Altena gar nicht an-

Universitätsbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erkenne, so widerlegte der zweite Redner des Tages, Professor Frentzen-Aachen diese Behauptung durch Anführung der tatsächlichen Worte Dr. Ilgens, wo derselbe von dem Zurücktreten des ehemaligen „Stammhauses" bei Altena gegenüber dem Wohnsitze bei Hamm spricht, und durch die Anführung des Ilgen'schen Satzes: „Leopold von Northoffs Bemühungen, im märkischen Grafenhause die pietätvolle Erinnerung für dessen „Stammsitz Altena" wachzuhalten, scheinen also auf keinen günstigen Boden gefallen zu sein. Daß Dr. Ilgen mithin Altena als Stammsitz anerkennt, geht aus den angeführten Stellen deutlich hervor. Derselbe Redner Professor Frentzen wies denn auch die heftigen Ausfälle des Professor Ehrenberg zurück, die derselbe in einem Vortrage zu Hagen und in seinen verschieden Drucksachen gegen den Bauplan gerichtet hatte.

Wenn Professor Ehrenberg die beiden Abbildungen auf dem Titelblatte des Aufrufs als Phantasiegebilde bezeichne, so erwidere er, daß die erste Abbildung, die Burg Altena in ihrem gegenwärtigen Zustande darstellend, nach einer, um der bessern Treue willen sogar zur Winterszeit angefertigten, Photographie und nach dem gleichfalls besonders angefertigten genauen Lage- und Höhenplan eines vereideten Königlichen Beamten gezeichnet sei und daß Redner für die Richtigkeit der Burgzeichnung einstehe. Die Baumstämme seien natürlich weggelassen worden, weil sie früher nicht dagewesen wären und weil es sich bei der Zeichnung um die Burg an sich gehandelt hätte. Die Aufnahme sei vom linken Lenneufer aus erfolgt, wohin Professor Ehrenberg wohl nie gekommen sei. Die gebrauchten Ausdrücke „Phantasiegebilde" und „Schwindel" wurden dementsprechend abgefertigt.

Von der andern Abbildung, nämlich derjenigen vom früheren Zustande der Burg hat Professor Frentzen wirklich vorhandene frühere Pläne und Abbildungen benutzt, während Professor Ehrenberg das Vorhandensein derselben bestritten habe, nur weil er sie nicht gekannt hätte, worauf er dann später, nachdem er von ihrem Vorhandensein erfahren, sich über diese Unwissenheit mit dem zweifelhaften Argument getröstet habe, daß bekanntlich solche alten Abbildungen gänzlich unzuverlässig seien und keinen bestimmten Anhalt gäben! Ebenso wisse Professor Ehrenberg von baulichem Aktenmateral nichts, dasselbe sei aber tatsächlich vorhanden. Auch hier helfe er sich nachträglich mit der Erklärung: Mit solchen Notizen ließe sich gar nichts anfangen. Ganz unrichtig sei Ehrenbergs Behauptung, daß alles Erhaltene an der Burg aus der Zeit um 1500 stamme. Er habe ursprünglich sogar den großen Bergfried ganz übersehen, ebenso die Reste des erst 1845 teilweise abgetragenen und nachher weiter eingestürzten Palas. Auch haben tatsächlich Ausgrabungen stattgefunden. Von den früher vorhanden gewesenen Baulichkeiten hat also Professor Ehrenberg keine Ahnung, und nur hieraus seien die Ausdrücke „falscher Sachverhalt", „vorspiegeln", „Trugbild", „Theaterburg" zu erklären. Die von Professor Ehrenberg gerühmten, „uralten Bäume" stammten aktenmäßig erst aus den Jahren 1845—46, und wenn sie auch einen Erscheinungsreiz aus nächster Nähe besäßen, so verdeckten sie doch dafür die Gebäude, deren Umrißlinie den größten Teil des Jahres hindurch hinter der dichten Belaubung verschwinde. Es würden auch beim Bau die Bäume keineswegs vollständig beseitigt werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit sehr bittern Worten bestreitet Frentzen die Angaben und Annahmen Ehrenbergs über den Kostenpunkt. Letzterer behaupte, daß nach „anderweitiger Schätzung" der Kostenanschlag fünf bis sechsmal werde überschritten werden. Wenn schon 600000 Mark genannt würden, so müsse man sich auf 3 Millionen gefaßt machen. Zu diesen grundlosen, verdächtigenden Angaben hätten die Herren Ehrenberg und Osthaus durchaus kein Recht und keinen Beweis dafür. Das sei der Blend- und Knalleffekt in der Polemik der Herren, ein Appell an die niedrigen Leidenschaften renitenter Geldbeutel. Bei Errichtung eines Denkmals, wie sie es vorgeschlagen, nämlich einer technischen Hochschule, würden die Herren nicht so bange für die Geldbeutel der Westfalen sein.

Andere Einwürfe des Professors Ehrenberg wurden noch durch andere Redner widerlegt.

In seiner schon erwähnten Rede wies Pastor Dresbach-Halver auch darauf hin, daß der Aufbau der Burg dem Volke keineswegs ein „Trugbild" vorzaubern würde. Gerade das Gegenteil sei der Fall. „Denn dadurch, daß wir die Burg nach dem ursprünglichen Plane, wie er dem ersten Bauherrn ohne Zweifel vorgeschwebt, auf- und ausbauen, werden die historischen Erinnerungen festgehalten. Als Patrioten müssen wir streben, das großartige historische Denkmal der Nachwelt nicht bloß zu erhalten, sondern sinngemäß auszubauen, als Touristen müßten wir dasselbe wünschen, damit man gern auf den Berg steige, wo man jetzt vor lauter Gestrüpp keine Aussicht in das herrliche Tal habe. Der Bau wird eine große Anziehungskraft auf das wanderlustige Publikum ausüben, und unsere Nachkommen werden uns dankbar sein, wenn wir die Sache ausführen. Aus dem Widerspruch der Gegner müssen wir erneute Veranlassung nehmen, das vorgesteckte Ziel mit allen Kräften zu verfolgen.

Für die Auffassung der Herren Ehrenberg und Osthaus trat, wenn auch mit großer Reserve, nur Archivrat Dr. Theunen-Münster ein. Er sprach aus, er könne nicht leugnen, daß Herr Professor Ehrenberg sich in der Form zum Schaden seiner Sache sehr vergriffen habe, doch wohne seinen Ausführungen ein berechtigter Kern inne. Nach seinem Gefühl sei die Burg, wenn man die häßlichen Neubauten beseitige, jetzt so malerisch schön, daß sie durch Neubauten nicht gewinnen könne. Einige gute Ausblicke ließen sich mit einfachen Mitteln erreichen. Allerdings scheine ihm die Sache schon in ein Stadium getreten zu sein, daß es zwecklos sei, gegen den Wiederaufbau anzukämpfen. Man solle aber dann das Geplante nicht eine Wiederherstellung, sondern einen Neuaufbau nennen. Nach den bisher vorgelegten flüchtigen Skizzen sei es sehr zweifelhaft, ob die neue Burg auch nur annähernd so aussehen wird, wie die alte. Er schlug die Bildung eines Ausschusses vor zur Begutachtung der Feststellungen über die Natur und die noch vorhandenen Reste des alten Baus und andererseits zur Begutachtung der neuen Pläne.

Landtagsabgeordneter Landgerichtsrat a. D. Schmieding-Dortmund bedauerte den verletzenden Ton, den die Polemik angenommen habe. Eine ruhige Kritik hingegen, wie die des Dr. Theunen, sei wertvoll. Er stimme Herrn Dr. Theunen darin zu, daß nichts vom alten Schönen ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

loren geben dürfe, um zweifelhaftes Neues an die Stelle zu setzen. Der gegenwärtige Plan habe nur den Charakter einer Skizze und werde noch ein Dutzend Abänderungen erfahren, ehe er zur Ausführung reif sei. Ganz unverständlich sei es, wenn die Herren Ehrenberg und Osthaus schreiben könnten: „Vaterländische Sammlungen, Zeugnisse des Gewerbfleißes der Grafschaft Mark sollten hier untergebracht werden; aber woher nehmen und nicht stehlen?“ Da denke man doch von dem Sammel- und Gewerbefleiße der Markaner zu gering; man möge nur fleißig alsbald mit einer, nämlich der Sammlung der materiellen Mittel für den Wiederaufbau der Burg, beginnen.

Man könne heute nicht mehr zweifelhaft sein, „ob“ und „wo“ das Denkmal der Grafschaft Mark zu errichten sei, sondern es handele sich nur noch um das „wie?“ Die Reste der an unvergleichlich reizvoller Stätte vorhandenen Hohenzollern-Stammburg der Vergessenheit zu entreißen und in pietätvoller Weise neu erstehen zu lassen, sei des Schweißes der Edlen wert, und in diesem Grundgedanken dürfe man sich durch keine Angriffe irre machen lassen.

Professor Frentzen bekämpfte, noch einmal das Wort nehmend, den Vorschlag des Dr. Theunen, eine Begutachtungskommission zu bilden, weil eine solche den Fortgang des Werkes lähmen müsse. Andererseits gab er die Versicherung, daß nirgendwo die Absicht bestehe, den Bestand der alten Burganlage zu verändern. Zu scharfen Erwiderungen sei er durch die verletzenden Angriffe der Gegner herausgefordert worden.

Geh. Justitzrat Haarmann erklärte, er halte durch die Ausführungen der Herren Professor Dr. Rübel und Pfarrer Dresbach den Beweis, daß die Burg Altena die Stammburg der Grafen von der Mark gewesen sei, für in befriedigender Weise erbracht.

Nunmehr stellte der Vorsitzende den einstimmigen Beschluß des Ausschusses fest, an dem früher gefaßten Beschlusse des Wiederaufbaus der Burg festzuhalten. Die erst herzustellenden Baupläne müßten übrigens die einzelnen Ministerialinstanzen durchlaufen, und der Bau müsse, da das Schloß Altena Staatseigentum sei, die Genehmigung des Königs erhalten. Demgemäß würde der Ausschuß selbstverständlich mit der allergrößten Vorsicht verfahren, auch eine Ergänzung durch Sachverständige nicht von der Hand weisen.

Der Schatzmeister des Ausschusses, Bankier Kersten-Altena hob hervor, daß nach einem vielversprechenden Anfange eine zweifellos auf die Angriffe der Herren Ehrenberg und Osthaus zurückzuführende Stockung in der Einsendung von Beiträgen eingetreten sei, die, wie er zuversichtlich hoffe, nach dem guten Ergebnis der heutigen Sitzung ihr Ende erreicht haben werde.

Herr Oberbürgermeister Dr. Haarmann-Witten schlug vor, eine volkstümlich gehaltene Broschüre über die Ergebnisse der heutigen Versammlung herauszugeben. Der Vorsitzende sagte das zu und verhieß, daß sich die Geschäftsleitung über die Form schlüssig machen werde, in der die Bekanntgabe für die Öffentlichkeit erfolgen solle. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem die Angriffe der Herren Ehrenberg und Osthaus in der Ausschußsitzung eine entschiedene Zurückweisung erfahren haben, scheint im Ganzen zur öffentlichen Beleuchtung der Frage bis heute (Mai 1906) noch nicht viel Weiteres geschehen zu sein. Es mögen darum hier einige Schlußfolgerungen und Bemerkungen Platz finden.

3.

Folgerungen und Bemerkungen.

Mit Eberhard I. beginnt 1160, wie wir vorher gesehen haben, die selbständige Linie der Grafen von Altena, und die Burg von Altena wurde seine Residenz.

Es ist nicht zu verstehen, warum man dieselbe nicht als das Stammschloß der Grafen von Altena ansehen will. Irgendwoher muß doch jede Familie stammen. Die bergischen Grafen der Familie von Hövil stammten ja ihrerseits selber von wo anders her, nämlich aus Franken. Wenn das Grafengeschlecht der Deutzer Vögte sich 1160 in ein Bergisches und ein Märkisches Herrscherhaus teilte (wie die Hohenzollern sich in schwäbische Hohenzollern und Burggrafen von Nürnberg teilten), so hat doch von diesem Augenblicke an jedes Geschlecht sein selbständiges Herrschaftsrecht und seine erste Residenz ist seine Stammburg. Mag Altenberg die gemeinsame Stammburg sein, so ist doch Burg die Stammburg der Bergischen Grafen und Altena die Stammburg der Altenaer Grafen von dem Augenblicke an, wo dieselben nach vorheriger gemeinsamer Regierung sich nach Landbesitz und Residenzen endgültig trennten. Die Hohenzollernburg zu Nürnberg ist nur darum nicht als Stammburg anzusehen, weil sie ursprünglich eine kaiserliche Amtswohnung war. Burg Altena war Residenz und Eigentum zu gleicher Zeit. Es liegt somit eigentlich nur ein inhaltleerer Streit um ein Wort vor. Und die Grafen von Mark haben nicht nur wenige Jahrzehnte, sondern über ein Jahrhundert (1160—1269) in der Burg von Altena residiert, wenn sie auch während der zweiten Hälfte dieser Zeit zugleich in Mark Wohnung nehmen. Seitdem Eberhard I. im Jahre 1160 die Grafschaft Altena übernommen, hat er dort gewohnt, nach ihm seit 1179 sein Sohn Friedrich, sodann seit etwa 1198 dessen Sohn Adolf I. von Altena, der das Haus Mark um 1200 erwarb und zeitweise auch dort wohnte, endlich seit dessen Tode 1249 der in den weltlichen Stand zurückgekehrte Graf Otto von Altena. Eberhard und Friedrich also haben ihren Wohnsitz nur in Altena gehabt, Adolf I. anfangs ebenfalls, später abwechselnd in Altena und Mark, Otto aber, als Graf von Altena im ausschließlichen Sinne ganz gewiß nur in Altena, denn er hatte außer dieser Burg kein anderes Residenzschloß. Während dieser 109 Jahre hat die Burg Altena den Grafen von Altena und Mark als Residenz gedient. Es ist auch nicht richtig, daß sie in der Folge der Burg Altena keinen Stimmungswert beigelegt hätten. Es ging der Burg allerdings nicht anders, als andern fürstlichen Bergschlössern, die sich zur Residenz des erweiterten Landes mit der Zeit nicht eigneten, z. B. der Wartburg, die, einst die gefeierte Residenz der hoch- und kunstsinnigen Landgrafen von Thüringen, nachher unter den Wettinern vernachlässigt wurde. Von der Altenaer Burg aus übte der Truchseß von Altena (dapifer wird er bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leopold von Northof genannt) — später war es der Droste von Plettenberg — die Verwaltung und den Grenzschutz in dem südlichen Teile der Grafschaft Mark. Aber die Grafen von der Mark waren viel und gerne in dieser Gegend. Besonders liebte der gewaltige Engelbert III. die Burg Schwarzenberg bei Plettenberg, in deren Nähe der äußerste Punkt der vorspringenden Felsecke, von wo aus man den Spiegel der Lenne siebenmal aufblitzen sieht, von ihm besonders gern aufgesucht und nach ihm „Engelberts-Stuhl" benannt wurde. Seitdem ihre Vögte mit ihrem ganzen Amtswesen das Schloß von Altena bewohnten, konnten die Grafen ihre Hofhaltung dort nicht mehr unterbringen, aber es ist von gar keiner Wichtigkeit, ob sie später noch hier oder auf einer andern Burg ihres Südlandes gelegentlich Aufenthalt nahmen. Die Burg Altena hatte ihren Beruf als Residenz eben erfüllt. Daß die Prinzessin Marie Eleonore von Cleve im 16. Jahrhundert, an den großartigen und behaglichen Düsseldorf-Clever Hofhalt gewöhnt, sich um die nach allmählichem Verfall dürftig erneute Burg Altena nicht bekümmert hat, ist natürlich. Aber etwas Entgegengesetztes ist auch von dem Ausschusse nicht behauptet worden. Er hat sie nur als „Ahnfrau märkischen Geblüts" bezeichnet; das ist alles, was er in seinem Aufrufe von ihr sagt. Wenn Professor Ehrenberg erklärt, „die Begründung werde also auch in diesem Punkte hinfällig", so kann er nur meinen, der Ausschuß habe jene Fürstin als Freundin des Aufenthaltes auf der Burg Altena bezeichnen wollen. Wie er das aus dem Wortlaut hat herauslesen können, ist unverständlich.

Wenn Professor Ehrenberg die Bewohner der Grafschaft Mark hinsichtlich ihrer Stellungnahme zum Burgbau in drei Gruppen teilt, nämlich solche, die sich zustimmend verhalten, zweitens Gleichgiltige und drittens solche, die eine erbitterte Ablehnung kundgeben, so gehörten zu dieser letzten Gruppe ursprünglich außer ihm wohl nur wenige Männer. Freilich hat diese Gruppe mit ihrer leidenschaftlichen Polemik Stimmung genug gegen den Bau gemacht.

Einen recht bedenklichen Eindruck macht es aber, daß Prof. E. auch den Kaiser für seine Partei in Anspruch nimmt, der „für eine untergeschobene Stammburg" danken würde. Woher will Prof. E. das Urteil des Kaisers kennen? Grade weil, wie er sagt, der Kaiser über die geschichtlichen Verhältnisse seiner Familie und seiner Stammburgen genaue Kenntnis und ein scharfes Urteil besitzt, ist es sehr fraglich, ob er den offenbar höchst unsicher begründeten Lehren einer leidenschaftlichen Polemik ohne Weiteres zustimmen wird.

Jedenfalls aber dürfte die Drohung, „die Verwendung von Millionen für eine solche Theaterburg würde geradezu der herrlichste Nährboden für die Sozialdemokratie werden," dem Kaiser schwerlich gefallen, der so manche Burg herrlicher herstellen läßt, als sie früher gewesen ist. Man denke an die Marienburg in Westpreußen, die Hohkönigsburg im Elsaß, die Ausschmückung der Wartburg! Wenn auch Architekten und Altertumskenner vom fachmännischen Standpunkte aus manches oder viel daran auszusetzen haben, so ist doch dieser Standpunkt nicht der einzige, von dem aus man die Sache zu betrachten hat.

Damit kommen wir auf einen letzten und besonders wichtigen Punkt zu sprechen, den man vor allen andern im Auge behalten muß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4.

Burgenromantik und nationales Leben.

Professor Ehrenberg äußert seine Entrüstung auch darüber, daß „das Landschaftsbild von feinstem Naturreiz zerstört und alte köstliche Romantik durch große moderne willkürliche Baulichkeiten verdrängt werden solle. Zunächst sind diese letzteren nicht als modern und durchaus willkürlich, sondern der wesentlichen Form nach in Übereinstimmung mit dem Zeitgeschmacke des 12. bis 13. Jahrhunderts geplant, wenn sie auch in der Einrichtung den Verhältnissen und Besuchern der Gegenwart in mancher Hinsicht Rechnung tragen müssen. Was aber die Romantik und den landschaftlichen Reiz betrifft, so braucht die gefürchtete „langweilige Öde" nicht einzutreten, denn nicht alle Bäume sollen fallen, nicht alles Grün vernichtet werden. Wohl aber fragt es sich, ob es bei Altenaer Burg mehr auf die Erhaltung der grünen Naturhülle oder auf das Hervortreten der Burg ankommt. Die erstere braucht gar nicht verloren zu gehen, sie wird nur gegen die Gebäude zurücktreten müssen, wenn dieselben neu erstehen sollten. Und ist es denn besser, daß diese, wie es jetzt der Fall ist, mehr und mehr von Grün übersponnen werden, daß sie dem Auge des Wanderers auf der Talstraße mehr und mehr entschwinden und seiner Vorstellung und seinem Interesse nichts mehr sind, oder daß sie sich wirksam von der Silhouette des Berges abheben, sich als Erinnerungsmerkmal kräftig durchsetzen und mächtig zum Näherkommen, zum Beschauen und zum Versenken in vaterländische Empfindungen und Gedanken anregen? Das Letztere ist für einen Punkt wie die Altenaer Burg zweifellos das Wichtigere.

Es gilt das durchaus nicht für jede Burg, man muß da wohl unterscheiden.

Abgelegene Ruinen kleiner Ritterburgen, heutzutage oft Perlen der Romantik, kann man mit Fug und Recht dem Verfalle überlassen, allenfalls hier und da durch Stützmauern und Ausbesserungen ihren Trümmerzustand hinfristen. „Man muß wissen", sagt Schücking in seinem Buche „Das romantische Westfalen", wie nach den Schilderungen des Karthäusermönches Werner Rolevinck von Laer das arme Ministerialenvolk in seinen Felsenburgen ohne Raum und Licht ein kümmerliches Leben zubrachte oder in mühsamem Felddienst sich für den Herrn schinden und plagen mußte, oder aber um des lieben Brotes willen auf die elendeste Buschklepperei ausging, und wie oftmals, nach den Bildern des Soester Nequamsbuches, die räuberischen Junker ihren schlimmen Lohn

erhielten." Ja, den Burgen solcher Ritter wird man keine historische Bedeutung beimessen, ihre Erneuerung nicht wünschen Dasselbe gilt auch für die Ruinen mancher größeren Dynastenschlösser. Man wird sie gerne als Bestandteile jener romatischen Scenerie ungestört weiter wirken lassen, die auf empfängliche Gemüter mit Recht einen tiefen Eindruck macht. Nicht mit Geringschätzung dürfen wir uns von dem Dichter abwenden, dessen feinbesaitetes Gemüt beim Anschauen der Ruinen eines alten Bergschlosses der süßen Schwermut wohllautenden Ausdruck gibt, wie es in der bekannten Elegie des leider zu früh vergessenen Matthisson geschieht:

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Bild, o Wehmut, dir geweiht!

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Überreste waren:
Ein betürmtes Schloß voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit.
Schwermutsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut.

So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!

Ja beim Anschaun solcher Stätten der Vergänglichkeit werden unsere eigensten menschlichen Empfindungen in uns wach, denn keins der Tiere vermag dieselben zu teilen.

Allein der wohlbekannte Spruch unseres teuren Schiller „Das Alte sinkt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen!" leitet uns von der elegischen Versenkung zu einer neuen Empfindung hinüber, von welcher die Schwermut nach und nach abgelöst wird. Schillers Worte sind ja hauptsächlich im übertragenen Sinne gemeint, aber wir dürfen sie auch im eigentlichen Sinne für gewisse Ruinen in Anspruch nehmen.

Auf manchen Burgen wohnten auch Geschlechter, die der Segen des Landes waren. Was die Zähringer in Baden, die Wittelsbacher in Bayern, die Wettiner in Sachsen und andere Fürsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anderswo trotz zahlreicher, dem Zeitgeiste entsprechender Mißgriffe ihren Völkern Wertvolles geleistet haben, das tritt noch heute in der Anhänglichkeit ihrer Völker zu Tage. Und hinter jenen stehen die Grafen von der Mark und die Hohenzollern gewiß nicht zurück. Ist es nicht gebührend, daß sie auch durch die Erhaltung oder Erneuerung ihrer Stammburgen geehrt werden, indem man die Mittel entweder von Staats wegen oder durch freiwillige Beiträge beschafft? Ist es gerechtfertigt, daß man bei der Heidelberger Schloßruine das elegisch-sentimentale Empfinden höher stellt, als das gesunde Verlangen, nicht nur dem traurigen Verfalle Halt zu gebieten, sondern durch den Wiederaufbau des Schlosses von dem neuerwachten Leben und der unversieglichen Kraft im deutschen Volke einen großartigen Beweis zu liefern? Wie Professor Ehrenberg in Münster, so streitet Professor Thode in Heidelberg heftig gegen den Wiederaufbau des dortigen Schlosses. Die Ruinen desselben sollen ausschließlich der Romantik und sentimentalen Empfindung gewidmet bleiben, bis sie ganz verfallen, während doch andere Herrscherburgen, gleich dem Heidelberger Schlosse die Wahrzeichen ihrer Landschaft, wie die Wartburg bei Eisenach, die Feste Coburg, das Schloß zu Altenburg, der Friedenstein in Gotha, die Marksburg bei Braubach, die Feste Kufstein am Inn, die Hohkönigsburg bei Schlettstadt, das Stammschloß Hohenzollern, die Marienburg an der Nogat und in unserer Nähe das Schloß Burg an der Wupper gleichwie zahlreiche andere hervorragende Fürstensitze teils wohl erhalten werden, teils neu ausgebaut sind. Sie ziehen so Scharen von Besuchern heran, die sich dort mit vaterländischem Geiste erfüllen und jenes berechtigte Nationalgefühl gewinnen, dessen Mangel uns früher nicht nur in den Augen anderer Völker herabwürdigte, sondern auch fast unheilbar schädigte, insofern als wir überall in der Welt zu spät gekommen sind und den andern nachgerade als solche erscheinen, die gar kein Recht haben, auch etwas zu wollen. Trägt der Anblick des von den Franzosen frevelhaft zerstörten und noch immer so daliegenden Heidelberger Schlosses etwa dazu bei, uns in ihren und anderer Völker Augen zu heben?

Nein! Bedeutende Ausgangspunkte deutscher Macht und deutscher Tüchtigkeit mögen auch in voller Kraft des Lebens blühen und die Ursprungsstätten verdienter deutscher Fürstenhäuser in neuem Glanze wiedererstehen! Dabei kommt es durchaus nicht so sehr darauf an, daß das Interesse der sentimentalen Romantiker befriedigt werde, nach deren Wünschen sich der Verfall ungestört weiter vollziehen soll. Für sie bleiben Ruinen genug übrig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch die Archäologen und Konservatoren, die Amtsgenossen des Herrn Professor Ehrenberg, die er in großer Zahl aufgeboten und die in einer neuesten Kundgebung einen wahren Rachechor berühmter Männer anstimmen, sind in Fällen, wie der vorliegende, nicht zu hören; weil kein ausschließlich wissenschaftlich-ästhetischer, sondern auch ein aktuell vaterländischer Zweck vorliegt. Für diesen genügt ein Stützen alter Mauerreste oder ein Konservieren spätmittelalterlicher Notgebäude von kümmerlicher Struktur keineswegs.

Auch die Gegnerschaft einer großen Zahl von Architekten darf den Patrioten nicht irre machen, nach deren Meinung bei einen Neuaufbau die historische Treue des ursprünglichen Baus in jedem Detail bis auf den letzten Dachziegel gewahrt werden müßte. Daß er so mit allen Mängeln der alten Zeit behaftet und ohne Rücksicht auf die Zwecke der Gegenwart hergestellt werden könnte, das ist in anbetracht des zu erwartenden Menschenverkehrs und seiner Bedürfnisse völlig ausgeschlossen. Hingegen ist zu wünschen, daß innerhalb gewisser Grenzen historischer Angemessenheit doch etwas Würdiges, einigermaßen Glanzvolles hingestellt werde, was auf die Besucherscharen der Gegenwart, nicht zum wenigsten auf die Jugend, einen bedeutenden Eindruck zu machen geeignet ist und zugleich den berechtigten Ansprüchen des heutigen Publikums an Licht und Wärme und Einrichtungen mancher Art gerecht zu werden vermag. Es ist durchaus keine Quadratur des Zirkels, wie Herr Professor Ehrenberg behauptet, das stilgerechte Aussehen des Baus und die Bedürfnisse der Gegenwart in Einklang zu bringen. Die Lösung ist auf der Veste Coburg und anderswo längst gefunden. Dort steht unter andern ein stilgerechtes Gebäude, welches als Restaurant dient, im Zusammenhange mit einer baumüberschatteten Esplanade, einer Bastei, von der einst die Geschütze donnerten, durch die der belagernde Wallenstein zurückgewiesen wurde. Andere Räume und Gebäude dienen als Museum für Waffen und Altertümer sowie für naturwissenschaftliche Sammlungen. In der prächtig erhaltenen bez. neuausgebauten Veste fühlt sich niemand durch irgend welche von diesen Einrichtungen historisch oder ästhetisch beleidigt. Ganz ebenso steht es mit Schloß Burg an der Wupper. Nein, eine solche Burg braucht durchaus keine Theaterburg, kein Blendwerk zu sein. Ungefähr derselbe Gesichtspunkt dürfte unsern Kaiser bei seiner Anteilnahme andem Ausbau und der Verschönerung berühmter Burgen leiten. Darum ist als Geschenk des Kaisers an den Großherzog von Weimar auf der Wartburg in Malerei und Mosaik so manches Kunstwerk angebracht worden, welches in der Wirklichkeit des Mittelalters nicht da war, und Ähnliches in der Marienburg geschehen. Ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Burgaufbau in der Gegenwart soll keine Rekonstruktion der nüchternen vergangenen Wirklichkeit sein. Das Wirkliche, Echte ist er ja eben doch nicht. Da soll er denn eine die echten Reste der Urprungszeit in sich aufnehmende, dem Charakter der Stelle, aber auch den Erfordernissen und Zwecken der Gegenwart angepaßte Neuschöpfung sein. So wird er herzerwärmend, erfreulich und begeisternd wirken.

Wenn wir im Vorstehenden eine Reihe von offenkundigen Gegnerschaften erörtert haben, welche den Wiederaufbau der Burg Altena erschweren, so wollen wir gewisse dem Unternehmen ebenfalls feindliche Unterströmungen hier unerörtert lassen und nur noch einer Art von Gegnern gedenken, die in den einzelnen Städten und Orten des Landes zum großen Schaden der Sache stark vertreten ist. Das sind die Lokalpatrioten, die erst am eigenen Orte ein Kaiser Wilhelm-Denkmal oder einen Bismarckturm oder eine Badeanstalt hergestellt sehen wollen, ehe sie einen Pfennig für die Altenaer Burg hergeben. Aber es gilt doch auch hier: Man soll das Eine tun, aber das Andere nicht lassen. Man ist doch nicht bloß Ortsbürger, sondern auch Märker und Preuße. Der vorliegenden Veranlassung aber des 300-jährigen Jubiläums der Grafschaft Mark kann doch nicht füglich jeder einzelne Ort durch eine Lokaleinrichtung in der wünschenswerten großartigen und für die Gesamtbevölkerung wertvollen Weise symbolischen Ausdruck geben. Dafür ist Altena der gegebene Platz. Und da heißt es denn mit unserm Schiller: „Immer strebe zum Ganzen! Und kannst du ein Ganzes nicht selber bilden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!"

Diesem Gedanken zu huldigen möchten wir alle Markaner auch am Schlusse unserer Darstellung gebeten haben! Stiften wir unserer dankbaren Anhänglichkeit an unser Herrscherhaus das geplante Denkmal, dem die Veranlassung zu seinem Entstehen vermöge seiner stattlichen und würdigen Ausgestaltung an die Stirn geschrieben ist, und welches in der Seele der Besucher und Beschauer einen nachhaltigen Eindruck hervorruft von der früher wie heute blühenden und lebendigen Kraft des deutschen Volkes und Vaterlandes! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Zunftwesen im alten Iserlohn.

Von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide (Dortmund).

In mehr denn hundert Kleinheiten des Tages beweist das alte Philosophenwort vom Kreislauf aller Dinge seine erkenntnisreiche Wahrheit. Es begegnet uns im kulturellen Entwicklungsgang, im inneren wie äußeren Leben eines Volkes, einer Gesellschaft des Einzelnen. Bald kehrt es wieder im tiefsten Wesenskern der Dinge an sich, bald an der äußersten Peripherie des Kreises, gleichsam in fortschreitender Entwickelung den Anfangspunkt eines zweiten Kreises, einer neuen Phase, darstellend.

Unter diesem Gesichtspunkte findet sich in den gegenwärtig besonders lebhaften und volkswirtschaftlich warm anzuerkennenden Bestrebungen des deutschen Handwerks kaum ein wirklich neues Moment. Vorbildlich für sie ist wohl jene Blütezeit des Handwerks im Mittelalter, welche in den Zünften ihren höchsten Ausdruck findet und dem alten Sprichwort vom goldenen Boden des Handwerks zuerst Berechtigung verlieh. Der Lauf der Jahrhunderte hat auch hier manches anders werden lassen. Es wäre töricht, wollten wir verkennen, wie sehr die alten Zunftbestimmungen in mancher Beziehung hemmend und lähmend wirkten und sich dem individuellen Entwickelungsgang hindernd in den Weg stellten. Andererseits aber ist wohl zu berücksichtigen, daß eben zum großen Teil nur diese Bestimmungen jene Blütezeit möglich machten. Nur in der vorgeschritteneren Form bedeuten darum die auf dem Boden der Selbsthülfe gewachsenen Bestrebungen zur Regelung des Lehrlingswesens, Prüfungsausschüsse für Gesellenprüfungen, Fachschulen, Kreditgenossenschaften, und wie die guten und schlechten Dinge alle heißen, einen Wendepunkt für die Geschichte des deutschen Handwerks. Da ist ein Rückblick in die Zunftgeschichte unserer märkisch-westfälischen Heimat doppelt interessant. Unter den Städten derselben aber besaßen wohl nur wenige gleich früh ein so geregeltes Zunftwesen wie die Stadt Iserlohn. Leider ist bei den zahlreichen Bränden, von welchen Iserlohn im Mittelalter, namentlich in den Jahren 1448, 1510, 1530 und besonders 1677 heimgesucht wurde, manche Urkunde verloren gegangen. Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit taten, nachdem die Zünfte bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts jede Bedeutung eingebüßt hatten, das übrige. Für die nachfolgende kurze Darstellung des Iserlohner Zunftwesens sind hauptsächlich von Steinen, Giffenig, Lecke und Woeste meine Gewährsmänner.

Wie überall, so galt auch hier unter den Zünften von Alters her die Bäckerzunft als älteste und erste. Das findet wohl darin seine Erklärung, daß ihre Entstehung durch das häusliche Leben schon früher bedingt war als die irgend einer andern. Unter den sieben Zünften, von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deren Existenz im 17. Jahrhundert wir wissen, stand darum auch die Bäckerzunft obenan und hatte mit den übrigen Zünften einerlei Recht und Gerechtigkeit. Sämtliche Vorsteher der Zunft wurden durch ihre Wahl zu diesem Amte gleichzeitig Gemeindevorsteher und hatten Sitz und Stimme unter den Senatoren der Stadt, oder, wenn nicht Stimme, doch wenigstens einen Sitz. Der Zunftbrief der Bäcker datiert vom 5. Februar 1570 und wurde im Jahre 1620 erneuert. Wie alle Zünfte, so hatte auch die Bäckerzunft bis 1718 zwei Vorsteher, von denen jährlich einer abging. Zu den Obliegenheiten des ältesten Vorstehers gehörte auch das Aufbewahren des Zunftbuches und der Zunftlade. Von 1718 ab blieb Heinrich Neveling ad dias vitae (d. i. auf Lebenszeit) alleiniger Zunftvorsteher der Bäckerinnung. Als er später wegen „Leibesschwäche" sein Amt niederlegte, setzte ihm die Regierung einen Nachfolger, die Wahlen aber waren und blieben kurzerhand abgeschafft. Dieser Vorgang erscheint unseren heutigen Zeitverhältnissen gegenüber befremdend. Man war aber wohl damals innerhalb der Innung von der Zwecklosigkeit eines Protestes überzeugt und begnügte sich darum mit dieser Neuordnung der Angelegenheit; wenigstens findet sich keine das Gegenteil bekundende Nachricht. Die Zunft hatte allein das Recht, alles gebeutelte Roggen- und Weizenbrot zu backen und zu verkaufen. Die Brotpreise wurden monatlich vom Magistrat „taxiert oder gelassen" Bei den Bäckern aber fanden oft durch Bürgermeister, Gildemeister und Ratsdiener Visitationen statt. Die gefundenen „Verbrecher" hatten eine Geldbuße zu tragen, das Geld wurde zur „Recreation" der Visitatoren verwendet. Vermutlich ist es dann wohl vertrunken worden, denn, wie wir noch weiter unten sehen werden, wurden Vergehen der Gildenmitglieder häufig von diesen satzungsgemäß durch etliche Tonnen Bier gesühnt. Wollte ein anderer Angehöriger der Bürgerschaft Schwarzbrot backen und verkaufen, so blieb auch er der Taxe unterworfen und wurde, wie die Bäcker, visitiert. Wie schon gesagt, besaßen diese allein das Recht auf alles gebeutelte Roggen- oder Weißbrot. Aus dem Zunftbriefe von 1570 verdienen folgende Sätze ein weiteres Interesse und mögen darum hier Platz finden:

„Bürgermeister und Rath von Iserlohn bekennen, es sei auf Anhalten der Ehrsamen und Ehrbaren Hynrich Dünheren und Jodokus Gerdes als Verwesern oder Gildenmeistern der Bäckergilde ein festiglich und freundlich Contract oder Verbündniß gemaket und zwar mit Zustimmung der andern sechs Gilden, sodaß allen sieben Gilden einerlei Gerechtigkeit sein und bleiben soll.

1. Niemand soll in die Gilde gethan werden, er sei denn frei geboren und Niemandes eigen und zuvor durch Gildenmeister geprüft. Nach bestandener Prüfung hat er Gott zu Ehren 1 Pfd. Wachs, sämtlichen Gildenbrüdern 1 Tonne Bier und jedem Gildenmeister $^1/_2$ Viertel Weins zu geben.

2. Als Gebühren für den Eintritt muß er 5 gute Thaler zahlen, wovon $^1/_2$ Thaler an die Stadt und $^1/_2$ Thaler „um Gotteswillen" gegeben werden soll (also wahrscheinlich an die Armen), während die übrigen 4 Thaler den sämtlichen Gilden zu gute kamen. Ist der Aufzunehmende der Sohn eines Meisters, der das Geschäft angeerbt hat, so hat er nur 1 Pfd. Wachs, einen Eimer Bier und $2^1/_2$ Thaler zu zahlen, wovon $^1/_4$ Thaler (ein Oert = 2 Quart) der Stadt und $^1/_4$ Thaler „um Gotteswillen" gegeben werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Bei Aufnahme eines Lehrlings hat dieser 1 Pfd. Wachs und eine Tonne Bier zu geben.

4. Niemand soll des andern Knechte an sich ziehen und wer es thut, 1 Tonne Bier zur Strafe geben.

5. Niemand soll an den Hochfesten oder Sonntagen backen bei Strafe von 1 Tonne Bier.

6. Alle Glieder der Gilde sind verbunden zu erscheinen, so oft die Gildemeister sämtliche Gilden zusammenberufen und zwar bei Strafe eines Eimers Bier. In diesen Zusammenkünften soll niemand dem andern Schmach- oder Scheltworte geben, noch der Lüge beschuldigen, oder sonst jedem Gildemitgliede 4 Pfg. erstatten zur Strafe.

7. Jährlich am Jahresschlusse ist vom Gildemeister vor allen „Gildenbrüdern" Rechnung abzulegen.

Das Datum dieses Zunftbriefes trägt den bemerkenswerten Zusatz: Datum et actum im Jahre nach Christi unsers Herrn und Seligmakers Geburt Dusent vief Hundert und seventig den 5. in loependen Monats Februarii. Im zweiten Zunftbrief von 1620 ist gesagt, daß die Gildemeister der Bäckerzunft eine ständige Verfassung begehrt hätten, „um darnach die bei dem Amte einfallenden Gebrechen zu entscheiden" Der erste Satz des zweiten Briefes stimmt mit dem des ersten Briefes überein. Doch ist er durch einen Zusatz näher erläutert, welcher besagt, daß der Aufzunehmende: frei, echt und recht erzeugt und geboren seln muß. Sein Handwerk muß er in der Stadt, nicht auf dem Dorfe erlernt haben und zwar auch da, „wo es eine Gilde ist". Durch seinen Lehrbrief muß er nachweisen, daß er zwei Jahre in der Lehre gestanden hat. Besondere Beachtung verdient der folgende Satz, der bestimmt, daß „der Aufzunehmende sich „befreie" hieselbst an eines Bürgers Tochter oder bürgerlichen Witwe". Lecke bemerkt hierzu: „Diese Befreiungspflicht wird den ehrsamen Iserlohner Jungfrauen in sothanem Zunftbriefe die interessanteste Punktation gewesen sein." Leider entzieht es sich heute meiner Beurteilung, ob diese Vermutung des verdienten Chronisten zutreffend ist. Der Aufzunehmende hatte ferner 15 Thaler Aufnahmegebühren zu zahlen. Sodann mußten zwei abgegangene und zwei noch im Amte befindliche Gildemeister das Meisterwerk besehen und prüfen. Die Aufkündigungsfrist der Gesellen war für beide Seiten auf ein viertel Jahr festgesetzt. Auch ist „verwilligt", für 13 Pfennig Wert Brotes für einen Schilling zu geben. Niemand darf Fremden backen, Gewicht und Wage verändern, oder ausgeben, um auf „Gastereien" zu backen. Fremde Bäcker sollen auf den Jahrmärkten nicht länger als bis 1 Uhr Brot feil haben. —

Ungleich weniger bedeutend wie die Bäckerzunft tritt uns im alten Iserlohn die Schlächterzunft entgegen, denn nach Anfang des 18. Jahrhunderts gab es hier nur vier Schlächter. Gegen die Mitte desselben aber zählte man schon 8 bis 10. Der von dem Könige eingesetzte Gildemeister hieß Johann Rötger Schmiemann. Der Zunftbrief der Schlächter datiert vom 18. September 1681. Daß aber bereits ein anderer, älterer vorhanden gewesen ist, beweist der Satz des zweiten Briefes, welcher besagt: Die Vorsteher hätten sich beklagt, ihr Zunftbrief, den sie von Alters her gehabt, sei durch die 1677 den 24. April leider entstandene erschrecklich geschwindige Feuersbrunst und klägliche Einäscherung der ganzen Stadt verkommen oder sonsten zernichtet worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darüber seien Konfusionen entstanden, ihre Nahrung unter die Füße gekommen und sie hätten daher die privatim aufbewahrten alten Nachrichten über ihr Amt aufgestellt und um deren Bestätigung gebeten. In der Hauptsache stimmte dieser erneute Zunftbrief mit dem der Bäckerzunft überein. Der Aufzunehmende mußte aber 24 Jahre alt sein und sich an eine Person ehrlichen Geschlechtes verheiraten. Für die Aufnahme sind dieselben Gebühren wie bei der Bäckerzunft zu zahlen, nur muß ein Fremder 7½ Thaler geben. Das zu spendende Wachs wird zu des Amtes Kerzen in den Kirchen verwendet. Ein neuer Amtsgenosse, der nicht eines hiesigen Schlächters Sohn ist, muß dem Amt dienen, bis ein anderer an seine Stelle kommt. Wer selbst das Amt nicht mehr treibt, darf keine Lehrjungen mehr annehmen, sowie auch niemand, der noch ein anderes Gewerbe dazu hat, für beide ein und denselben Lehrling halten darf. Auch darf jeder nur einen Lehrling haben, der drei Jahre stehen, und für die Aufnahme 1 Pfund Wachs und 2 Thaler, wenn er einheimisch ist, 3 Thaler aber als „Ausheimischer" bezahlen muß.

„Sträflich, beschädigt und mangelhaft Vieh darf bei Strafe einer Tonne Bieres nicht geschlachtet werden, bei doppelter Strafe aber kein „verdächtig umlaufend und mohnsüchtig" Vieh. Wo jemand ein finnig Schwein ungefährlich träfe, der muß es auf einem „Weißtuche" feil haben und um den 3. Pfennig wohlfeiler verkaufen bei gleicher Strafe. Ungeschnittene Rinder dürfen nur auf den 5 Jahrmärkten verkauft werden und zwar jedes Pfund 3 Pfennig wohlfeiler. Wer Freitags schlachtet, darf nicht vor 2 Uhr Nachmittags das Fleisch aushängen und die übrigen Amtsglieder dürfen dann nicht eher des Samstags schlachten, bis das vorige Fleisch verkauft ist. — Andere Bürger dürfen nur einmal jährlich entweder selbstgemästetes oder gekauftes Vieh schlachten und mit Vierteln an ihre Nachbarn und anderen verkaufen, aber es sollen nicht Kälber und Lämmer auf den Bauernhöfen geschlachtet und heimlich deren Fleisch in die Stadt gebracht werden. Die Gildemeister haben das Recht, den Bürgern das nicht von zunftmäßigen Schlächtern verkaufte Vieh wegzunehmen und sie wegen des Schadens an die Verkäufer zu verweisen. Wird es irgendwie entdeckt, daß jemand heimlich Fleisch verkauft, so soll dasselbe gepfändet und verkauft werden und zwar für die Armen. Keiner soll dem andern das Vieh, worauf er bereits im Handel begriffen, oder das er mit einem Gottesheller belegt hat, abwendig machen, bei Strafe einer Tonne Bieres. — Der erwählte Gildemeister soll dem Amte eine Tonne Bieres verehren, wer mehr begehrt, soll eine halbe Tonne zur Strafe bezahlen. Es soll auch übermäßiges Trinken wie auch Fluchen und Schwören bei Strafe verboten sein. — Die Amtsglieder müssen ihrem Vorsteher treu und redlich folgen, und wer beim Begräbnis einer „Hauptleiche" und anderen Bescheidungen „ohne Erheblichkeit" (die Ratspersonen sind ausgenommen) ausbleibt, soll eine Tonne Bier zur Strafe, d. h. zum Besten geben. Um unförmliche Zusammenkünfte und unnötige Zechereien zu vermeiden, soll St. Bartholomäi-Tag der eigentliche Pflichttag sein, und wer sonst „unnötigerweise das Amt versammele oder beschicken möchte, der soll es mindestens mit einer Tonne Bier beschenken."

Lecke bemerkt bei diesen Auszügen aus den beiden Zunftbriefen mit Recht, daß sie sehr interessante Schlaglichter in die Schichten der ehrbaren Gewerbsleute jener Zeiten werfen und deren rechtliche Deckungsart ebenso

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorteilhaft beleuchten, wie ihren heiteren Sinn. Es berührt besonders angenehm, daß Geldstrafen bei ihnen unter sich nicht gebräuchlich waren. Dagegen begegnen wir bei jeder Gelegenheit den Tonnen Bieres, die das sich in irgend einer Weise vergehende Gildenmitglied zur Strafe für die Gildenbrüder zu spenden hatte. Das Bier wurde dann wohl im Beisein und unter Teilnahme des „Sünders" von allen gemeinsam vertilgt und bot sich hierbei zur friedlichen Lösung aller Schwierigkeiten und zum Auslöschen jeglichen Haders die beste Zeit und Gelegenheit.

In früheren Zeiten noch konnte man oft erzählen hören, daß fidele Gildenbrüder die ganze Gilde zusammengetrommelt hätten, nur um sich einen Spaß zu machen und die obligate Tonne Bier in Fluß zu bringen. Unter anderm hat einmal ein heitergelauntes Gildenmitglied mit großem Ernst und Wichtigtuen die Gilde zusammen berufen, sie über eine halbe Stunde warten lassen, und ist dann unter die Brüder getreten: „Entschuldigen Sie, meine Herren, ich wollte Sie nur fragen, wie Sie heute Nacht geschlafen hätten!" Bei diesen Worten öffnete sich dann gleichzeitig die Tür, und die verfallene Tonne Bier rollte ins Zimmer. Die Spaß ist jedoch von einigen älteren und ernsteren Gildenmitgliedern sehr übel vermerkt und der „Verbrecher" auf ein Jahr aus der Gilde ausgeschlossen worden.

Am spärlichsten sind jene Nachrichten auf die Jetztzeit überkommen, welche uns von den Schneidern und Schustern im alten Iserlohn erzählen. Es soll sogar an geschickten Handwerkern letzterer Art hier in früheren Zeiten oftmals großer Mangel geherrscht haben. Nachrichten aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts besagen noch, daß die Schuster von Hattingen, Camen und Unna mit ihren Arbeiten auf den hiesigen Jahrmärkten ausgestanden haben. Damals lag die Ursache für den Mangel an Handwerkern dieses Schlages wohl an der emporblühenden Industrie Iserlohns. Naturgemäß konnten die Fabriken den Arbeitern einen reicheren Lohn gewähren als die Schuhmacherei. Ein Zunftbrief ist nicht mehr aufzufinden. — Sehr früh schon muß in Iserlohn die Krämer- und Höckerzunft große Bedeutung erlangt haben. Vielleicht ist sie sogar die älteste unter den Zünften, denn schon vor Jahrhunderten galt die alte Handelsstadt Iserlohn nach außen hin sehr viel. Dies beweist am besten ihre ehemalige Zugehörigkeit zum Bunde der Hansa, welche Tatsache der alte von Steinen in folgender Weise berichtet: „Daß in alten Zeiten der Ort viel Handlung getrieben habe, davon kan unter anderen dies ein Zeugniß seyn, weil sie mit in die teutsche Hansa ist aufgenommen worden." Zweifellos hatte eine so regsame und kulturell früh fortgeschrittene Bevölkerung wie die Iserlohner Bürgerschaft, schon zeitig ein Bedürfnis für Krämer und Kaufleute, welche ihr fremde Handelsartikel, Manufakturwaren und Spezereien, ja auch wohl Rohstoffe und Materialien am hiesigen Platze liefern konnten. Der Zunftbrief ist am 23. Oktober 1663 ausgefertigt. Balthasar Riedel und Hermann Luecke waren damals Zunftvorsteher. Der Brief geht jedoch auf einen älteren, in einer früheren Feuersbrunst vernichteten zurück und sagt, es sollen die Rechte wie vor Alters hergestellt werden. Einige beachtenswerte und merkwürdige Sätze auch dieses Zunftbriefes mögen hier Platz finden. So wird durch Satz 8 der ehrbaren Krämerzunft aufgegeben: unsträfliche Waren, es sei in polierten Eisen, Seide, Serge, Lind, Kräutern, Spezereien, Samen, Taback, Leinewand, Spitzen (Branntwein), Stockfisch und Häringe zu führen, wie es in benachbarten Städten, in specie aber in Unna im Gebrauche sei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Satz 11 bestimmt, die als Retouren eingehenden Käse, Stockfisch und dergleichen dürften von denen nicht zur Zunft gehörigen Kaufleuten nicht in ihre Häuser gebracht, sondern mußten in der Stadtwage niedergelegt und von dort in kleinen Teilen verkauft werden. In Satz 12 wird Fremden und Einheimischen das Hausieren verboten. Humoristisch wirkt Satz 16, welcher besagt, daß die Amtsglieder an ihrem Pflichttage (16. Junius) und bei anderen Zusammenkünften: „1. sich nicht betrinken, 2. nicht einander Lügner nennen, 3. das Bier nicht verschütten sollen."

Es erübrigt noch, einiges über die Wöllnerzunft zu sagen. Vermutlich wurde dies Gewerbe infolge der Religionsverfolgungen in den Niederlanden durch holländische Tuchmacher nach hier gebracht. Zur Zeit der Albaschen Herrschaft wanderten viele von ihnen in unsere Gegend aus. In Urkunden von der Mitte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts kommen hier viele holländische Familiennamen vor. Einen Zunftbrief haben die Wöllner unterm 11. Januar 1680 erhalten. Eine Fabrik bestand hier indessen unter ungünstigen Verhältnissen nur bis zum Jahre 1720. Das Geschäft wurde zuletzt von den Häusern Pauli, Kuhlmann, Löbecke, Rupe, Quittmann, Pütter, Cramer und Helbe betrieben. Die drei damals noch im Betriebe befindlichen Walkmühlen lagen in der Obergrüne, in der Läger und zwischen Ober- und Niederhemer. Die Rahmenstraße soll von den dort früher aufgestellten Tuchrahmen ihren Namen haben. Später verfiel das Gewerbe hier völlig. Die Ursachen hierfür glaubt Lecke in drei Punkten zusammenfassen zu können, indem er sagt, das Gewerbe sei hier gänzlich verschwunden, weil: 1) hier keine veredelte Schafzucht betrieben werden konnte; 2) die Arbeiter auf den Metallfabriken leicht mehr verdienten; 3) die Tücher durch Meßkaufleute wohlfeiler und besser bezogen werden konnten, besonders, da sie häufig als Retouren in Zahlung genommen wurden. Diese Vermutung dürfte im wesentlichen zutreffend sein. Es ließe sich noch manches ergänzen, wenn die Quellen gerade über diesen Punkt unserer engeren Heimatsgeschichte nicht so überaus spärlich wären. Manche Verhältnisse finden nur eine dürftige Erörterung, über andere sind Nachrichten überhaupt nicht aufzufinden. Ein einigermaßen klares Bild über die Lebensverhältnisse im alten Iserlohn dürfte sich aber auch schon aus den eben geschilderten Tatsachen gewinnen lassen. Iserlohn im Mittelalter gewährt im allgemeinen ein Bild, wie es sich heute noch in kleinen Land- und Ackerstädtchen spiegelt. Bis zum großen Brande von 1677, der durch einen unvorsichtigen Pistolenschuß „eines hier einquartierten Reuters vom Regiment Frankenberg in Tönns Wichmanns Strohdach" veranlaßt wurde, waren hier Strohdächer allgemein. In den Straßen und Gassen reihten sich Bauernhöfe, Gärten, Häuser, Werkstätten, Ställe und Scheunen im bunten Wechsel an einander. Dazwischen lag hier und dort ein wasserspendender Brunnen oder „Kump" oder auch gar ein Düngerhaufen. Von den Gebäuden zeichneten sich höchstens die Kirchen und das von v. Steinen erwähnte steinerne Rathaus vorteilhaft aus. Wir sehen, wie aus den kleinen, engen und beengenden Verhältnissen heraus Iserlohn groß und blühend geworden ist. Nicht zum wenigsten verdankt die Stadt diese Entwickelung dem regsam fortschreitenden Geiste ihrer Bevölkerung, unter welcher das im Zunftwesen vertretene Handwerk, wie wir gesehen haben, einen ehrenvollen Platz behauptete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Johann Sporck.

Von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide (Dortmund).

Schillers Genius hat wie kein anderer das bezeichnendste Moment zur Psychologie der Führer des dreißigen Krieges gefunden, wenn er dem Wachtmeister im ersten Teil seiner Trilogie „Wallenstein" die Worte in den Mund legt:

„Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.
— — — — — — — — — — — — — —
Und wer 's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht."

Georg Derfflinger, Johann von Werth, der unrühmliche Butler — halb mit Recht, halb zu Unrecht so genannt — und als letzter, aber nicht geringster, Johann Sporck, sind auf diesem Boden gewachsen und ständig geworden.

Es ist ein poesieloses Stückchen westfälischer Erde, das wir heute noch als das Delbrücker Land bezeichnen und das zum südlichen Teil des Regierungsbezirks Minden gehört. Anders sind seine Menschen, von denen Annette von Droste sagt, daß sie eine Art wilder Poesie in die sonst nüchterne Umgebung bringen und uns in die Abruzzen versetzen würden, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. Dieser eigenartige, romantische Zug spiegelte sich noch zu Annettens Zeiten in allen Lebensphasen des Landesbewohners, namentlich in der Geschichte seiner Liebe, von der die Dichterin erzählt: „Der Paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm getan, wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungestüm seines heftigen Blutes. Mit seinen und den Eltern seiner Frau muß es aber auch oft zu heftigen Auftritten kommen. Er geht unter die Soldaten oder läuft Gefahr, zu verkommen, wenn seine Neigung unerwidert bleibt." Ist dies ein Beitrag zum Charakteristikum der männlichen Bevölkerung im Anfang des vorigen Jahrhunderts, so wird es auf dieselbe noch um so mehr gepaßt haben zu einer Zeit, ehe zahlreichere Berührungspunkte mit Nachbarstämmen die rauhen Sitten und Stammeseigentümlichkeiten milderten oder gar auflösten. Es ist darum doch vielleicht mehr als eine romanhafte Erzählung, die den jungen westfälischen Viehhirten Johann Sporck infolge einer unglücklichen Liebesgeschichte unter die Soldaten gehen und so den Weg zu Ehre und Reichtum finden läßt. Mag die Auserwählte seines Herzens nun den schönen Namen „Graitken" oder den noch schöneren „Trin-ken" geführt haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man schrieb das Jahr 1601, da wurde an der Stelle, welche bis auf den heutigen Tag noch der Sporckhof heißt, Johann Sporck als Sohn eines Colonen geboren. Sein Geburtshaus selbst ist nicht mehr erhalten, eine Feuersbrunst hat es schon im Jahre 1682 zerstört. Seine Eltern, deren Vornamen nicht einmal bekannt sind, wie auch sein jüngerer Bruder Philipp, waren Eigenhörige des Bischofs von Paderborn. Es war eine weniger als billige Weisheit, die da predigte: unter'm Krummstab ist gut wohnen. Die ärmlichen und gedrückten Verhältnisse, welche das Delbrücker Land damaliger Zeit auszeichneten, bestätigen dies jedenfalls in allen Punkten. Was Wunder, daß dem aufgeweckten Jungen, dem die Tradition einen störrischen und hochfahrenden Sinn nacherzählt, bald die Heimat zu enge wurde. Die Werbetrommel klang durchs Land. Vielleicht erwachte, als mit Genehmigung des Landesherrn ihr Ton auch diesen weltverlassenen Erdenwinkel des Cölner Erzstiftes durchdrang, in dem jungen Sporck das instinktive Gefühl, im freien Spielraum der Kräfte ein glänzenderes Los zu ziehen, als daheim die Kühe zu hüten oder gar den Pflug zu schleppen. Verführerisch vorbildlich wird auf ihn jedenfalls noch das Beispiel des älteren Bruders gewirkt haben. Dieser hatte das Kriegshandwerk ergriffen und es schon zu Anfang des dreißigjährigen Krieges in bayerischen Diensten zum Rittmeister gebracht, fiel aber am 8. November 1620 in der Schlacht am weißen Berge bei Prag. Genug, mit einigen Gleichgesinnten entlief unser Johann der Heimat, um gleichfalls den lockenden Verheißungen bayrischer Werbeoffiziere zu folgen. Das war zu Anfang des Jahres 1620.

Als Gemeiner eines Dragonerregiments und Angehöriger des bayrisch-ligistischen Heeres machte Johann Sporck die bereits erwähnte Schlacht am weißen Berge zu Ende des genannten Jahres mit. Diese Schlacht bedeutete für den jungen Krieger das erste größere, feindliche Zusammentreffen. Bekanntlich endete sie mit einem glänzenden Siege der Kaiserlichen. Das waren gewiß günstige Anzeichen für den Beginn des neuen Lebensweges und sie haben auch in Sporcks Seele die Hoffnungen auf das Kriegsglück nur stärken und befestigen können. Ein Kriegsglück, das schon manchen Abenteurer emportrug zu gleißenden Höhen, warum sollte es dem angeborenen Feldherrntalent, das in diesem, des Schreibens und Lesens unkundigen Manne schlummerte, seine Gunst versagen!

Es ist nur zu natürlich, daß über die Laufbahn Sporcks während der folgenden zehn Jahre jegliche Nachrichten fehlen. Der Soldat in untergeordneten Stellungen kämpft als Masse, er hat höchstens Teil am allgemeinen Ruhm seines Truppenkörpers. Mehr als von der damaligen, gilt dies ja noch von der heutigen Zeit. Wir wissen darum nicht, wann und wo Sporck die ersten Stufen auf der Leiter des Kriegsruhms emporstieg. Erst 1633 wird er als Rittmeister bei den fliegenden Reitern des bayrischen Obersten Johann von Werth wieder genannt. Diese fliegenden Reiter bildeten eine Art Freikorps, um die bayrischen Grenzen und die Oberpfalz von den Schweden unter Bernhard von Weimar und Gustav Horn zu säubern. In diesern besonderen Art von Kleinkrieg, bei welchem es fast garnicht auf das Operationstalent des Truppenführers, dagegen sehr auf die Verwegenheit des Angriffs und seine Entschlossenheit ankam, entwickelte Sporck die glänzendsten Eigenschaften. Es würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, den Verlauf der zahlreichen und immer glücklichen Treffen hier zu erzählen. Fast unglaublich klingt die Geschichte des Kampfes mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem General Königsmark bei Müllerstadt in Franken, welche in dem späteren Reichsfreiherrnpatent bei Aufzählung seiner Heldentaten in folgender Weise dargestellt ist: „Anno 1638 im Herbst ist Er in 50 starkh vnd 30 Tragoner dem feindt General Königßmark selbst, welcher 6 Regimendter zu Pferdt 3 zu Fuß vnd 1 Regimendt Tragoner, zusammen in 5000 Man Stark gewesen, zur Mellerstatt in Franken, auch eingefallen, denselben Ritterlich chargiret, in 100 niedergemachet, bey 50 gefangen, 1 Tragoner Standarden bekommen in 300 Pferdt davon erobert. Aber nach dehm Er im Gesicht sehr übel vndt gefärlich verwundet vnd geschossen, ist Er an weiterer gueter Operation gehindert worden." Stückchen dieser Art trugen ihm denn auch bald bei Freund und Feind den Ruf eines ausgezeichneten Reiterführers ein. Kurfürst Maximilian von Bayern erkannte dies dadurch besonders an, daß er Sporck schon 1639 zum Obersten eines Reiterregiments mit der Unabhängigkeit eines Generals beförderte. Während der folgenden Jahre blieb dem Obersten, welcher mit der neuen Stellung größere Operationsfreiheit gewonnen hatte, das Kriegsglück in einer fast seltenen Weise treu. Sein hoher persönlicher Mut wirkte suggestiv auf seine Truppen, die gläubig dem Stern eines Führers folgten, für dessen Scharfblick keine Lage zu schwierig, kein Widerstand unüberwindlich war. Stets erfolgreich kämpfte er gegen Franzosen und Schweden bis zum 6. März 1645, dem Tage der Schlacht von Jankau.

Während Sporck am Tage vorher eins seiner bekannten, auf List und Schnelligkeit beruhenden Reiter-Kunststückchon in glänzender Weise durchgeführt und mit Hilfe der kaiserlichen Kavallerie den Schweden eine empfindliche Schlappe beigebracht hatte, griffen diese am 6. März 1645 die Kaiserlichen mit ihren gesamten Streitkräften überaus heftig an. Sporck, unter Johonn von Werth und Reuschenberg, kämpfte auf dem linken Flügel mit gewohnter Bravour. Sogar so, daß der feindliche General Mortaigne dies nach der Schlacht, welche für die Schweden eine der glänzendsten und ruhmreichsten des Krieges war, wiederholt anerkannte und der Tapferkeit Sporcks ein öffentliches Lob aussprach. Dieser rettete sich, nachdem seine Truppen fast gänzlich aufgerieben waren, durch die Flucht mit 200 seiner Reiter in die mährische Grenzstadt Igelau. Sporck war selber schwer verwundet und geriet bei dem Mangel an Mannschaften in die Gefangenschaft des ihm nachrückenden Generals Torstenson. Er wurde indessen schon bald danach wieder ausgelöst. Der Kurfürst Maximilian war hocherfreut über das tapfere Verhalten der bayrischen Truppen. Sporck wurde in den Freiherrnstand erhoben und trotz der Niederlage zum bayrischen General-Wachtmeister befördert.

Ehren auf Ehren waren dem westfälischen Bauernjungen geworden, der in linnenem Kittel der Heimat entlief; das Haupt deckte anstelle der dürftigen Mütze der Federhut des befehlenden Generals. Seinem Ehrgeiz war ein höheres Ziel beschieden, als er vielleicht je in seinen kühnsten Träumen gehofft. Zur Ehre gesellte sich in den damaligen Zeitverhältnissen fast von selbst der Reichtum, und in dem Kriegerzelt unter der Feldherrn-Standarte wohnte für Sporck ein häusliches Glück. Seine Gattin, eine geborene Freiin Anna Margaretha von Linsingen, mit der er zwei adlige Güter bei Vach in Niederhessen bekommen hatte, begleitete ihn fast ständig auf seinen Kriegsfahrten.

So kam das Jahr 1647,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Interesse seines Landes schloß Kurfürst Maximilian am 14. März 1647 zu Ulm einen Separatfrieden mit den Gegnern des Kaisers Ferdinand III. Daß die ihnen nun bevorstehende ruhmleere Tatenlosigkeit den beiden Führern des bayrischen Heeres, Johann von Werth und Johann Sporck, wenig zusagte, ist nur zu durchsichtig. 27 Jahre hatte Sporck im Felde zugebracht, ein Zeitraum, der gewiß ausreichend war, ihn das Leben im Frieden als etwas wenig erstrebenswertes empfinden zu lassen. Man hat von anderer Seite versucht, den Übertritt Sporcks zu Ferdinand III. als einen vom Gewissen diktierten Akt der Anhänglichkeit an das Reichsoberhaupt, das der Kaiser doch immerhin verkörperte, darzustellen. Das Unternehmen, das Sporck im Verein von Johann von Werth in Szene setzte, die gesamten bayrischen Truppen mit List den kaiserlichen Heeren zuzuführen, steht in der Geschichte fast ohne Beispiel. Nur an der Anhänglichkeit der Soldaten an ihren rechtmäßigen Herrn scheiterte dieser frevelhafte Streich. Von allen verlassen, mit knapper Not der Gefangennahme durch die eigenen Leute entgangen, retteten sich Sporck und Johann von Werth in aufreibenden Eilritten in das österreichische Lager nach Wodnian. Man mag die Handlungsweise Sporcks drehen und deuteln wie man will, für den Unbefangenen bleibt sie die ehrlose Tat eines Eidbrüchigen, die gar zu dunkele Schatten auf das sonst so gloriose Bild unseres Helden wirft. Nur in den Zeitverhältnissen und seiner so besonderen Temperamentsanlage wird ihr vielleicht eine leichte Erklärung.

Während man in Bayern die Güter Sporcks und Johann von Werths konfiszierte und auf ihre geächteten Häupter hohe Geldpreise aussetzte, empfing Kaiser Ferdinand die beiden in seinem böhmischen Feldlager mit allen Ehren. Er ernannte Sporck sofort zum Generalleutnant der österreichischen Kavallerie und Johann von Werth zum kommandierenden General. Gegen Ende des Jahres wurde Kurfürst Maximilian von Bayern durch ungerechte Forderungen der Feinde veranlaßt, den geschlossenen Separatfrieden zu kündigen. Infolgedessen kam eine Aussöhnung zwischen ihm und Ferdinand III. zustande, und die Bayern kämpften wieder auf seiten der Kaiserlichen. So war es Sporck und Johann von Werth vergönnt, durch eine nachdrückliche und erfolgreiche Verteidigung des Bayernlandes, namentlich gegen Wrangel und Turenne, wenigstens einen Teil der Schuld zu tilgen, mit der ihr treuloses Verhalten gegen Maximilian ihr Gewissen beladen hatte. Daß der kaiserliche Oberbefehlshaber, Octavio Piccolomini, sich nicht in der Weise des Landes annahm, wie es seine Pflicht gewesen wäre, kann Sporck und Werth nicht zum Vorwurf gereichen. Schon auf dem Wege nach Böhmen, zur Verteidigung dieses von Königsmark und Karl Gustav, Pfalzgraf von Zweibrücken, arg bedrängten Landes, gelangte an Sporck die Botschaft des westfälischen Friedens. Im Oktober 1647 war er bereits vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden. Da Johann von Werth schon kurze Zeit nach dem Frieden seinen Abschied nahm, so erhielt Sporck infolgedessen mit der Ernennung zum Kaiserlichen General nun noch den Oberbefehl über die österreichische Kavallerie.

Aus dem schwedisch-polnischen und dem schwedisch-dänischen Kriege, die den Eroberungsgelüsten des Schwedenkönigs Karl Gustav ihre Ursache verdankten, und an denen Österreich in den Jahren 1657 bis 1660 zur Wahrung seiner Interessen beteiligt war, kehrte Sporck heim, nicht ohne im ersten Kriege durch die Einnahme von Krakau, Posen usw. den Glanz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner ruhmbedeckten Waffen erneuert zu haben. Der zweite Krieg interessiert uns insofern besonders, weil Sporck hierbei Gelegenheit hatte, an der Seite des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gegen die Schweden zu kämpfen. Letzteren wurde denn auch durch die Verbündeten eine ganze Reihe von Festungen fortgenommen, wobei Sporck als Kavallerie-General nicht in die Lage kam, sich besonders hervorzutun. Immerhin konnte er mit Genugtuung auch auf die Ergebnisse dieses Feldzuges zurückblicken.

An der so unrühmlich verlaufenen Kriegsfahrt nach Siebenbürgen, welche Kaiser Leopold I. 1666 zur Unterstützung der Kämpfe des siebenbürgischen Fürsten Kemeny Janos gegen die Türken in Szene setzte, mußte auch Sporck als Befehlshaber der kaiserlichen Kavallerie teilnehmen. Es ist dies eins der tragi-komischen Abenteuer österreichischer Kriegsgeschichte. Nicht einmal die Ehre eines Schwertschlages ward den kaiserlichen Truppen. Vom giftigen Klima aufgerieben, durch Hunger und Entbehrungen aller Art demoralisiert, kehrten die Soldaten aus dem Felde zurück. Johann von Sporck mußte selbst in Szathmar den Verlauf eines bösartigen Fiebers abwarten. Ihn hatte der unglückliche Hergang der ganzen Angelegenheit derart entmutigt, daß er ernstlich erwog, seinen Abschied zu nehmen. Er schien hierzu nun um so mehr geneigt, als der Tod ihm vom wenigen Jahren die erste Gattin geraubt, und er sich inzwischen mit dem mecklenburgischen Freifräulein Eleonore Marie Catharina von Fineck wieder verheiratet hatte. Zum Glück für das Reich und den sich noch glänzender gestalten sollenden Kriegsruhm Sporcks kehrte mit der körperlichen Gesundung auch die seelische Kraft und mit ihr der alte Heldenmut zurück.

Die Art und Weise, in welcher Leopold I. für Siebenbürgen gegen die Türken Partei ergriffen hatte, gaben dem Sultan Mohammed IV. 1663 Veranlassung, seinen Großwesir Achmed Köprili im Juni des genannten Jahres mit einer Armee von nahezu 250 000 Mann in Ungarn einbrechen zu lassen. Unaufhaltsam drängten die Heere des Großherrn vorwärts, denen der Kaiser den bedächtigen Montecuccoli und den verwegenen Sporck mit insgesamt nur 37 000 Mann entgegenstellte. Umsonst. Bei Freistadel an der Waag muste sich Sporck nach einem Überfall der Türken zurückziehen. Auch Montecuccoli konnte dem so ungleich stärkeren Feinde keine Schlacht anbieten und vermochte ihn ebensowenig aufzuhalten. Er verschanzte sich deshalb bei Pressburg. Nach mehreren heftigen Stürmen fiel am 16. September als letztes Bollwerk die bisher für uneinnehmbar gehaltene Festung Neuhäusel. Die Osmanen ergossen sich nun, Flutwellen gleich, über das ganze Land bis nach Mähren und Schlesien hin. Brand, Plünderung und Mord kennzeichneten ihren Weg. Ganz Wien zitterte beim Vordringen des gefürchteten Feindes. Mehrere Vorstädte wurden niedergerissen, man rief die studierende Jugend unter die Waffen, und die Einwohner wurden angehalten, sich für ein Jahr mit Lebensmitteln zu versehen. Der kaiserliche Hof machte Anstalten zur Abreise. Im übrigen Deutschland aber, selbst bis in den Kern des Westfalenlandes hinein, wurden Buß und Bettage angesetzt. Als der Winter sich näherte, stellte der Großwesir weitere Feindseligkeiten ein und zog sich auf Belgrad zurück. Fortgesetzt wurde er hierbei von Sporck und seinen fliegenden Reiterscharen in der empfindlichsten Weise belästigt. Wir haben schon weiter oben gesehen, daß Sporck für den Kleinkrieg eine besondere Begabung bekundete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wo sich Gelegenheit bot, kleinere Truppenabteilungen zu überfallen, stand Sporck auf der Lauer. Er beobachtete jede Bewegung. Wie der Blitz brach er hervor, machte nieder, was sich ihm entgegenstellte, und ein paar hundert Gefangene, sowie beträchtliche Mengen an Pferden, Waffen, Fahnen und Vorräten waren die nicht immer leichte Beute der blut- und schweißbedeckten Sieger.

So kam der Frühling 1644.

Die kaiserlichen Truppen erhielten durch Hilfsvölker des Reichs und Franzosen bedeutende Verstärkungen. Im Mai rückten die Türken wieder vor, Serinvar fiel und mit ihm der heldenmütige Niklas Zrinyi. Die feindlichen Heere strömten auf Körmend zu. Eine halbe Stunde oberhalb des Klosters St. Gotthard trafen die Reichsheere mit den Türken zusammen. Schon in der Frühe des 1. August begann die Schlacht, in welcher Spords Reiterei die Hauptstütze bildete. Die Türken waren ihren Gegnern an Streitkräften bedeutend überlegen, und bald schon entbrannte auf der ganzen Schlachtlinie ein mörderischer Kampf. Als sich die Sonne der Mittagshöhe nähert, beginnen die Linien der Kaiserlichen bereits zu wanken. Den rechten Flügel deckt Johann von Sporck mit seinen Gesellen, und er muß daher den Hauptansturm der ungleich stärkeren türkischen Reiterei aushalten. In seinen Reihen wütet der Türkensäbel am wildesten, im Verlauf des Kampfes an dieser Stelle liegt das Heil der Schlacht. Schon über zwei Stunden dauert das entsetzliche Gemetzel. Immer neue Reihen Spahis und Janitscharen treten an die Stelle der Zusammengehauenen. Die Kämpfer unter Halbmond und Roßschweif scheinen unüberwindlich. Da steigt Sporck mitten im Getümmel der Aufeinanderprallenden für einen Augenblick vom Pferde, kniet nieder, entblößt sein Haupt und spricht mit einem Blick zum Himmel: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du heute uns, deinen christgläubigen Kindern, nicht helfen, so hilf nur wenigstens den Türkenhunden nicht, und wir wollen schon mit ihnen fertig werden.“ Und nun geht's wieder drauf; allen voran dieser Sechsziger; wo der Knäuel am dichtesten, mäht seine Klinge. Das Allah-Geschrei der Feinde verliert schon an Stärke. Würdig ihres Führers, dringen die Sporckschen Schwadronen vor. Noch minutenlang steht die Türkenmauer. Da löst sich ein Stein, das stolze Gebäude wankt. Die feindlichen Linien sind durchbrochen, und ungestüm, wie ihre Angriffsweise, ist nun die Flucht der osmanischen Geschwader. In wildem Durcheinander stürzen sie in die Raab, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Sporck mit den Seinen dahinter her. Hunderte von Toten und Verwundeten werden von den Hufen der Pferde zertreten, viele verschlingen die verbündeten Fluten des Stroms.

Unterdessen hatte auch das Fußvolk im Mitteltreffen Wunder der Tapferkeit verrichtet; auf dem linken Flügel waren die Franzosen nach einem hartnäckigen und blutigen Ringen Sieger geblieben, aber von allen Seiten wurde Johann von Sporck der preiswürdigste Anteil an der ruhmvollen Waffentat auf dem Felde von St. Gotthard zuerkannt. Durch Spords Heldentat wurde der Nimbus der türkischen Reiterei mit einem Schlage zerstört. Seiner Kühnheit und Geschicklichkeit, seinem ausgezeichneten Mute und der vorzüglichen Entwicklung seiner Streitkräfte dankte der Kaiser vor allem diesen wunderbaren Erfolg. Rosenkranz, der fleißige und liebevolle Biograph Spords, sagt darum so zutreffend: „Diese Schlacht voll-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

endete das Bild seiner Heldengrösse; sie verlieh ihm jenen gefeierten Namen, welchen man zu seiner Zeit mit Hochgefühl nannte und der sich von Munde zu Munde neben mancher Spaßgeschichte forttrug, die Volk und Soldat von dem drolligen Westfalen zu erzählen wußten."

Kaiser Leopold zollte der Sporckschen Heldentat dadurch die ehrenvollste Anerkennung, daß er ihn und seine Nachkommenschaft in den Grafenstand des heiligen römischen Reiches erhob.

Von seinem kurze Zeit nachher erfolgten Empfang durch Kaiser Leopold wird erzählt, daß der etikettelose Reitereibefehlshaber den Kaiser, den Rosenkranz betend, antraf. Auf das Kruzifix am Ende des Kranzes zeigend, habe Leopold gesagt: „Sporck, wenn der es nicht getan hätte!" „Ja, den Duivel auk, Majestät, wenn dai et nit doen hädde!" fiel Sporck ein und schlug an sein Schwert, daß es klirrte.

Sein ungewöhnlicher Lebensweg und sein Reiterruhm umgaben seine ganze Persönlichkeit in den Augen seiner Zeitgenossen mit einem romantischen Zauber. Sein Ruhm als Kavallerieführer ist später nur von Blücher und Murat erreicht worden. Die Eigentümlichkeit seines Werdeganges löste in der Volksphantasie tausend und eine belustigende Geschichte aus. Eine Anekdote, die als geschichtlich verbürgt angesehen werden darf, erzählt Rosenkranz in folgender Weise: Als Sporck das Kommando der Kavallerie erhalten hatte und als Feldherr in einen größeren Wirkungskreis getreten war, durfte in manchen Fällen, z. B. bei Befehlen und Anweisungen, welche er erließ, bei Berichten, die erstattet wurden, seine Unterschrift nicht fehlen. Er sah sich deswegen veranlaßt, das Zeichnen und Zusammensetzen der Buchstaben seines Namens und Charakters zu lernen, was ihm viele Mühe kostete. Seine Unterschrift lautete: Sporck, Graf. Da ihn einst einer seiner Adjutanten aufmerksam machte, daß es üblich sei, Graf Sporck zu schreiben, erwiderte er: „Laßt das gut sein; ich war eher Sporck, als Graf" — und es blieb beim Sporck, Graf.

Die Schlacht von St. Gotthard bedeutet, wie schon gesagt, den Höhepunkt des Sporckschen Feldherrnruhms, doch leistete er dem Kaiser auch noch später äußerst wertvolle Dienste. 1670 warf er den Aufstand der ungarischen Magnaten nieder, kämpfte 1673 gegen Turenne am Niederrhein, und erschien 1674—1675 am Oberrhein gegen den Prinzen Condé.

Nach den Kämpfen gegen Turenne bezog er in Westfalen Winterquartier und besuchte so im Winter 1673 seine alte Heimat. Der Fürst seines Geburtslandes, der gelehrte und geistreiche Bischof Ferdinand von Fürstenberg, empfing ihn auf seinem Schlosse Neuhaus bei Paderborn mit allen Ehren, von wo aus er mit dem glänzenden Gefolge seines Generalstabes zum nahen Sporckhofe bei Westerloh ritt. Ein noch lebender Bruder mit seiner Frau und zwei Töchtern bewillkommneten ihn an der Schwelle der väterlichen Hütte. Sporck benutzte das freundschaftliche Zusammentreffen mit dem Landesherrn, diesen zu bewegen, den Sporckhof für alle Zeiten der gutsherrlichen Lasten und Abgaben zu befreien und die Bewohner der Stätte der Leibeigenschaft zu entheben.

Nicht ganz freiwillig nahm Sporck endlich im Februar 1676 seinen Abschied. Bis zum Jahre 1679 lebte er dann auf seinen Gütern in Böhmen, wo er am 6. August desselben Jahres starb. Seine sterblichen Überreste sind in der Familiengruft der Grafen Sporck zu Kukus auf der Herrschaft Kraulitz im Kreise Königgrätz beigesetzt worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er war in mehr als einer Beziehung das Urbild seines energischen, mutigen und unbeugsamen Volksschlages. Ein riesiger Holzschrein im unteren Gewölbe der Kapelle eines Klosters barmherziger Brüder, am Rande einer Anhöhe, die einen Blick in die lachenden Gefilde der Elbe gewährt, birgt den zinnernen Sarkophag. Hier ruht Johann Sporck, der Westfale, nach 50 Jahren voll Schwertgeklirr und Roßgestampf dem Tage entgegen, der zum Sammeln blasen soll.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dietwald Vrischemai.

Von Wilhelm Wilms.

Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1907.

Zehnter Gesang.

Etwas abseits von dem Hellweg,
Von der alten Römerstraße,
Die vom Rhein zur Weser führet,
Lag ein stiller Erdenwinkel
Friedlich zwischen Ruhr und Lippe,
Wohin sich nur hin und wieder
Eines Fremdlings Spur verlor.
War genannt die Benker Haide.
Ringsum dunkle Eichenwälder,
Welche Reh und Wildschwein bargen,
Und seit alters scholl im Winter
Hier das Jagdhorn durch die Gründe,
Wenn die Grafen von der Marke
Hier des edlen Waidwerks pflegten.
Draußen an des Waldes Rande
In uralter Eichen Schatten
Lag die schlichte Waldkapelle,
Die ein Gnadenbildnis barg.
Unter diesen Waldesriesen
Hatten nach des Volkes Sage
Einst vor vielen hundert Jahren
Heiden ihrem Gott geopfert,
Und noch zeigte man die Stätte,
Wo im Frühling man das Fohlen
Und im Herbst den Eber aß.
Zu der Zeit der Sonnenwende
War's auch jetzt dort nicht geheuer,
Denn zur mitternächt'gen Stunde
Hörte man ein wildes Heulen,
Peitschenschlag und Rossewiehern
Wunden Ebers Todesröcheln,
Und dazwischen wild und gellend
Das Halloh des wilden Jägers
Und der Rüden heisres Bellen,
Das sich fern im Forst verlor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach den dreien Rieseneichen
Weihte man die Waldkapelle
Unsrer Frau zu dreien Eichen,
Und den Schulzenhof daneben
Hieß man den Dreieichenhof.
In der Bäume dunklem Schatten
Lag ein wohlbewehrter Krieger,
Der dort süßer Ruhe pflegte.
Unfern stand sein treues Rößlein.
Doch das Gras, das ihm sein Herre
Angewiesen an der Halde,
War wohl gar zu hart und sauer;
Besser mundete dem Füchslein
Junger Klee dort auf dem Felde.
Eben sproßte zart und saftig
Dort des Schulzen zweiter Schnitt.
Solches sah denn auch von ferne
Konrad, Schultheiß zu Dreieichen,
Der vom Felde heimwärts kehrte.
Zürnend sprach er bei sich selber:
„Sind da wieder jene Schinder,
Die des Bauern Saat zertreten?
Jene Horden unsres Bischofs,
Die hier auch im vorgen Jahre
Unsre Felder arg verwüstet?
Traun, ein Bischof sollte mein' ich,
Eine andre Krautweib halten,
Sollte Schweiß und Arbeit segnen,
Statt die Fluren zu verderben,
Die des Bauern Fleiß bestellt.
Hab' es unserm guten Grafen
Hart geklagt, doch keine Sühne
Hat der Bischof ihm geleistet.
Soll jetzt wieder unsre Ernte
Fremden Kriegsvolks Beute werden?
Gott im Himmel, gibt's auf Erden
Für den Bauern denn kein Recht?"
Also sprach er und ging zürnend
Auf das Kriegsroß zu, doch wiehernd
Eilte dies zu seinem Herrn.
Zürnend folgte ihm der Schultheiß.
Jäh erhub sich aus dem Schlafe
Junker Dietwald, und verwundert
Sah er in das zornerglühte
Angesicht des freien Bauern,
Der ihm gegenüber stand.
„Herr, wie kommt es," rief der Schulze,
„Daß Ihr Euer Roß laßt laufen
Wo es will? Mein gutes Kleefeld
Ist nicht jedermannes Weide!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seid Ihr von des Bischofs Kriegern,
Bleibt auf Eures Bischofs Boden,
Hier gilt gutes märkisch Recht!“
Fast beschämt vernahm es Dietwald,
Doch empörte ihn des Bauern
Rauhes Wort. Gemessen sprach er:
„Wieviel heischet Ihr als Sühne
Für den Schaden, den mein Rößlein
Eurem Kleefeld angetan?“
„Nicht von Euch verlang' ich Sühne,“
Sprach der Schultheiß, „doch vom Bischof,
Der in fremden Landes Grenzen
Unser gutes Recht verhöhnt.“
Sprach Herr Dietwald: „Ich gehöre
Nicht dem Bischof an, und heuer
Bin ich keinem untertänig,
Bin mein eigner Herr und Meister,
Doch geladen vor der Feme
Freien Stuhl durch Königsbrief.
Hin nach Soest geht meine Reise,
Dorten such' ich gutes Recht.
Doch so Euch mein Rößlein etwa
Schaden zugefügt, derweilen
Ich hier schlief, ich zahl' es gern!“
Da erhellten sich des Schulzen
Züge, und er sprach verwundert:
„Herr, Ihr kennt nicht Brauch und Sitte
Hierzulande; denn sonst hättet
Ihr mein Dach wohl nicht verschmäht.
Denn hier ist's wie allenthalben
Auf dem Grund der roten Erde:
Jeder Fremdling ist ein Gastfreund,
Ist zu jeder Zeit willkommen,
Und bei uns hier doppelt, dreifach.
Und wofern Ihr gar der Feme
Angehört als freier Schöffe,
Oder wissend seid, was hat Euch
Abgehalten, meines Hauses
Trautem Frieden fern zu bleiben?
Spricht: »Reinir dor Feweri!«“
Feierlich sprach's Junker Dietwald,
Und dann legte er die Rechte
Auf des Bauern linke Schulter
Und sprach feierlich: „Stock, Stein.“
Bauer Konrad legte herzhaft
Auf des Ritters linke Schulter
Seine Rechte und sprach flüsternd
Ihm ins rechte Ohr: „Gras, Grein!“
Darauf reichten sie die Hände.
Und es klang aus beider Munde:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Alles Glück kehr' allzeit ein,
Wo die freien Schöffen sein!"
Hand in Hand nun gingen beide
Hin zum Schulzenhof. Erst brachten
Sie das Füchslein an die Krippe.
Konrad gab ihm blanken Hafer
Fast zwei Metzen, in die Raufen
Warf er noch ein gutes Bündlein
Frischgeschnittnen, duft'gen Klees.
Schier verwundert sah es Dietwald,
Freute sich der guten Pflege,
Die sein Kamerad gefunden,
Mehr als wär' sie ihm geworden.
Doch gemessen winkt ihm jetzo
Konrad, ihm ins Haus zu folgen.
In des Schulzen trautem Stüblein
Saß Herr Dietwald bald behaglich
Im gewalt'gen Ledersessel,
Den ihm Konrad hingeschoben,
Am gewalt'gen Eichentisch.
„Herr, geduldet Euch ein wenig,"
Sprach der Schultheiß und ging eilends
In den Garten, wo die Hausfrau
Grade dicke Bohnen pflückte,
Dicke Bohnen, der Westfalen
Leibgericht und Augenweid'.
Zwei geflochtne Weidenkörbe
Standen fast gefüllt. Mit Schmunzeln
Sah's der Schulz und dachte wonnig
Schon des morgigen Gerichts.
„Ilsabein!" so rief er leise,
Komm ins Haus; denn drinnen harret
Ein viellieber Gast des Willkomms,
Und ein guter Imbiß wird ihm
Nach dem Ritte trefflich munden.
Auch ein Krüglein guten Weines
Bring uns und zwo Silberbecher,
Daß ich unserm Gast Bescheid tu,
Wie es ihm und uns geziemt."
Willig hörte es die Hausfrau,
Denn ein Gast war auf dem Hofe
Gern gesehn, zu allen Zeiten.
Eiligst löste sie die Schürze,
Warf die letzten dicken Bohnen
In den Korb, und Konrad nahte,
Um der Gattin treu zu helfen,
Die willkommne Last zu bergen.
Also schritten sie zum Hause.
Dietwald hatte unterdessen
Seines Schwertes Gurt gelöset,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Helm und Harnisch abgenommen,
Und nun lag er gar behaglich
In dem schweren Lederstuhl.
„Herr, verzeiht," begann der Schultheiß,
„Daß ich Euch solang allein ließ!
Aber 's ist die Zeit der Ernte,
Da sind alle auf dem Felde,
Knechte, Mägde, Söhn' und Töchter.
Einzig nur die Frau des Hauses
Wahrt den Hof mit treuem Fleiß.
Schwer hat sie's in diesen Tagen,
Denn vom Morgen bis zum Abend
Plagt sie sich für all die andern.
Kehren mittags sie und abends
Müde von den Feldern heimwärts,
Steht gedeckt die lange Tafel,
Und in großen blanken Schüsseln
Winkt das längst ersehnte Mahl.
Küch und Keller, Stall und Garten,
Alles wartet ihrer Pflege,
Und die Ordnung allenthalben
Zeugt von unverdross'nem Schaffen.
Ja, Herr, ich bin stolz und glücklich,
Daß mir solch ein Weib beschieden,
Die mit Umsicht, Fleiß und Frohsinn
Treulich mir das Haus beschickt.
Ich bin oft gar leicht verdrossen,
Und wenn Zorn mich übermannet,
Kocht das Blut mir in den Adern.
Wer alsdann mich reizen wollte,
Würde außer meinen Worten
Leicht auch meine Fäuste fühlen.
Aber spricht mein Weib dann sänftlich
Nur ein Wort, dann ist's als löse
Sich mein Grimm, und legt sie dann gar
Ihren Arm auf meine Schulter,
Bin ich wehrlos wie ein Kind."
Also sprach der freie Bauer.
Da bewegte sich die Türe,
Und herein trat groß und stattlich
Ilsabein, des Hauses Frau.
Aufsprang Dietwald von dem Sessel,
Sie zu grüßen, doch sie stellte
Sorglich erst die Kann' und Becher
Auf den Tisch. Dann ging sie eilends
Zu dem Gast, und freies Mutes
Reicht sie herzlich ihm die Rechte:
„Seid willkommen hier im Hause,
Herr, und laßt's Euch wohlgefallen.
Doch nun setzt Euch und erquicket

Euch zuerst an Speis' und Trank."
Also sprach sie und enteilte.
Hurtig kehrt' alsbald sie wieder,
Deckte schnell den Tisch mit Linnen,
Brachte Butter, Brot und Schinken,
Eier auch, in Speck gebacken,
Spieße, Messer und zween Teller.
Darauf winkte sie dem Hausherrn,
Daß er seines Amtes walte.
Doch sie selber eilte hurtig
Wiederum in Küch' und Keller,
Um das Abendbrot zu rüsten
Für das ganze Ingesind.
Feierlich erhub sich Konrad,
Füllte die zwo Silberbecher,
Schob den einen seinem Gast zu
Und erhub alsdann den andern:
„Werter Gast und Femgenosse,
Labt's Euch unter meinem Dache
Wohlgefallen und verweilet
Froh, solang es Euch genehm ist.
Nehmt dies als Willkommensgruß!"
Herzhaft leerte er den Becher.
Dietwald drauf ergriff den seinen:
„Dank, viel Dank mein werter Gastfreund,
Möge Gott es Euch gesegnen,
Euch und Eurem ganzen Haus!"
Und er trank das kühle Labsal
Bis zur Neige, wie die Sitte
Es gebeut im deutschen Land.
Als sie nun an Trank und Speise
Sich erquickt, erhub sich Konrad:
„Herr, wofern es Euch beliebet,
Mögt Ihr mich ins Feld begleiten,
Denn die Stunde ist gekommen,
Wo man Feierabend beut."
Also schritten sie von dannen
Durch die wohlbebauten Felder.
Hie und da sah man schon kahle
Stoppelflächen, denn der Roggen
War zum größten Teil geborgen.
Doch des Weizens goldne Fülle
Sank dahin in langen Reihen
Vor der Sensen wucht'gem Schlag.
„Jener dritte in der Reihe,"
Sprach der Schulze, „ist mein Ältster,
Dort der fünfte ist mein Zweiter,
Und der siebente mein Jüngster.
Alle sind sie stark und kräftig,
Und gottlob, auch wohlgeraten.

Stolz und Dank erfüllt mein Herze,
Wenn ich sie so schaffen seh!"
„Wohl dem Manne," sprach Herr Dietwald,
„Der wie Ihr, im besten Alter,
Solche Söhne sieht erblühen,
Seines Lebens stolze Freude,
Seines Alters starken Trost!"
Sprach darauf der freie Bauer:
„Seht, und dort im Kreis der Mägde
Ist die jüngste meiner Töchter!"
Eine hochgewachs'ne Jungfrau
Sah Herr Dietwald, welche fleißig
Mit den Mägden um die Wette
Schwere, goldne Garben band.
Frohsinn und Gesundheit strahlte
Von den frischen roten Wangen,
Und aus ihren blauen Augen
Lachte heller Sonnenschein.
„'S ist die letzte," sprach der Schultheiß,
„Ihre beiden Schwestern walten
Schon als Frau'n am eignen Herde,
Wiegen schon kraushaar'ge Buben.
Und wie lange wird es währen,
Wird auch dieser kecke Wildfang
Uns entfliegen, viel zu früh!"
Darauf schritt er zu den Schnittern:
„Habt ein tüchtig Stück geleistet,
Wacker habt Ihr auch geschnitten,
Noch zwei Tage, so wie heute,
Und der Weizen liegt am Boden!
Doch nun Schicht gemacht für heute!
Feierabend biet' ich euch!"
Also sprach er, und die Schnitter
Hielten inne, mit den Ärmeln
Trockneten sie ihre Stirn.
Feierabend! O, wie klingt das
Traulich nach des Tages Mühen,
Nach der Arbeit saurem Schweiß.
Wilm, der Großknecht, denkt schon lächelnd,
Wie er sich daheim im Keller
An dem Erntebier erlabe.
Denn nach Herzenslust kann jeder
Abends sich daran erquicken.
Ihre Sensen auf den Schultern,
Ziehn die Schnitter heim zum Hofe.
Und vorauf mit hellem Singen
Zieht inmitten ihrer Mägde
Annalies, der Sonnenstrahl.
Schweigend, an des Schulzen Seite
Schritt Herr Dietwald; solch ein Leben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Froher rüst'ger Bauernarbeit,
Segen wirkend, Segen spendend,
Schien ihm aller Ehren wert.
Besser war's als Lautenschlagen,
Nützlicher als Lanzenbrechen,
Heiliger als Kampf und Krieg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wilhelm Wilms und seine Dichtung „Dietwald Vrischemai."

Von Ludwig Schröder (Iserlohn).

Der in Dinker im Kreise Soest als evangelischer Pfarrer wirkende Dichter Wilhelm Wilms zog im Jahre 1900 zum ersten Male die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Seine Gedichtsammlung „Aus Vorhof und Heiligtum", die inzwischen die dritte Auflage erlebte, zeigte ihn als tiefempfindenden christlichen Lyriker. Mit schlichter Innigkeit sang der Dichter die Erfahrungen seines Glaubenslebens, die Liebe zum Heiland und den Frieden in Gott. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung betonte in ihrer Würdigung der Sammlung: „Kein eiferndes Zürnen und Klagen, sondern eine frohe Zuversicht ist die Grundstimmung dieser Lieder, die gleichen Klang in vielen gläubigen Herzen wecken werden." Und Julius Lohmeyer schrieb: „Die Gedichte habe ich mit herzlicher Freude gelesen und mich an den formvollendeten Schöpfungen wahrhaft erbaut. Ich begrüße freudig das Erscheinen der Sammlung und zweifle nicht, daß diese edlen Schöpfungen allgemeine Würdigung und Beachtung finden werden." Noch manches gute Wort könnte ich hier anführen, mag bei diesem Erstling der Wilmsschen Muse aber nicht länger verweilen, weil das erste Buch nur eine Seite, noch dazu die am wenigsten charakteristische seiner Kunst zeigt. Im Jahre 1903 ließ der Dichter eine neue Sammlung folgen, deren Inhalt jedoch ein weiteres Gebiet umfaßt. „Um des Volkes Seele" enthält auch einige religiöse Weisen, die von frommer Innigkeit erfüllt sind; aber lauter klingen aus dem Buche die neuen Töne. Wilms beweist mit manchem markigen Gedicht, daß er nicht nur eine reine, milde Johannesnatur ist, sondern auch ein Kämpfer, ein Westfale von echtem Schrot und Korn. Es ist ihm bitter ernst mit seinem Kampfe „um des Volkes Seele" gegen alle Schädiger unseres Volkstums. Seine Hiebe sitzen, weil er die Blößen des Feindes mit sicherem Blick erspäht und sein dem Kampfe um unseres Volkes edelste Güter geweihtes Schwert gar wuchtig zu führen weiß. Da fallen echt deutsche Hiebe, daß einem das Herz im Leibe lacht. Die Abteilung „Kampf und Trutz" wirkt wahrhaft herzerfrischend, und ich hoffe, daß dem Dichter mancher Mitkämpfer ersteht, der auch von so heiligem Zorn erfüllt ist wie er. In „Friede sei mit euch!", einer Reihe von elf Gedichten, erklingt laut der Mahnruf an alle Konfessionen, den Weg zum ewigen Frieden zu suchen. Diese Strophen dürften manchen zu tieferem Nachdenken anregen. Wie ein zartes Intermezzo erklingen seine Gedichte „Lenzesblüten"; dann aber ertönen wieder prächtige Lieder für Kaiser und Reich. Das köstliche, zornerfüllte Gedicht „An die Byzantiner" ist für diesen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vaterlandsdichter ungemein charakteristisch und möge deshalb auch unverkürzt hier stehen.

Mit andern Augen blick ich auf zum Throne
Als ihr, die ihr nach Bändern strebt und Orden,
Die ihr nur immer denkt, was euch zum Lohne
Für eure niedre Kriecherei geworden.

Für den ich bittend meine Hand erhebe,
Daß Gottes Huld und Segen ihn geleite,
Für den ich freudig hin mein Herzblut gebe,
Solang ich streiten darf an seiner Seite.

Ihm kann ich nicht so hündisch wedelnd nahen,
Das Herz erfüllt mit gleisnerischem Trachten,
Wo meine Augen solches Wesen sahen,
Aus tiefster Seele mußt' ich es verachten.

Deutsch ist's, mit hellen Augen aufwärts schauen,
Nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier.
Auf freie Männer kann der König bauen
Mehr als auf Kriecher und auf Hurraschreier.

In der Abteilung „Deutsche Minne" erklingt gar lieblich das Lob der echten deutschen Frau. Und ein begeisterter Verehrer des Bauernstandes schrieb die Gedichte der letzten Abteilung „Für deutsche Art." Ich stimme hier mit dem Dichter durchaus nicht in allem überein; aber seine Art wirkt trotz mancher Einseitigkeiten und trotz mancher Schroffheit im Urteilen doch herzerfreuend. Ich setze deshalb auch den Schluß des Gedichtes „Ihr sollt — ihr dürft nicht untergehn" hierher:

So will ich laut und mannhaft rufen,
Kein Sturm soll meinen Schrei verwehn,
Laut kling's auf allen Bauernhufen:
„Ihr sollt, ihr dürft nicht untergehn!"
Du edler Stamm der Niedersachsen
Vom Eiderstrande bis zum Rhein,
Du bist zu stolz, zu hochgewachsen,
Um ein Helotenvolk zu sein! —

Von feiner, ja überzarter „Wortkunst", die verträumt und weichweitab vom Lärm des Tages, ihre anmutigen Weisen müde, mit halblauter Stimme erklingen läßt, ist bei Wilms fast nichts zu hören. Aber ein ehrlicher Mensch ist der Dichter, ein Mann mit einem Herzen voll echtem Haß, echter Liebe und fröhlichem Mut; und das ist, wie zu allen Zeiten, so auch heute doch wahrhaftig auch noch etwas wert. — Karl Berger, ein berufener Kritiker, urteilte kurz nach dem Erscheinen des Buches in der „Deutschen Zeitung" (Herausgeber Dr. Friedr. Lange): Wilhelm Wilms kann als ein Mann gelten, dessen Gedichte, wenn sie auch ohne „künstlerische" Ansprüche sind, tausendmal mehr wert sind, als die manch eines dichtenden Übermenschleins. Mit seinem Titel „Um des Volkes Seele" ist es ihm ernst. Er will zum Kampf um unseres Volkes heiligste Güter alle Deutschgesinnten entflammen. Er predigt Frieden allen Christen und Krieg allen Schädlingen unseres Volkstums. . . Versgewandt und reimsicher, gesinnungs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tüchtig und unverzagt geht Wilms' schwertfrohe Muse frank und frei auf die Gegner los und tritt fest und kräftig für die gute Sache ein. Wer möchte leugnen, daß ein solcher Mann wertvoller ist als tausend Schelme, und wenn sie auch etwas feiner den Fiedelbogen führen?"

Nun hat Wilhelm Wilms uns aber ein Buch geschenkt, das seine früheren weit übertrifft und ihm unter den Dichtern der westfälischen Heimat einen Ehrenplatz sichert. Im Verlage von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig erschien vor Weihnachten 1906 die epische Dichtung „Dietwald Vrischemai", die Wilms dem Magistrat und der Bürgerschaft der ehrenreichen Stadt Soest gewidmet hat. Die Soester können auf dieses Werk stolz sein, und sie sind es auch, wie mir ein umfangreicher Bericht des Soester Kreisblatts über einen vom Verein Heimatpflege im November 1906 veranstalteten Wilmsabend verrät. Derartige lokale Begeisterung für eine Dichtung beweist aber bekanntlich garnichts, und es gereicht mir zur ganz besonderen Freude, gerade an dieser Stelle den Nachweis zu führen, daß die Dichtung „Dietwald Vrischemai" mehr als lokales Interesse hat, daß die Begeisterung der Soester Bürger von allen Markanern, von allen Söhnen der roten Erde geteilt werden sollte.

Wem die ruhmreiche Vergangenheit nicht ganz gleichgiltig wurde im Hasten und Treiben des Alltags, wer sie historisch treu, aber doch mit Dichteraugen angeschaut vor seinem geistigen Auge lebenswahr und lebenswarm erstehen lassen will, der lese „Dietwald Vrischemai."

Die berühmte Soester Fehde (1444—1449) hat in Wilhelm Wilms ihren Dichter gefunden. Schon in seiner Jugend, als er noch die Bänke des Soester Archigymnasiums drückte, hat Wilms den Gedanken gefaßt, jene große Zeit dichterisch zu verherrlichen. Lange ruhte der Plan; die letzten zehn Jahre aber gehörten gründlichen Studien für dieses Werk, und als köstliche Frucht redlichen Bemühens und dichterischer Kraft halten wir nun das prächtige Werk in unseren Händen.

Dietwald Vrischemai ist eine historische Persönlichkeit aus dem Jahre 1447. Wir wissen freilich nicht mehr von ihm, als daß er ein Kriegsmann und Sänger war. Solche Persönlichkeiten haben sich aber von jeher der besonderen Vorliebe der Poeten zu erfreuen gehabt. Dem freien Spiel der Phantasie ist weiter Raum gegeben. Wilms hat sich jedoch nicht bemüht, eine besonders originelle Fabel zu ersinnen; sein Held erlebt ein Schicksal, wie es in jenen kampffrohen, kraftrohen Zeiten wohl von manchem erlebt worden ist; aber gerade diese derbe Schlichtheit ist in meinen Augen der Dichtung größter Vorzug. An lieblichem Rankenwerk fehlt es nicht, auch nicht an dem notwendigen romantischen Einschlag im Gewebe; Hauptsache aber war dem Dichter die Darstellung des interessantesten Stückes westfälischer Geschichte, der Soester Fehde, und der Feme, dieser wichtigsten kulturhistorischen Erscheinung in Westfalen.

Gleich in dem mit besonderem Geschick entworfenen ersten Gesange schlägt der Dichter fast alle Saiten an, die in seinem Epos bald lauter, bald leiser weiterklingen. Wir lesen von dem Unmute des Stadtschreibers Bartholomäus von der Lake, den das liebevolle Wesen seiner Tochter Maria und der Zauber eines behaglichen Heims nicht zu bannen vermögen. Ammerie, die Schaffnerin des Hauses, die der Tochter „Meister Bartlecks" treu zur Seite steht seit dem Tode der Mutter, erzählt ihr von den Ursachen des Unmuts ihres Vaters.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Töchterlein, ich sahe heute
In der Stadt solch finstern Unmut
Auf so mancher Stirn gelagert.
Und ich hörte wilde Reden,
Hörte unterdrückte Flüche
Und sah manche Faust geballt.
Einer kündete dem andern,
Daß der Erzbischof von Köllen
Unsrer Stadt beschworne Rechte
Freventlich mit Füßen trat.
Und man sprach von neuen Steuern,
Harten Fronen, Zehnten, Zöllen,
Womit er die leeren Kassen
Seines Erzstifts füllen wollte.
Und wie Geier zögen jetzt schon
Seine Schreiber, seine Vögte
Durch die Straßen, durch die Gassen,
Spähend nach der Soester Gold!
Und wo in der Männer Kreise
Solche Kunde ruchbar wurde,
Hörte man den trotz'gen Ausruf:
„Lieber Tod und Untergang!"
Und vor allen andern hörte
Man den großen Schmied im Elwerk,
Dörmann heißt er, trotzig rufen:
„Wir sind freie Soester Bürger,
Keine Kölner Pfaffenknechte.
Unser ist hier Recht und Schatzung,
Unser ist hier Zoll und Münze,
Und kein Kaiser und kein Bischof
Soll uns unsre Rechte kürzen!
Was im Schweiße wir erworben,
Das ist unser, und das Unsre
Soll nicht fremde Gier uns rauben!
Schmach! wer jemals anders denkt!"

Weiter hören wir von dem mutigen Auftreten des Junkers Dietwald Mengede. Vor wenigen Wochen ist er in die Vaterstadt zurückgekehrt. In jungen Jahren brachte ihn sein Oheim Wulf von Mengede nach Nürnberg, wo er erzogen wurde. Dort hat er auch die Sangeskunst erlernt.

Erst vor wenig Wochen ist er
Heimgekehrt als schmucker Ritter.
Doch er will ein Soester Bürger,
Nicht ein Soester Ritter sein.
Gibt sich fast wie ein Scholare,
Nennt sich einen lust'gen Spielmann,
Scherzt mit Bürgern und Gesellen,
Nennt sich Dietwald Vrischemai.

Wir lauschen dem Ständchen, das der lustige Spielmann Maria bringt, erfahren aus einem Selbstgespräche Ammeries, daß der Ratsherr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Großkaufmann Goißwyn ein Auge auf ihre Herrin geworfen und aus dem Bekenntnis Marias, daß sie in seliger Verwirrung den jungen Ritter ermutigt hat, ihr zu huldigen. Die Alte tröstet die Beschämte gar herzlich, und der Gesang klingt lieblich aus:

— — — —. Der Traumgott
Öffnete die goldnen Tore
Zu dem sel'gen Land der Träume.
Und ein frohes Lächeln ruhte
Auf des holden Mägdleins Antlitz;
Denn durch Erd und Himmel leise
Klang's wie Lied zum Lautenspiel:
Und fragst du, wer in Treuen
Dein Minnesänger sei?
Dich braucht's nit zu gereuen,
Ich will mich des nit scheuen:
Es grüßt dich Dietwald Vrischemai!

Fern liegt es mir, den Inhalt des ganzen Werkes in dieser eingehenden Weise wiederzuerzählen; dem Buche wäre damit ein schlechter Dienst erwiesen. Zweck dieser Zeilen ist ja, ihm Leser zuzuführen und nicht, durch ein eingehendes, mit zahlreichen Proben gespicktes Referat die Lektüre überflüssig zu machen.

Der zweite Gesang schildert die ernste Beratung wackerer Soester Ratsherren, ihren festen Mut und ihr unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache; aber auch von dem echten Bürgersinn der Gilden und der Gemeinheit hören wir ein gutes Wort. Im weiteren Verlaufe der Dichtung hören wir von dem Versuche des Ritters Werinbold von Fredeburg, Dietwald für den Erzbischof zu gewinnen, dessen Rechte er und der Kapellan Heynemann beredt vertreten. Da fällt manch wacker Wort über Mannentreue und Gesetz und Recht. Die Gestalt Werinbolds ist ungemein sympathisch gezeichnet; als echter Dichter hat Wilms auch für die Feinde Soests lichte Farben auf seiner Palette. Der Kapellan freilich kommt nicht gut weg und steht auch später als arglistiger Schleicher nicht vorteilhafter da.

Die Unterredung Dietwalds mit den beiden Feinden Soests ist belauscht worden, und der Ratsherr Goißwyn benutzt den Vorfall zu einer falschen Anklage gegen den Verhaßten, der ihm bei seiner Werbung um Maria im Wege steht. Da zwei Zeugen seine Verleumdung eidlich erhärten, ist Dietwalds Los besiegelt. Mit Schimpf beladen muß er die Stadt verlassen. Ein Teil der Bürgerschaft glaubt jedoch trotz der Eide nicht an Dietwalds Schuld; auch Maria glaubt an seine Treue gegen die Vaterstadt und weist die Werbung des in geckenhaftem Aufzuge zur Werbung kommenden Kaufmanns Goißwyn durch ihren Vater zurück.

Die Gesänge, in denen diese Vorgänge geschildert werden, sind reich an wirkungsvollen Einzelzügen. Die Schilderung am Anfang des fünften Gesanges ist von großem lyrischen Reiz; der sechste Gesang ist als kulturhistorische Studie ungemein wertvoll, zeugt gleichzeitig aber auch von der Kunst des Dichters, wirkungsvoll zu charakterisieren. Die Gestalt Goißwyns ist ganz ausgezeichnet herausgearbeitet, und man interessiert sich dank der liebevollen Sorgfalt, mit der Wilms ihn gezeichnet hat, auch für diesen schuftigen Patron. Am Schlusse des sechsten Gesanges tritt die Gestalt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Ratsdieners Herm Slaedoet in den Vordergrund, und im folgenden erhält sie durch die Kunst des Dichters noch einen solch herrlichen, menschlich tiefen Zug, daß man den Wackeren nie vergißt. Etwas so Vollsaftiges zu schaffen wie diesen Herm Slaedoet gelingt nur einem echten Dichter, der für alle Menschen seiner Dichtung, ob sie nun gut oder schlecht sind, vornehm oder gering, dieselbe Liebe hat.

Dietwald weilt auf der Burg Ritter Werinbolds. Dem Zuspruch der jüngsten und schönsten Tochter Werinbolds, der braungelockten Grete, gelingt es, ihn seiner Trauer und seinen Träumen zu entreißen. Er faßt den Entschluß, gegen seine Vaterstadt zu kämpfen; denn „besser ist's, und ist's auch bitter, für die Ehre kämpfend sterben, als fortan noch ehrlos leben." Noch einmal steigt das Bild der Heimat und seines erhofften Glückes an Marias Seite vor ihm auf; aber er nimmt Abschied auch davon:

„Fahret wohl, ihr goldnen Träume,
Seid in leeres Nichts zerronnen,
Meine Jugend ward vergiftet,
Räche mich, mein treues Schwert!"

Die dann folgende kurze, aber folgenschwere Szene möge wörtlich hier stehen, weil der Vorgang bis zum Schluß der Dichtung als Schatten über der Liebe Dietwalds zu Maria schwebt.

Doch ob seiner letzten Worte
Und der träumenden Gedanken
Lachte nun die braune Grete.
„Wunderbarer Schwärmer", sprach sie,
„Kann euch wahrlich nicht verstehen.
Was heißt Vaterstadt und Heimat
Für den flüchtigen Verbannten,
Den die Vaterstadt gesteinigt,
Den die Heimat von sich stieß?
Dietwald, hier ist eure Heimat,
Hier ist euer Vaterhaus!"
Herzhaft reicht sie ihm die Hände,
Und er sah ihr tief ins Auge,
Viel zu tief — denn ihrer Blicke
Glanz und Glut fiel in die seinen.
Innig drückte er die Hand ihr,
Heißer drückte sie die seine.
Da durchglüht es ihn wie Feuer,
Er umschlingt mit seinen Armen
Ihren Hals, und heiße Küsse
Drückt er auf den roten Mund.
Heiße Küsse auch empfängt er,
Und sie zieht mit weichen Armen
Dietwald heiß und leidenschaftlich
An den hochgeschwellten Busen,
An ihr hörbar klopfend Herz.

Männerschritte nahen. Der Burgvogt Hermann Trumpp verkündet dem Junker, daß Boten ihn und Ritter Werinbold zu sprechen verlangen. Des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Burgvogts Ahnung, daß es Boten der heiligen Feme seien, erweist sich als richtig. Dietwald und Ritter Werinbold sollen vor dem Femgericht erscheinen.

„Heute in vier Wochen sehen
Wir Euch vor der Elwerkspforte
Vor der Soester freiem Stuhle,
Nehmt die Königsbriefe hier!"

Einer der Boten überreicht Dietwald auch ein Brieflein Marias; erfreut und beschämt zugleich nimmt er es entgegen und trägt dem Bote Grüße an die Vielgetreue auf, „die auch noch des Heimatlosen, des Verbannten treu gedenkt." Den Lesenden ergreift tiefe Reue. Er flieht vor neuer Untreue gegen Maria. Verhaßt sind ihm nun die Blicke aus den braunen Augen Gretes.

Nein, er mag sie nimmer sehen,
Nein, er darf sie nimmer grüßen,
Denn ein froher Gruß wär Lüge,
Und ein neuer Kuß wär Sünde,
Frevel an dem reinen Bilde,
An Marias holder Gunst.

Er flieht, obgleich er fühlt, wie häßlich seine Undankbarkeit gegen den treuen Gastfreund ist. Auf dem Dreieichenhof findet er neue Gastfreundschaft bei dem Femgenossen Konrad. Der in diesem Jahrbuch abgedruckte zehnte Gesang der Dichtung schildert seine Aufnahme auf dem Schulzenhofe.

Inzwischen haben sich infolge des Absagebriefes der Stadt Soest an den Erzbischof von Köln zwei feindliche Lager gebildet. Der Erzbischof verachtet den Rat besonnener Männer und sendet der Stadt den Fehdebrief. Im neunten Gesange ist Erzbischof Dietrich, ein prachtvoller Vertreter mittelalterlicher Fürstengewalt, in dem sich Ritterstolz und Priesterherrschsucht mit einem eisernen, unbeugsamen Eigenwillen paaren, vom Dichter ganz vorzüglich charakterisiert worden. Neben ihm stehen im Lager der Gegner Soests wiederum einige sympathische Gestalten, die des Dichters große Objektivität erkennen lassen.

Dietwald Vrischemai stellt sich dem heiligen Gericht. Die Ereignisse auf dem Wege zum freien Stuhl der Soester vor der Elwerkspforte sind lebendig geschildert und geben schon einen Vorbegriff zahlreicher bewegter Szenen späterer Gesänge. Die Einzelheiten können an dieser Stelle nicht berührt werden. Es genüge die Andeutung, daß des Erzbischofs Plan, sich wieder zum Stuhlherrn vor dem Elwrik zu erheben, durch anrückende clevische Scharen vereitelt wird. Dietwald Vrischemai findet volles Recht, Goißwyn verfällt als Verleumder und Meineidiger dem rächenden Arm der heiligen Feme. In einem späteren Gesange wird berichtet, daß ihn die Strafe vor den Toren Wisbys ereilte.

Der zwölfte Gesang bringt eine farbenprächtige Schilderung des Einzugs, den Johann von Cleve in die Stadt Soest hält. Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, größere Stücke hier einzuschalten. Die Schilderung entspricht den geschichtlichen Überlieferungen, und ich möchte den sehen, dem beim Lesen dieser Vorgänge aus großer Zeit das Herz nicht höher schlägt. Die Krone des schönen Gesanges ist aber der Schluß mit seiner herrlichen Zurückweisung der grollenden Pfaffen durch Johann von Cleve. Durch die Worte des hochgemuten Fürsten zieht ein Ahnen reformatorischer Gedanken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dietwald Vrischemai empfindet nichts von der Freude der Soester. Er erfährt es: „Arglos, achtlos, selbstvergessen bringt der Mensch in böser Stunde selbst sich um sein Himmelreich". Der Burgvogt von Fredeburg hat in Soest nach dem Bräutigam der Tochter seines Herrn gefragt, und so ist die Kunde von seinem flüchtigen Sinnenrausche, seinem Treubruche auch in das Haus des Stadtschreibers gedrungen. Der Junker erkennt, daß trotz des Freispruchs der Feme unter diesen Umständen an ein Verweilen in den Mauern Soests nicht zu denken ist. Er nimmt Abschied von dem treuen Schulzen Konrad und reitet von dannen. Das Glück ist ihm hold. Er findet in Bernhard, dem Grafen und Edelherrn zur Lippe, einen ebenbürtigen Sangesgenossen und folgt ihm als freier Dienstmann nach dem mit Soest verbündeten Lippstadt. Die im dreizehnten Gesange vorkommenden Lieder sind sehr schön; des Dichters Kunst erscheint da am alten Volksliede geschult.

Der vierzehnte Gesang erzählt von Maria, die in Treue an Dietwald hängt und entsetzt ist, als sie von Ammerie hört, daß diese des Junkers Auftrag, Grüße an ihre Herrin zu bestellen, mit den Worten zurückgewiesen: „Solche Leute schmücket man in Soest seit alters statt der Myrte mit dem Strohkranz!" Doch bald nehmen wichtigere Dinge als einer Jungfrau Liebesweh unser Interesse in Anspruch. Bartholomäus von der Lake kommt mit Gästen heim, und bei einem guten Trunke wird beschlossen, Untreue und Gewalttat zu strafen und zuerst einen Rachezug gegen den Ritter Volenspet zu unternehmen. Lippstadt, Hamm, Unna und Camen sollen um Hilfe gebeten werden, denn mehr als vierzig Ritter sind in dem festen Hause Heidemühl versammelt. Sie schinden täglich ringsumher Land und Leute und haben das Raubnest mit Beute vollgepfropft. Im fünfzehnten Gesange erleben wir den Sturm auf Haus Heidemühl mit (Juni 1445). Das ist ein Höhepunkt der Dichtung, ein lebensvolles, farbenprächtiges Gemälde mittelalterlicher Kriegsführung.

Dietwald hat früh am Morgen, als das Heer zur Stadt hinauszog, ein neues Lied ersonnen. Erst sang er's allein, dann stimmten ein die Ritter und die Knechte. Endlich klang es hundertstimmig durch des Fußvolks lange Reihen:

Wie ein Immenschwarm zur Sommerszeit
Zieht mit Gebrause von hinnen,
So ziehn wir mutig hinaus zum Streit,
Uns ist es nit ums Leben leid,
Wir wöllen den Sieg gewinnen.

Wir wöllen fahen den Volenspet
Samt allen seinen Gesellen.
Wir wölln ihn binden mit eiserner Kett,
Wir wölln ihm geben ein luftiges Bett
Für all sein Schinden und Prellen.

Die Rose gibt so süßen Schein,
Doch scharf ist ihre Wehre.
Treu wölln wir unsern Freunden sein,
Und wer uns will der Feigheit zeihn,
Der fühl heut unsre Speere.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Soester und Lipper treffen sich auf dem Kriegszuge, und vereint gehts weiter gegen den gemeinsamen Feind. Konrad Stecke, der wackere Drost zu Wetter, stößt mit einem Fähnlein Ritter zu ihnen; Unna, Hamm und Camen senden Fußvolk. Den großartig geschilderten, erfolgreichen Sturm auf Burg Heidemühl möge man im Buche selbst nachlesen. Mit Beute reich beladen, ziehn die Sieger heim. Die Burg geht in Flammen auf.

Lippstadts Bürger haben den Soestern auf zehn Fudern Gut und Nahrung zugeführt. Zu den kriegerischen Begleitern des Wagenzuges gehört auch Dietwald Vrischemai. In der „Rose" wird ihm wie den andern Edlen ein Ehrentrunk gereicht. Dank gegen Gott erfüllt sein Herz auf dem Heimwege. Da trifft er Herm Slaedoet, der auf Wache zieht. Er geht mit ihm und findet so Gelegenheit, Leib und Leben für die Vaterstadt einzusetzen. Der nächtliche Angriff wird siegreich abgewehrt, und durch eine von ihm ersonnene Kriegslist geraten nach heftigem Kampfe zahlreiche Feinde in die Gefangenschaft der ihnen nachstürmenden Soester. Mit einem Siegesliede schließt der Sang.

Die nächsten drei Gesänge erzählen von der Sammlung des Heeres zur Belagerung der festen Stadt, von dem Anzuge der Hussiten durch das Lipper Land, das die wilden Horden in eine Wüste verwandeln, von dem hehren Mut der Soester Bürgerschaft, die tapfer ihre Stadt verteidigt, von dem Sturm auf Sankt Walpurgis' Stift und von der Rettung Johanns von Cleve durch Dietwald Vrischemai. Den bei der Verteidigung verwundeten Sänger schleppt Herm Slaedoet auf seinem Rücken in die Stadt und bettet ihn an des Walles sanfter Böschung. Da erspäht Maria, die an einem Umzuge teilnimmt, den Wunden, und während vor dem Tore der Kampf auf Tod und Leben weitertobt, feiert sie ein schmerzliches Wiedersehn. In ihrem Vaterhause findet Dietwald sorgsame Pflege.

Der Schlußgesang ist ein Jubelhymnus auf den endlichen Sieg der guten Sache. An eine packende Darstellung des letzten Sturmes auf das starke Soest schließt sich eine kurze, aber lebendige Schilderung der Siegesfreude in der erlösten Stadt. Herzog Johann lehnt den Siegerkranz ab, und Maria drückt ihn auf sein Geheiß dem Sänger Dietwald freudezitternd auf die blonden Locken. Auf den Wunsch seines hohen Freundes stimmt der Glückliche ein Siegeslied an, mit dem die Dichtung jubelnd ausklingt.

Was soll ich noch mehr zum Lobe des Werkes sagen? Ich glaube, gar mancher wird nach ihm greifen und sich an ihm erfreuen. Nur ein ganz kurzes Wort sei mir noch erlaubt. Ich bemerkte schon, daß Wilms für seinen „Dietwald Vrischemai" gründliche Studien machte; der mit dem schwierigen Stoff vertraute Leser merkt das auch auf jeder Seite. Mit großem Geschick hat er alles Verzögernde ausgeschaltet und seine Leser mit mancherlei Unerquicklichem verschont. Straff ist die Komposition des Ganzen, und deshalb wächst das Interesse bis zum Schluß. Klugerweise hat Wilms die auf den großen Sturm noch folgende Fehdezeit mit ihren langweiligen Verhandlungen und unrühmlichen Ereignissen unberücksichtigt gelassen. Ich sagte soeben schon, daß jeder mit dem Stoff vertraute Leser es merkt, daß hier etwas mehr vorliegt als ein romantisches Epos, wie wir deren viele besitzen. Nirgends aber prunkt der kernige Poet mit seinem reichen historischen und kunsthistorischen Wissen, nirgends wirbeln die Staubwolken durchstöberter Folianten auf, und deshalb vermag der schlichte Mann aus dem Volke dieses Werk mit demselben Genusse zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lesen wie der Gebildete. Die Sprache ist von derber Eigenart. Nur an einigen Stellen hat das leicht zu handhabende Versmaß den Dichter verleitet, weitschweifig zu werden. Von diesen wenigen schwachen Stellen abgesehen, liest sich die Dichtung ganz vortrefflich. Mit Auswahl eignen sich die Gesänge auch prachtvoll zum Vortrage. Man hat seine helle Freude an den lyrischen Partien, in denen Wilms die Liebe Dietwalds zu Maria in zarten Farben malt, und liest mit inniger Anteilnahme die Darstellung ernster Beratungen wackerer Männer. Mit Spannung folgt man der heiligen Feme ernstem Walten und liest die kraftvolle Schilderung der siegreichen Kämpfe mit freudigem Stolz.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit innerer Freude gedenke ich der Tage, die ich im Sommer 1906 im gastlichen Pfarrhause zu Dinker verleben durfte. Mit Begeisterung las mir der Dichter sein Epos vor, im stillen Studierstübchen bis zum Nahen der Mitternacht, im sonnendurchfluteten Pfarrgarten in der Nähe seines zauberhaft schönen „Märchenschlosses“. Das Geheimnis dieses Namens verrate ich nicht. Aber das Vorhandensein dieses „Märchenschlosses“ im Pfarrgarten zu Dinker beweist mir gerade so gut wie sein „Dietwald Vrischemai“, daß Wilhelm Wilms ein Dichter ist. Möge ihm noch manches gute Werk gelingen, zu seiner und zu unsrer Freude!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Soest-Nummer der Halbmonatschrift Niedersachsen.

Herausgegeben vom Verein Heimatpflege in Soest, erschien Nr. 15 des 12. Jahrgangs der Halbmonatschrift Niedersachsen (Verlag von Carl Schünemann in Bremen) als Soest-Nummer. Alle Beiträge des reichhaltigen Heftes, das in sich abgeschlossen ist, beziehen sich auf Vergangenheit und Gegenwart der Stadt und ihrer Börde. Das Titelbild zeichnete der in Borgeln wohnende Hamburger Maler F. Nölken. Flott hingeworfen gibt es die Stimmung der Freiligrath'schen Verse wieder:

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit
Das leuchtende Münsterland.

Pfarrer Hugo Rothert, Verfasser des von C. Bertelsmann in Gütersloh verlegten überaus wertvollen Buches „Zur Kirchengeschichte der ehrenreichen Stadt Soest" leitet das Heft ein mit einem frisch geschriebenen geschichtlichen Ueberblick bis zum Jahre 1450. Diesem Aufsatze „Die ehrenreiche Stadt Soest und ihre Börde" wurden vier Abbildungen beigegeben: Stadtansicht von Soest nach Bruin und Hogenberg von 1595, die Drüggelter Kapelle, das hohe Hospital in Soest und das Stadtwappen von dem 1821 abgebrochenen alten Gebäude des Archigymnasiums.

Den alten Glasmalereien Soests hat Pfarrer Carl Josephson einen hochinteressanten, von eingehendem Studium zeugenden Aufsatz gewidmet. Der Artikel wird vielen Lesern hochwillkommen sein; denn bisher hat die Glasmalerei in Arbeiten über die Soester Kunstdenkmäler noch wenig Berücksichtigung gefunden, während über alles andere, Architektur, Wand- und Tafelmalereien, Gold- und Silberschmiedekunst, schon eine ganze Literatur existiert. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß die vorhandenen Denkmäler der Glasmalerei so großartig sind, daß sie einer eingehenden Betrachtung würdig erscheinen. Erwünschte Beigaben zu seinen sachkundigen Ausführungen sind die fünf Bilder: zwei Fenster im Chor des Patrokli-Domes, ein Teil eines Chorfensters der Kirche Mariä zur Wiese, das spätgotische Fenster mit dem bekannten „Westfälischen Abendmahl" und ein Fenster von der Nordwand derselben Kirche. Die Illustrationen sind wie alle übrigen des Heftes nach Aufnahmen der Photographischen Kunstanstalt von Alfred Althaus in Soest angefertigt worden.

Über das berühmte Soester Stadtrecht hat Regierungsassessor Dr. Rothert eine lesenswerte Studie geschrieben, deren interessanter Schluß hier wiedergegeben werden soll: „. . . . Zum Schluß sei noch der alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Soester Gerichtsordnung gedacht, die sich mit einer echt mittelalterlichen Selbstironie einführt: „Socrates, der heydensche Philosophus, sprecket: Dat Recht is einem Spinnenwabbe gelick, dey starken groten Flegen, dey gaen dar dorch, dey kleinen und swaken blyven darynne und werden gestecken; also dey Armen und Sympelen werden myt den Rechten gebunden und beswert, dey Riken und Geweldigen gaen dardorch ungestraffet." Dann aber folgt die berühmte Vorschrift, „wu sick dey Richter schicken sall", ernst, doch ein Zeichen der Beschaulichkeit und Ruhe, sitzend mit übereinandergeschlagenen Beinen, so stellt ihn schon das Requamsbuch dar und die zahlreichen Soester Richtersiegel. „Dey Richter sal sitten op syneme Richterstole als eyn grysgrymmich Lowe und slan den rechteren Voit over den luchteren und dencken an dat strenge Ordel und an dat Gerichte, dat Gott över enne sitten wel tho dem jungesten Tage." Zwei Miniaturen aus dem Requamsbuche, in das zahlreiche Straffälle eingezeichnet worden (14. und 15. Jahrhundert), zeigen das Wippen am großen Teiche und den Strafvollzug an den Friedlosen. Die Bilder sind kulturhistorisch hoch interessant.

Von großer Sachkenntnis zeugt auch der Aufsatz über „Die Stadtbefestigungen von Soest" von Dr. Hubertus Schwartz, der mit den Bildern des Osthofentors, des abgebrochenen Jakobitors und des Ulrich-Jakobiwalls mit Kattenturm geschmückt ist, auch kam ein aus dem Jahre 1583 stammender, von Johann von Brachum entworfener Befestigungsplan zum Abdruck.

Kulturhistorisch wertvoll sind die Mitteilungen des Rektors H. Weimann über das Gesindewesen in der Soester Börde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Fein ist das von W. A. Renzing gezeichnete Schlußstück zu diesem Aufsatze, und die Reproduktion eines Ölgemäldes von C. Krafft in Berlin zeigt das Innere einer Küche in Borgeln bei Soest in vortrefflicher Beleuchtung. Das Original befindet sich im Besitze des Vereins Heimatpflege und ist eine Zierde des Burghof-Museums.

In einem mit Bildern reichgeschmückten Aufsatze berichtet Baurat C. Meyer über den Verein Heimatpflege in Soest, der am 7. April 1904 gegründet wurde. Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle einen Überblick über die Tätigkeit des Vereins geben, der sich in der kurzen Zeit seines Bestehens eine sehr beachtenswerte Stellung im geistigen Leben der Stadt erworben hat und dessen segensreiche Arbeit auch außerhalb rückhaltlos anerkannt wird. Nur eins sei hervorgehoben. Vom 1. bis 20. August 1905 veranstaltete der Verein im städtischen „Blauen Saal" eine Ausstellung profaner, im Privatbesitz befindlicher Kunstgegenstände, Waffen, Trachten, Möbel, Gerätschaften u. s. w. Die zahlreich beschickte und von etwa 14000 Personen besuchte Ausstellung hatte den schönen Erfolg, daß mancher, der den Bestrebungen des Vereins bis dahin kühl oder sogar feindlich gegenüberstand, für dieselben gewonnen wurde. Im Jahre 1907 (11. August bis 1. September) soll eine „Ausstellung für kirchliche Kunst" stattfinden, verbunden mit einer Aldegrever-Ausstellung. Man darf ihr mit großem Interesse entgegensehen.

In einer kleinen plattdeutschen Erzählung „Kanter Huver äs Dokter" habe ich den Dialekt der Vaterstadt benutzt und glaube, daß die Leser an dem köstlichen Original Huver Freude haben werden. Meine Übersicht „Soest in der Literatur" dürfte ebenfalls interessieren; sie wird durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freiligraths Gedicht „Das Nöttentor zu Soest“ und durch mehrere Bruchstücke aus dem Epos „Dietwald Vrischemai“ von Wilhelm Wilms wirkungsvoll ergänzt.

Im „Sammler“ am Schlusse des Heftes ist noch eine Reihe interessanter kurzer Artikel vereinigt, deren Titel lauten: Soester Goldschmiedearbeiten — Sprichwörter aus der Soester Börde — Die Plastik in Soest — Schwänke aus der Börde — Ein Soester Minnelied aus dem 15. Jahrhundert — Etliches über Ferdinand Freiligrath — Soest als Schulstadt.

Diese knappe Übersicht über den Inhalt des Heftes dürfte genügen, in manchem Leser ein Verlangen nach dem Besitze der Soest-Nummer zu wecken. Der Verein Heimatpflege hat eine größere Anzahl von Sonderdrucken auf einem Papier herstellen lassen, das die Vortrefflichkeit des Bildschmuckes wirkungsvoll zur Geltung kommen läßt. Diese Nummern sind für wenig Geld (50 Pfg.) von der Ausgabestelle Rittersche Buch- und Kunsthandlung P. G. Capell in Soest zu beziehen.

Iserlohn. Ludwig Schröder.

Die Entstehung der Sprache
im Lichte der Biologie.

Von Professor E. Brandstäter-Witten.

1. Namenforschung und Etymologie müssen nicht apriorisch, sondern biologisch betrieben werden.

Sprache und Menschentum sind Eins. Wo Sprache begann, begann Menschentum, und Menschentum begann erst da, wo Sprache begann. Will man von der Natur des Menschentums etwas verstehen lernen, so heißt das nichts Anderes, als man muß zu den Quellen der Sprache emporsteigen.

Unter den verschiedenen Zweigen der Sprachforschung hat auch die Namenforschung einen lebhaften Aufschwung genommen. Und das geschah mit vollem Rechte. Denn während die Sprachen im Übrigen von ihrem Entstehen bis heute vielfältige Veränderungen und Entwickelungen erfahren haben, sind manche der alten Namen, sowohl Personennamen als Orts-, Flur-, Fluß- u. dgl. namen, völlig oder fast unverändert geblieben bis auf den heutigen Tag, und es sind in ihnen Reste von dem ältesten Sprachgut der Menschheit erhalten, die nicht nur für jeden, der seine Heimat liebt, ein eigentümliches Interesse haben, sondern auch für den Sprachforscher, ja für jeden, der dem Wesen der Menschheit nachsinnen mag, höchst wichtig sind. Auch die Forscher dürfen an jenen redenden Zeugen grauer Vorzeit nicht vorübergehen, die noch heute fast in Jugendfrische unter uns leben, sodaß die Mitwelt ihnen ihr ehrwürdiges Alter gar nicht anmerkt.

So groß nun auch die Literatur der größeren und kleineren Arbeiten auf dem Gebiete der Namenforschung geworden ist, so ist doch in zahlreichen Fällen die Mühe umsonst gewesen. Auf die Deutung mancher Namen erklären die Forscher ausdrücklich verzichten zu müssen; die bisher gegebenen Namenerklärungen aber sind zweifellos in vielen Fällen richtig, in zahlreichen andern aber nur halb richtig oder völlig verfehlt. Wenn wir von den unendlich vielen Namen in der Welt hier einmal einen ganz kleinen Teil, nämlich südwestfälische Ortsnamen ins Auge fassen — die sich teilweise durch überraschende Ursprünglichkeit auszeichnen —, so gilt das Gesagte auch für die Forschung auf diesem Gebiete, wofür später gelegentlich Beispiele angeführt werden sollen. Die bisherigen Namenerklärungen haben einen gemeinsamen Mangel, denselben, der der bisherigen etymologischen Sprachforschung überhaupt anhaftet.

Denn wenn man auch von den naiven Torheiten der Volksetymologie*) ganz absieht, so beruht doch auch die bisherige Namenforschung mehr oder

*) S. Andresen. Über deutsche Volksetymologie. 5. Aufl. 1889. Dahin gehört auch ein possierlicher Artikel über Tiernamen in der „Woche" vom 5. April 1907.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weniger wissenschaftlichen Charakters gleichwie die Etymologie überhaupt auf willkürlichen Voraussetzungen, nämlich auf apriorisch angenommenen Wurzeln von meist einseitig bestimmter Bedeutung. Mit den unbewiesenen Voraussetzungen solcher Wurzeln und Wurzelbedeutungen mechanisch arbeitend bringt die Etymologie nicht selten solche Erklärungen zustande, die der Beweiskraft ermangeln, weil sie das Letzte und zugleich Erste, was man wissen möchte, die Bedeutung der Wurzellaute, doch schuldig bleiben.

An die Stelle dieser mechanischen Betrachtungsweise hat die biologische zu treten. Die Forschung darf nicht mit fertig vorgefundenen, so zu sagen fertig „erschaffenen" Wurzeln und Stämmen operieren wollen, sondern sie muß ein Werden der Sprache auch vor den Wurzeln und Stämmen annehmen und Hand in Hand mit der Naturwissenschaft, der allgemeinen Biologie, d. h. der Lehre vom Leben, bis zur Erklärung der Urlaute nach ihrer Entstehung und ihrer Bedeutung vordringen.

Um den Standpunkt, den wir hiernach einnehmen, zu rechtfertigen, sehen wir uns genötigt, den später folgenden Namenerklärungen eine Reihe einleitender Bemerkungen vorauszuschicken.

2. Die Entwickelungslehre.

Die gebildete Welt vermag heute nicht mehr bei der mythischen Schöpfungslehre stehen zu bleiben, daß nämlich auf ein Schöpferwort das Weltall, die Erde und die Arten der Pflanzen und der Tiere auf dieser letzteren so, wie sie heute da sind, aus dem Nichts entstanden seien und daß sie sich bis heute nicht verändert hätten.

Indem wir hier von der Kosmologie absehen, haben wir doch darauf hinzuweisen, daß gegen eine solche Stabilität der Pflanzen- und Tierarten auf unserer Erde zu vieles spricht. Vor allem tut das die Geologie und die damit verbundenen Paläontologie. Wir wissen die Reihenfolge der Gesteinsschichten, aus denen sich unsere Erdrinde aufbaut, und wir wissen, daß zu ihrer Bildung Milliarden von Jahren gehörten. Erst in den oberen Schichten erscheinen allmählich die Reste von organischen Wesen, von Pflanzen und Tieren. Von allerniedrigsten Formen steigen diese fossilen Reste in Riesenzeiträumen zu den gigantischen Sauriern und weiter bis zu den ersten Menschenresten auf. Von einem gleichzeitigen Entstehen auf ein Schöpfungswort keine Spur.

Dazu kommt die Tatsache, daß man die Organismen sich durch Veränderung der Lebensbedingungen auch selber verändern sieht. Man kann auch heutzutage neue Arten von Pferden, Hunden, Pflanzen, Blumen züchten. Auch die menschlichen Völker ändern sich durch Vermischung.

Schließlich trug noch eine dritte Beobachtung besonders stark zu dem Entstehen einer besseren Naturerkenntnis bei. Man nahm wahr, daß der menschliche Embryo bis zum Augenblicke der Geburt eine Reihe von Stadien durchmacht, in welchen sich heute niedriger stehende Lebewesen, Tiere befinden. So entspricht der Embryo der Reihe nach der Zelle, dem Wurm, dem Reptil, dem Vogel, dem Beuteltier, dem Affen, bis er schließlich als Mensch hervortritt, und er zeigt somit die Entwickelung einer Reihenfolge, welche nichts Sprunghaftes hat. Mit Notwendigkeit ergab sich aus dieser Beobachtung die Erkenntnis des biogenetischen Grundgesetzes, wie Häckel es bezeichnet, daß die Ontogenie ein Kompendium der Phylogenie ist d. h.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß die Entwickelung des einzelnen Menschen bis zu seiner Geburt die ganze Entwickelung der organischen Welt von der Zelle an in ihren leitenden Formen und Übergängen durchmacht. Damit war diese Reihe selbst gegeben und klar geworden, daß die entsprechenden lebenden Arten ihrerseits in einem Entwickelungsverhältnis zu einander stehen. Es sind im Einzelnen bereits ganze Entwickelungsreihen mit ihren Zwischengliedern nachgewiesen, z. B. eine ganz lückenlose durch Häckel in den Kalkschwämmen. Und da sich aus dieser und aus anderen Reihen die Wahrheit des alten Spruchs Natura non facit saltum! d. i. die Natur macht keinen Sprung! ergibt, so hat der Schluß eine zwingende Kraft, daß die ganze Vielheit der organischen Wesen durch Abartung von einer ganz einfachen Art von Urwesen, aus einer Zellenform in unendlich langen Zeiträumen entstanden ist.

Wie das durch Zellenteilung, durch Zellenanhäufung, durch Fortpflanzung verschiedener Art, durch Vererbung einerseits, durch Abartung andererseits im Kampfe ums Dasein vor sich ging und geht, das kann uns hier nicht beschäftigen. Aber seit den grundlegenden Gedanken und Nachweisungen auf dem Gebiete der Biologie, wie sie durch die bahnbrechenden Geister Goethe, Lamarck, Darwin und Häckel vorgebracht worden sind, gibt es kein Zurück mehr, und die natürliche Schöpfungsgeschichte tritt für jeden denkenden Menschen an die Stelle des Schöpfungsmythus.

Die Konsequenz, die Darwin aus den Lehren seines ersten Hauptwerks zu ziehen sich scheute, zogen Karl Vogt und Häckel, indem sie erklärten und nachwiesen, daß der Mensch keine Sonderstellung außerhalb der Reihen der Arten einnehme, sondern aus einer den Affen ähnlichen Vorstufe sich entwickelt habe. Darwin hat denn in seinem zweiten Hauptwerke denselben Schritt getan und ihn vielfältig neu beleuchtet, indem er besonders auch der Erscheinungen des Atavismus gedachte, d. h. des auffallenden Auftretens von körperlichen und geistigen Eigenheiten früherer Geschlechter und sogar Tierstufen bei Menschen der Gegenwart. Für die sonderbaren Menschen in Rußland, die eine vollständige Hundebehaarung im Gesicht zeigen, überhaupt für die auffallende Behaarung mancher Menschen, sowie für die auffallenden Tiertypen in manchen Menschengesichtern und -gestalten mag darin wohl eine Erklärung zu finden sein. Ebenso kann man wohl auch die heutigen Mikrokephalen nnd Ähnliches hierauf zurückführen.

Verschiedene physiologische Besonderheiten sind allein den Menschen und den Affen gemeinsam. Gleichwohl kann keiner von den menschenähnlichen Affen, Gibbon, Schimpanse, Gorilla, Orang-Utang, als der den Menschen ähnlichste und demgemäß als sein Vorfahr bezeichnet werden. Aber es läßt sich eine untergegangene gemeinsame Stammform annehmen, von welcher einerseits die Menschenaffen, andererseits Affenmenschen oder Tiermenschen, wenn man so sagen will, entstammten. Zwischen jener gemeinsamen Stammform (die man als Prothylobates bezeichnet mit Rücksicht auf den ihr am meisten entsprechenden heutigen Hylobates [dem wirklichen Zustande nach soviel wie „Dichtschwinger“] oder Gibbon) und dem Menschen durfte man nach Häckel geradezu noch eine Zwischenform annehmen, die Affenmenschen d. h. die nach seiner Ansicht „sprachlosen“ Urmenschen oder Alalen, die in der Differenzierung der Gliedmaßen schon-

menschenähnlich waren, aber der Wortsprache noch ermangelten und dementsprechend noch eine primitive Bildung des Gehirns besaßen. Häckels Hypothese von der Existenz eines solchen Tiermenschen oder Affenmenschen ist glänzend bestätigt worden durch die Entdeckung des fossilen Pithekanthropos erectus auf Java durch Dubois 1892. Nur dürfte derselbe schwerlich völlig sprachlos gewesen sein, wenn auch die Ansätze zum Sprach- und Denkvermögen noch so gering waren.*)

3. Rassen und Ursprachen.

Auch möchte daraus noch nicht der Häckel'sche Schluß zu gewinnen sein, daß der Mensch ausschließlich an einer Stelle hervorgetreten sei. Er meint nämlich, der Ursprung des „Urmenschen" habe wahrscheinlich während der Diluvialzeit in der heißen Zone der alten Welt stattgefunden, entweder auf dem Festlande des tropischen Afrika oder Asien, oder auf einem früheren (jetzt unter den Spiegel des Indischen Oceans gesunkenen) Kontinente (Lemurien), der von Ostafrika (Madagaskar, Abessinien) bis nach Ostasien (Sunda-Inseln, Hinterindien) hinüberreichte. Aber es ist kein zwingender Grund vorhanden zu der Annahme, daß die Menschen nur an einer Stelle sich entwickelt und von da aus über die ganze Erde verbreitet haben sollten. Wir sehen sie sich in Rassen unterscheiden, nicht nur nach der Hautfarbe, sondern auch nach der Schädel- und Gesichtsbildung, sowie nach der Behaarung grundverschieden. Und da die Angehörigen dieser Rassen im Großen und Ganzen noch bis auf den heutigen Tag in größeren Massen zusammenwohnen, so ist anzunehmen, daß jede auch in ihrer Erdregion entstanden ist. Wohl mögen ganze Rassen mit dem Wechsel von Meer und Land, der infolge der wiederholten Hebung und Senkung der Erdrinde stattfand, zu Grunde gegangen sein. Vielleicht sind manche Inselbewohner des Indischen und des Stillen Oceans Reste von ehemaligen Rassen. Ebenso mögen die Eiszeiten, vor denen der Mensch bereits an verschiedenen Stellen unzweifelhaft existiert hat, ganze primitive Rassen zum Verkümmern oder durch notwendige Anpassung zu völliger Veränderung ihres ursprünglichen Typus gebracht haben. Denn die Gleichartigkeit im Klima und in der Besonnung, in der Art des Bodens und der Nahrung, in der Weise des Kampfes gegen tellurische, atmosphärische, pflanzliche und tierische Kräfte, gegen rassenfremde und rassenverwandte Feinde, wird die Rassen gebildet und zu immer deutlicheren Unterschieden bestimmt haben, indem die sich unter diesen gleichartigen Bedingungen entwickelnden Familien, Geschlechter, Stämme, Völker Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit der Körperverhältnisse, der Farbe, nicht weniger aber auch der geistigen Begabung und der sittlichen Anlagen gewannen. Zwar hat zu allen Zeiten die Wirbelkraft des Lebens die Menschen vor allem vermöge des Nahrungsbedürfnisses dazu veranlaßt, überall von ihrem ersten Ansatzpunkte aus sich zunächst in der Nähe und weiter innerhalb eines klimatischen Einheitsgebietes auszubreiten, wobei Schwächere der Beengung und Verkümmerung verfielen. Die Auswandernden erweiterten wohl auch ihr Rassengebiet, indem sie unbesetztes Land in Besitz nahmen oder fremdes wegnahmen. Das waren gewiß ursprünglich — wie auch später vielfach — nur langsame Schiebungen. Erst einer im Vergleich zu dem Alter der Menschheit

*) Häckel, Anthropogenie, 5. Aufl. II. S. 671.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhältnismäßig jüngeren Zeit gehören die Wanderungen ganzer Volksgemeinschaften an, bis, mehr und mehr im hellen Lichte der Geschichte, weit ausgedehnte Eroberungsfahrten vor sich gehen, wie die der Kimbern, der Gothen, der Vandalen, der Hunnen, der Normannen, der Türken. Daneben setzte sich jene ruhigere Ausstrahlung oder Expansion fort, die wir während des Altertums in der Kolonisation der Phöniker und der Griechen, später wieder in derjenigen der europäischen Völker erkennen. So fand von jeher bis zu einem gewissen Grade eine mechanische Durchsetzung verschiedener Rassenzweige und ganzer Rassen statt, und es ist ohne Zweifel hier und da auch eine organische Vermischung mit der Zeit eingetreten. Aber eine erhebliche Zahl von Haupttypen ist unter den Rassen nach wie vor auch als räumlich zentralisiert erkennbar, und das kommt eben daher, weil die Rassen sich an verschiedenen Stellen des Erdkreises unabhängig von einander gebildet und in unendlich langen Zeiträumnn zu verschiedenartigen Kulturstufen entwickelt haben.

Die autochthone Ursprünglichkeit der Rassen zeigt sich ganz besonders darin, daß es keine gemeinsame Ursprache gegeben hat, sondern eine Vielheit von Ursprachen. Die Sprache ist es überall gewesen, die den Menschen aus tierähnlichem Zustande zu einer höheren Natur erhoben hat. Sie ist aber an vielen Orten der Erde zu den verschiedensten Zeiten entstanden, nicht nur im südöstlichen Asien oder dem verschwundenen Lemurien, wohin Häckel den Gesamtursprung des Menschengeschlechtes verlegt. Häckel selbst kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß es mit der Sprache anders ist. „Die vergleichende Sprachforschung", sagt er,*) „hat uns neuerdings gezeigt, daß die eigentliche menschliche Sprache polyphyletischer Natur ist, daß wir mehrere und wahrscheinlich viele verschiedene Urprachen unterscheiden müssen, die sich unabhängig von einander entwickelt haben." Aber er hebt dieses Zugeständnis wieder auf, indem er uns den Begriff „eigentliche m. Spr." folgendermaßen erläutert: „Die Entwickelungsgeschichte des Menschen lehrt uns (und zwar sowohl ihre Ontogenie bei jedem Kinde, wie ihre Phylogenie bei jeder Rasse), daß die eigentliche menschliche Begriffssprache erst allmählich sich entwickelt hat, nachdem bereits der übrige Körper sich in der spezifisch menschlichen Form ausgebildet hatte. Wahrscheinlich trat sogar die Sprachbildung erst ein, nachdem bereits die Divergenz der verschiedenen Menschenspecies und -rassen stattgefunden hatte, und dies geschah vermutlich erst im Beginn der Quartärzeit oder der Diluvialperiode. Die sprachlosen Menschen oder Alalen haben sicher schon gegen Ende der Tertiärzeit, während der Pliocänperiode, vielleicht sogar schon in der Miocänperiode existiert." Aber das ist nicht verständlich. Ein Wesen, welches sich einerseits gegen die Tierstufe, andererseits gegen die Menschenstufe deutlich abgrenzt, ist undenkbar, solange man nicht einen andern Grund zur Erhebung des homo sapiens über die Tierstufe nachweist. Jede, auch die geringste Erhebung über das Tier verdankte der werdende Mensch seiner vermöge der beginnenden Sprache beginnenden Vernunft, und nur dem Grade nach verschieden waren die primitivsten Stufen von den späteren. Schon nach Herders Ansicht**) ist der Mensch während jedes Stadiums seiner

*) Anthropogenie II. S. 679.
**) Herder, über den Ursprung der Sprache.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entwickelung im relativen Besitze von Sprache gewesen, und August Schleicher*), Häckels persönlicher Freund, der ganz auf naturwissenschaftlichem Boden stand, äußerte sich ebenso in den Worten: „Wo Menschen sich entwickelten, da entstund auch die Sprache!“ Welchen Satz wir mit vollem Rechte umkehren dürfen, indem wir sagen: Nur, wo Sprache entstand, entwickelten sich Menschen. „Macht doch,“ wie auch Schleicher es ausdrückt, „die Sprache erst den Menschen. Sprache ist lautes Denken, wie Denken lautloses Sprechen ist.“ Die Zwischenstufe der sprachlosen Urmenschen, die Häckel annimmt, ist somit nicht wohl zu verstehen, weder in der Form einer einzigen Art, noch in derjenigen schon ausgebildeter Rassen. Ansätze zur Sprache, und wenn sie noch so primitiv gewesen sein mögen, waren von dem Augenblicke an vorhanden, wo von einer gemeinsamen Grundform sich einerseits die Menschenaffen, andererseits die Affenmenschen abzweigten. Daraus ergibt sich aber der Rückschluß, daß, wenn der genannte große Forscher den Standpunkt seines Freundes Schleicher teilt, wo derselbe sich folgendermaßen äußert: „Es gab nicht eine, sondern viele Ursprachen. Hinweg mit dem Vorurteil von einer Ursprache, das im Mythus, nicht aber in der Wissenschaft am Platze ist!“ — auch die Urentstehung verschiedener Menschen und Menschenrassen auf der Erde von ihm zugegeben und die Beschränkung der Entstehung der Menschen auf einem Punkt der alten Welt aufgegeben werden muß. In der Tat steht einer solchen Vorstellung nichts entgegen, während eine Ausgestaltung der Rassen nach vollzogener Abwanderung sprachloser Tiermenschen aus dem asiatischen Ursprungsgebiete an großer Unwahrscheinlichkeit leidet. Auch die Analogie der Verhältnisse bei Pflanzen und Tieren spricht dafür, daß an ganz verschiedenen Stellen sich Arten entwickelt haben, die trotz großer Unterschiede in Einzelheiten doch einunddieselben sind. Überall gibt es, wenn auch in größter Unterschiedlichkeit, Hunde, Rinder, Schlangen, Würmer, Fische, Gräser, Algen u. s. w., von denen jedesmal eine Species so gut wie die andere an ihrem Wohnort durch selbständige Entwickelung entstanden sein kann. Warum sollte die Entwickelung bis zum Menschen an andern Stellen außer jenen einen in Südasien nicht fortgeschritten sein, während uns doch die Rassenunterschiede sofort verständlich werden, wenn wir die autochthone Entstehung der Menschen an verschiedenen Stellen der Erde annehmen? So führt uns die Erkenntnis, daß es keine gemeinsame Ursprache gegeben hat, daß vielmehr an vielen Orten Ursprachen entstanden sind, zu der begründeten Annahme, daß auch die Rassen nicht von einem gemeinsamen Ursprungspunkte ausgegangen, sondern an verschiedenen Orten der Erde autochthon entstanden sind.

4. Sprachpsychologie. Sprache und Menschentum.

Aber es gilt nunmehr der Frage näher zu treten: Inwiefern ist es denn überall die Sprache gewesen, die den Menschen zum Menschen gemacht und eins der tierischen Wesen zum Herrscher über alle andern berufen hat?

Schon der griechische Dichter Äschylus weist darauf hin, daß die „Gedächtniskunst die Mutter alles Musenwerkes sei“, d. h. daß das Gedächtnis den menschlichen Geist gebildet und die Kultur

*) A. Schleicher, Die Deutsche Sprache.

hervorgerufen habe. Und Hesiod erklärte die Musen, diese Vertreterinnen des menschlichen Geistes und der Kultur, für Töchter des Zeus und der Mnemosyne, d. h. des Gedächtnisses. Und die Griechen sahen das Richtige, denn in der Tat ist das menschliche Gedächtnis die Voraussetzung der Einbildungskraft und damit auch des Gestaltungsvermögens.

Das menschliche Gedächtnis unterscheidet sich nämlich durchaus von demjenigen der Tiere, wie wir es beim „klugen Hans", diesem angeblich mit Verstand begabten Pferde, sowie bei klugen Pudeln und andern Tieren oft erstaunlich entwickelt finden. Das Gedächtnis der Tiere ist ein Gedächtnis der Empfindung, und nur diese löst beim Tiere die Erinnerung aus. Der Elefant erinnert sich noch nach Jahren seines Peinigers, wenn er ihm wieder begegnet, und tritt ihn unter seine Füße. Aber in der Zwischenzeit „wußte er nichts von ihm". Nicht nur vermöge ererbten Instinkts, sondern auch vermöge der Anerziehung, d. h. angewöhnter Empfindung vermeiden, begehren, kombinieren die Tiere, zumal die begabteren, vieles. Aber alles beruht auf der Empfindung bei der Wahrnehmung einer augenblicklich vorhandenen Realität. Was unabhängig davon in der Tierseele weben mag, ist dunkel und gestaltlos.

Der Mensch aber kam allmählich dazu, bei Wahrnehmungen seine Empfindung, abgesehen von andern Ausdrucksmitteln, durch bestimmte verschiedenartige Laute, die aus seinem Munde dringen, zu bezeichnen, deren physische oder auch nur vorgestellte Wiederhervorbringung ihm die einmal gefaßten Wahrnehmungen auch dann vergegenwärtigte, wenn seine Sinne sie ihm nicht aufs Neue vorführten. Auf der Anfangsstufe dieser Entwickelung stehen auch die Tiere, aber ihre Laute sind roh und einförmig, weil unentwickelt geblieben. Wohl genügen dieselben zu ihrer Verständigung miteinander in vielen Fällen, und nicht nur in Märchen und Sage gibt es eine Vogelsprache. Gleichwohl gelangte keine Tierart über die rohen Wildlaute hinaus, deren sich auch der Tiermensch zuerst vorzugsweise bediente. Dem Menschen aber ist es gelungen, über die Periode der Wildlaute hinaus zu edleren, weil klareren und bestimmteren Lauten zu gelangen, die teils isoliert, teils in der Form von leicht faßlichen, leicht behaltbaren und leicht wiederholbaren Lautkomplexen oder Lautbildern ihm den deutlichen Ausdruck einer im Vergleich zu den Tieren unendlich viel größeren Zahl von Empfindungen und zugleich ein Festhalten derselben durch die Erinnerung ermöglichten.

So gestalteten sich dem primitiven Menschen nach und nach in ungeheuer langen Zeiträumen die Empfindungen zu deutlicheren Vorstellungen, und infolge zahlloser, erst unbewußter und unwillkürlicher, dann nach und nach willkürlicher Kombinationen und Vergleichungen dieser Vorstellungen mit einander entstanden feste Begriffe. Damit hatte der werdende Mensch ein ihm eigentümliches Werkzeug, einen von sinnlichen Wahrnehmungen unabhängigen Besitz rein geistiger Natur gewonnen. Er konnte nun die geistige in Begriffen deutlich gestaltete Vorstellung mit neuen Sinneswahrnehmungen oder mit andern geistigen Vorstellungen in Verbindung und zur Vergleichung bringen, aus Voraussetzungen Folgerungen ziehen, kurz, er konnte denken und denkend handeln. „Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken," sagt Wilh. v. Humboldt, d. h. es gibt keinen Gedanken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohne Sprache, das menschliche Denken wird erst durch die Sprache. Wohl versteht, gleich andern begabteren Tieren, z. B. der Jagdhund Wörter und Worte des Menschen. Da er dieselben aber nicht selber hervorbringen kann, so hat er auch keinen geistigen Besitz an ihnen. Man wende nicht ein, daß der stumme oder gar der taubstumme Mensch in keiner andern Lage sei, als das Tier. Der stumme Mensch hat durch Vererbung und durch Verkehr mit Menschen die Befähigung zum geistigen Sprechen erworben und vermag in höherem oder geringerem Grade durch künstlich gelerntes Sprechen oder aber doch durch Zeichen und Gebärden seine Gedanken zum Ausdrucke zu bringen. Das vermögen die Tiere nicht oder nur in unvollkommenster Weise. Das Denken des Tieres hängt immer vom Eintreten eines sinnlichen Eindrucks ab, und es vermag nur instinktive Schlüsse zu ziehen, die es auch unvermögend ist durch Sprache kundzugeben. Der Mensch aber gelangte durch die Sprache zum Gedächtnis, durch das Gedächtnis zum Denken, durch das Denken zur Einbildungskraft, durch die Einbildungskraft zum Gestaltungsvermögen, durch dieses zur Herstellung seiner Waffen und Hülfsmittel und somit zur Herrschaft über die Tierwelt, ja bis zu einem erheblichen Grade zur Herrschaft über die Natur überhaupt.

5. Stellung der sprachwissenschaftlichen Litteratur zur Entstehung der Sprache.

Lange bevor man sich der natürlichen Abstammung des Menschen deutlich bewußt wurde, dann aber auch vielfach im Zusammenhange mit dem Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, ist in neuerer Zeit von den Linguisten oder Sprachforschern, besonders auch von den deutschen, eine Riesenarbeit vollbracht worden, um die Erscheinungsformen und die Gesetze sowohl der lebenden als auch der geschichtlich bekannten Sprachen aufzuklären. Besonders auf dem Gebiete der am höchsten entwickelten und ihnen am leichtesten zugänglichen indogermanischen Sprachengruppe haben die rühmlichst bekannten Vertreter der „vergleichenden Sprachforschung", Männer wie Bopp, Kuhn, Jac. Grimm, G. Curtius, Corßen, Pott, Schleicher, Max Müller und viele andere verdienstvolle Forscher erfolgreiche Arbeit geleistet. Sie haben die lexikalischen, die grammatischen, vor allem die lautlichen Verhältnisse dieser Sprachen, also besonders des Indischen, Persischen, Griechischen, Italischen, Keltischen, Deutschen, Lithauischen, Slavischen in genauer Vergleichung mit einander aufzuklären verstanden. Gross ist die Zahl der geschichtlichen und der phonetischen Forscher auf dem Gebiete der neueren Sprachen des indogermanischen Sprachstamms geworden. Nachdem andererseits Wilh. v. Humboldt in seinem Buche über die Kawisprache auf Java, insbesondere durch den Abschnitt „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus" die Anregung zu ausgedehnterer Forschung gegeben, hat sich dieselbe auch über alle andern Sprachen verbreitet, und aus der indogermanischen ist heute eine allgemeine Sprachwissenschaft geworden.

Indem nun diese Sprachwissenschaft an den vorhandenen Lautkomplexen ihre Betrachtungen anstellte, das Gesetzliche in den Entwickelungen derselben, z. B. der Laute und der Flexion vergleichend feststellte und dabei auf analytischem Wege zu den sogenannten Stämmen und Wurzeln

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelangte, ging sie Hand in Hand mit der Wissenschaft der Etymologie, die gerade das Etymon d. h. das den Wörtern nach Laut und Bedeutung eigentlich zu Grunde Liegende, zu finden suchte. Auch sie operiert analytisch mit dem geschichtlich gewordenen vorliegenden Sprachmaterial und sucht und untersucht Wurzelkomplexe, deren sie eine Menge als fertig gegeben annimmt. In diesem Sinne verfaßt, haben die etymologischen Arbeiten von G. Curtius, Pott, Fick und andern für die Erklärung der Wörter des indogermanischen Sprachstammes zweifellos viel wertvolles Material geliefert.

Es gilt jedoch alle diese gründliche Forschung der Sprachvergleicher und der Etymologen nur der Entwickelung der Sprachen aus apriorisch angenommenen Lautkomplexen, die ihnen nach ihrer Zahl und Ordnung, nach ihrem lautlichen Entstehen und demzufolge nach ihrer Urbedeutung unbekannt sind. Zur Aufklärung über allererste Zustände der Sprache, über Urlaute und Urbedeutungen führen ihre Untersuchungen nicht, während doch alle Erklärung weiterer Sprachentwickelungen und -erscheinungen sich eigentlich auf solche gründen müßte. Ihre formalistische, d. h. von der vorhandenen Form ausgehende, und mechanische Betrachtungsweise hindert jene Forscher zum Teil, von dem Ursprunge der Sprache überhaupt eine Vorstellnng zu gewinnen, sodaß sie diese Frage entweder als unlösbar ablehnen oder nur ratend und tastend an sie herantreten. Charakteristisch dafür ist die Ansicht Jac. Grimms, der*) zwar die theologische Anschauung erfolgreich zurückweist, daß die Menschensprache eine von Gott geoffenbarte sei, aber sie schließlich andererseits als eine „freie Menschenerfindung" bezeichnet, indem er damit Alex. v. Humboldts unbestimmte Aeußerung im „Kosmos", daß „Sprachen geistige Schöpfungen der Menschheit" seien, sehr zu ihrem Nachteil schärfer definiert. Diese Erklärung unseres großen Sprachforschers kann uns heute in keiner Weise mehr genügen. Die absichtliche und bewußte Schöpfung eines geistigen Gutes, wie es die Sprache ist, setzt eine Vielheit von Menschen in Gestalt von Lehrenden und Lernenden voraus und damit ein vorheriges geistiges Vermögen des Denkens und der Verständigung auf beiden Seiten, welches wir als ein ohne Sprache unmögliches erkannt haben. Wir bewegen uns mit dieser Vorstellung in einem circulus vitiosus.

Aug. Schleicher gehört zu denen, die eine Erklärung über den Ursprung der Sprache in der Hauptsache ablehnen. „Auf die Frage: Wie ist die Sprache entstanden? hat die Sprachwissenschaft eigentlich das Recht, die Antwort zu versagen. Sie setzt ihr Objekt, die Sprache, voraus. Sie kann deren einfachste Form, die Wurzeln, erschließen und ihre Entwickelung verfolgen. Aber wie der Mensch dazu gekommen ist, diese älteste erschließbare Form zu schaffen, das zu ergründen ist nicht ihre Sache. Das fällt der Anthropologie zu."

Und so ist es in der Tat. Nur werden die beiden Wissenschaften bei der Untersuchung einander nicht auszuschließen, vielmehr einander zu ergänzen haben. Die Forschung nach dem Ursprung der Sprache hat naturwissenschaftlich vorzugehen. Auf den Boden der Biologie muß sie treten, um dieses Problem zu lösen. Indem die biologische Sprachforschung das heute in reichem Maße vorhandene naturwissenschaftliche Material an Kenntnissen über die Entstehung

*) Jak. Grimm. Rede über den „Ursprung der Sprache".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Organismen und des Menschen überhaupt benutzt, geht sie mit demselben Rechte, wie die Biologie selbst, auf dem Wege der Induktion zur Synthese über, um zu Ergebnissen von grosser Wahrscheinlichkeit zu gelangen, wie sie uns in der Erscheinungswelt überhaupt die Stelle der Wahrheit ersetzen müssen und ersetzen dürfen, wenn sie den allgemein anerkannten Naturgesetzen nicht widersprechen, dahingegen sich durch Aufklärung von bisher unbekannten Dingen als wertvoll erweisen.

Nun hat auch eine naturwissenschaftliche Anschauungsweise unter den genannten Forschern Vertreter gefunden. Gerade Schleicher bezeichnet die Sprachwissenschaft als einen Zweig der Naturwissenschaft.*) Er und mit ihm andere, besonders Max Müller, sahen, daß die Gesetze der Sprachentwickelung eine große Ähnlichkeit mit den Naturgesetzen haben, wie das z. B. bei den Erscheinungen des Lautwandels, vor allem bei der deutschen Lautverschiebung der Fall ist. Schleicher beobachtete, daß den sich entwickelnden Arten des Tierreichs die Mundarten und Sprachen in ihrer Entwickelung entsprechen. Er geht auch, wie die Naturforscher, zur Aufstellung von Stammbäumen über, um dieses aus einer einfachen Urform zu immer höheren Arten und Gattungen unter zahlreichen Abzweigungen erfolgende Aufsteigen graphisch darzustellen. Schleicher findet das biogenetische Grundgesetz auch in der Sprache vor, sind ihm doch die Sprachen die aus lautlichem Stoffe gebildeten höchsten aller Naturorganismen. „Man braucht nur das Nebeneinander des Systems (in den Formen) in das Nacheinander des Werdens zu verwandeln, um eine allgemeine Anschauung des vorgeschichtlichen Lebens der höher organisierten Sprachen zu gewinnen." (D. Spr. S. 47.) Demgemäß bestanden nach Schleicher die höher organisierten Sprachen und auch unsere deutsche Muttersprache ursprünglich aus einfachen Wurzeln, d. h. aus Bedeutungslauten, die zunächst nur konkrete Anschauungen reflektierten. Eine ganze Klasse von Sprachen ist bei der Bildung solcher isolierter Wurzeln stehen geblieben und drückt alle Bestimmungen nur durch mannichfaltiges Kombinieren derselben aus. Zu diesen isolierenden Sprachen gehört besonders das Chinesische. Später entstand durch Zusammenschmelzung mehrerer Wurzeln ohne Veränderung der Hauptwurzel eine zusammengesetzte Sprachform. Zu ihr gehören die meisten Sprachen der Erde, die malaischen, die indianischen, die turanischen Sprachen usw. — Diese agglutinierenden Sprachen haben wohl das Stadium der isolirenden auch durchgemacht. Endlich wurde die Wurzel selbst veränderungsfähig und damit der Bezeichnungsausdruck aufs höchste vervollkommnet, nachdem diese „flektierenden" Sprachen das erste und das zweite Stadium durchgemacht hatten. Nur zwei Sprachstämme gehören zu dieser dritten Sprachengruppe, der semitische und der indogermanische, von denen der letztere wiederum große Vorzüge vor dem semitischen hat. Das Leben jeder Sprache aber zerfällt nach Schleicher in eine vorhistorische Periode, die der Entwickelung, und in eine historische Periode, die des sprachlichen Verfalls. Es gibt, wie bei allen Organismen, Pflanzen und Tieren, auch hier ein Heranwachsen und ein Altern (Rückschreitende Metamorphose). In

*) A. Schleicher. Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. 1863.
„ Die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. 1865. S. 14 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der letzteren erfolgt eine Abschleifung der Form und Ersatz des Beziehungsausdrucks durch die Syntax.

Doch dürfen wir uns nach Schleicher durch diese Wahrnehmung des Verfalls im Lautkörper der Sprachen nicht verleiten lassen, auf einen Verfall des betr. Volkes zu schließen. Geschichtlich stark sich entwickelnde Völker erleiden die stärkste Einbuße an ihrem Sprachsystem, wie man an der englischen Sprache sieht. Geschichtlich stagnierende hingegen, wie die Isländer und die Chinesen, bewahren sie am treusten oder bilden sie weiter fort, wie die wuchernden Sprachbildungen bei den geschichtslosen Indianern zeigen. So ist auch das jetzige Deutsch viel verwitterter in seinen Lauten und ärmer an grammatischen Formen als die Sprache der untergegangenen Goten. Habadedeima got. heißt „hatten", englisch gar nur „had"; lat. homines lautet frz. om. Aber was die heutigen Kultursprachen an Lautreichtum verlieren, das gewinnen sie an der Syntax und neuem Begriffsmaterial.

Wenn es nun zweifellos sicher ist, daß die Sprachen wie alle Organismen allmählich geworden sind, so ist doch die Ausbildung der sprachlichen Lautform in Zeitperioden erfolgt, die vor aller Geschichte liegen. Infolgedessen können nach Schleicher die Sprachforscher nur die Entwickelungsgeschichte der Sprachen und zwar vermittelst der Zerlegung fertiger Sprachorganismen ergründen. Von dem Entstehen der Sprache aber und ihren frühesten Bildungsstadien können sie nichts erforschen.

6. Stimmen aus der sprachphilosophischen Litteratur und kritischer Übergang.

Nicht so ablehnend gegenüber dem großen Problem der Sprachentstehung verhalten sich die Sprachphilosophen, deren Stimme hier noch zu hören ist. Herder war es, der zuerst auf eine natürliche Weise die Sprache als eine dem Menschen zugleich mit andern Naturgaben der Anlage nach verliehene und dann instinktiv weiter entwickelte Naturgabe erklärte. Instinktmässig habe der Mensch seine Empfindungen durch Laute kundgegeben, die er dann als Merkmale der Dinge merkte und, zu Komplexen oder Wörtern vereinigt, benutzte. Auf dem Boden der Herder'schen Anschauung steht Wilh. v. Humboldt, an den sich wiederum die neueren Sprachphilosophen anschließen, vor allen H. Steinthal und Lazarus Geiger. In neuester Zeit äußert H. Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" (im Cap. IX über Urschöpfung) bemerkenswerte Ansichten.

Schleichers Anschauung, daß auf die Bildungsperiode jeder menschlichen Sprache eine Rückbildungsperiode ohne lautliche Neubildung gefolgt sei, wird von Paul bestritten. Das Vermögen zur sprachlichen Neuschöpfung ist der Menschheit noch keineswegs verloren gegangen, dieselbe hat tatsächlich in den Kultursprachen nie ganz aufgehört. In der deutschen Sprache z. B. gibt es eine Menge lautliche Neubildungen, vorzugsweise Wörter, die Geräusche und Bewegungen bezeichnen, und aus ihrem Entstehen könne man wohl auf die Urschöpfung der Sprache schließen, insofern auch deren Laute wohl durch Geräusche und Bewegungen, nicht durch ruhende Zustände, zum Dasein erweckt worden sind. Solche Neuschöpfungen sind z. B. bimmeln, belfern, plätschern, Flitter, Plumps, rasseln, Knacks, zwitschern, besonders auch Interjektionen wie bautz! bums! schrumm! schwapp!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch Wörter der Ammensprache, wie Wauwau, Mama, Papa, Putput u. a. Diese Neuschöpfungen sind nun erst nach der Analogie vorhandener Wortarten geschaffen. An den Urschöpfungen hingegen konnte noch keine Spur einer grammatischen Kategorie haften, weil es keine gab. Sie sind selber primitive Sätze von der Art, wie wir sie noch jetzt durch die Ausrufe Feuer! Diebe! ausdrücken. Aber hier wie dort ist es nicht die ruhende und schweigende Welt, sondern die bewegte und tönende, deren sich der Mensch zuerst bewußt wird, und für die er die ersten Sprechlaute schafft. Es muß etwas vorgehen, wodurch inmitten der Fülle dessen, was gleichzeitig in seine Wahrnehmung fällt, die Aufmerksamkeit des Menschen nach einer bestimmten Richtung fixiert wird. Er bezeichnete zugleich den Gegenstand, der die Aufmerksamkeit erregte, und das, was an demselben vorgeht, durch den Sprachlaut. Diese Laute waren nach Pauls Ansicht, — und er bleibt hier in völliger Übereinstimmung mit Schleicher sowohl wie mit Steinthal — nichts anderes als Reflexbewegungen. „Sie befriedigten," wie Steinthal sich ausdrückte, „als solche lediglich ein Bedürfnis des einzelnen Individuums ohne Rücksicht auf sein Zusammenleben mit andern." Ein anderes Individuum nun, welches unter gleichen Umständen die gleichen Reflexbewegungen und dieselben Laute hervorbringt, wird sich, wenn es diese von jemanden hört, sympathetisch berührt fühlen. Aber die Laute waren gering an Zahl und vieldeutig. Erst die jedesmalige erneute Anschauung gab dem Laute den besonderen Bedeutungsfall. Die erst unabsichtliche Erregung der Aufmerksamkeit durch sympathetische Laute wurde allmählich zu einer absichtlichen, sobald ein Individuum durch das Bedürfnis dazu gedrängt wurde. Nunmehr sind nach Pauls Ansicht zu den unwillkürlichen Reflexlauten, die doch zu Verständigungslauten wurden, hier und da verschiedenartige absichtlich gebildete Laute getreten, aber nur für das Bedürfnis des Augenblicks. Die Absicht, ein bleibendes Werkzeug der Verständigung, eine Sprache zu schaffen, existierte nicht. Aus einem Durcheinander von Augenblicks-Artikulationen, „wie sie jetzt nirgend in einer Sprache zu finden sind", urteilt Paul (den Anregungen der Schrift von Winteler „Naturlaute und Sprache" folgend), traten indessen gewisse Lautgruppen, die, ob auch jedesmal spontan und ohne nachahmende Absicht, doch besonders häufig gebraucht wurden, nach und nach hervor.

Für solche entwickelte sich allmählich ein „Bewegungsgefühl". So nennt Paul nach Steinthal „die Reihe der Empfindungen, von denen die Bewegungen der Sprachorgane notwendigerweise begleitet sind." Er erklärt den Hergang folgendermaßen: Jede Bewegung erregt gewisse sensitive Nerven und ruft so eine Empfindung hervor, welche sich mit der Leitung der Bewegung von ihrem Centrum durch die motorischen Nerven assoziiert. Durch Einübung d. h. wiederholte Wahrnehmung wird das von der Empfindung hinterlassene Erinnerungsbild hinlänglich stark, um die Bewegung als Reflex zu reproduzieren. Solche Bewegungsgefühle werden sich sehr langsam und für wenige einzelne Laute entwickelt haben, gerade wie das bei den Kindern der Fall ist.

„Aber erst, wenn Sprechen und Verstehen auf Reproduktion beruht, ist Sprache da." Es mußte eine gedächtnismäßige Bewahrung des geschaffenen Lautmaterials erfolgen. Die Tiere haben es bis zu Lockrufen und Warnrufen gebracht, sind aber dabei stehen geblieben. Die Menschen sind im gedächtnismäßigen Gebrauche der Laute weiter vorgeschritten durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Satzbildung. „Erst durch sie wird dem Menschen auch die Möglichkeit geboten, sich von der unmittelbaren Anschauung loszulösen und über etwas nicht Gegenwärtiges zu berichten.“ Zu diesen Gedanken des erwähnten Forschers mögen hier als Übergang zu unserer eigenen Darstellung vom Entstehen der Sprache ein paar Beobachtungen Platz finden.

Inwiefern gerade seine letzte Behauptung nicht zutrifft, werden wir nachher bei der Bildung der Wurzeln und ihrer Bedeutung sehen, da sich herausstellt, daß jede über die Natur der Interjektion hinausgehende Wurzel, auch jede zweilautige, schon lautlich einen Satz bildet oder in sich schließt.

Aber ein anderer Punkt erfordert eine eingehende Besprechung. Nicht wohl verständlich nämlich ist seine Annahme, mit der er auf dem Boden der Schleicher'schen und der Steinthal-Lazarus'schen Auffassung stehen bleibt, daß die ersten Sprachlaute des Menschen (gleich den Gesten und der Gebärdensprache) nichts Anderes, als durch Reflexbewegungen entstandene Laute gewesen seien. Damit sind doch in diesem Falle rein unwillkürliche Bewegungen der menschlichen Sprachorgane gemeint, die ohne Bewußtsein des Individuums durch äußere Vorgänge, z. B. Laute, ausgelöst werden. Da dürfte doch aber ein Widerspruch vorliegen. Die menschlichen Sprachorgane waren von ihren frühesten Entwickelungsstadien an keine leblosen Echowinkel, keine heulende Luft, kein rauschender Baum, keine Äolsharfe, keine Art von organischem Grammophon, sondern sie waren Organe eines lebenden Wesens, die ebenso wie bei den Tieren nur auf eine Empfindung hin vermöge entstehenden Willens reagierten, mochte dieser Wille noch so wenig von Bewußtsein geleitet worden sein. *Nur die Art und Weise der Schallhervorbringung ist dem Urmenschen unbewußt gewesen, die Tatsache aber, daß er den Laut hervorbrachte, ist von Anfang an nur als das Produkt eines, wenn auch ursprünglich noch so dunklen, Willens zu verstehen.*

Daran schließt sich aber sofort die Erwägung, daß es unverständlich ist, inwiefern das lauthervorbringende Individuum die Laute nur sich selbst hätte vernehmbar machen wollen. Wenn Steinthal in Übereinstimmung mit Schleicher und unter Zustimmung Pauls erklärt, „daß solche Reflexlaute lediglich ein Bedürfnis des einzelnen Individuums befriedigten, ohne Rücksicht auf andere Individuen,“ so kann man sich von der Natur eines solchen Bedürfnisses keine Vorstellung machen. Selbstgespräche kommen ja auch vor, man stellt aber auch dann sein Ich als andere Person sich gegenüber, und jedenfalls handelt es sich auch so um eine Beziehung zwischen zwei Faktoren, also um eine Mitteilung. Das Grundsätzliche bei Entstehung und Anwendung der Sprache ist, daß stets der Zweck der Mitteilung an andere vorgelegen hat. Warum soll man annehmen, daß irgend eine Wahrnehmung auf die erregbaren Nerven und durch diese auf die Sprachorgane die Wirkung ausgeübt hätte, sich in Empfindungslauten oder Nachahmungslauten zu äußern, ohne daß doch das betreffende Individuum den Willen gehabt hätte, sich damit andern mitzuteilen. Warum aber sollte man annehmen, daß der Urmensch jemals unter dem Tier gestanden hätte? Die Tierlaute bedeuten Drohung, Lockung, Befriedigung oder Unbefriedigung, kurz, sie sind in verschiedenem Grade bewußtermaßen an tierische Hörer gerichtet. Und die Urmenschen sollten lange Zeit sich mit der Rolle einer Art von organischem Grammophon haben begnügen müssen? Das ist wenig wahr-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheinlich. Wie nahm dann dieser Zustand ein Ende? Wie ging er, wenn auch noch so allmählich, in denjenigen einer absichtlichen Lautgebung über? Das ist viel schwerer zu erklären. Nein, der geringste Ansatz zur Sprache, jene an sich so wunderbaren, weil unbewußt ermöglichten Reflexlaute, sie waren vom Augenblick ihres Entstehens an der Sichmitteilung eines Individuums an andere gewidmet, und nur das Bedürfnis des Verkehrs hat die Entstehung der Sprache verursacht. Ganz gewiß hat der Urmensch nicht, um sich mitzuteilen, Urlaute erfunden oder erfinden wollen, denn mit Recht bemerkt Paul: „Vor Schöpfung der Sprache weiß der Mensch nichts davon, daß er einem andern mit Hülfe der Sprache etwas mitteilen kann." Aber nur, um sich mitzuteilen, machte er von Lauten Gebrauch, die er auf eine ihm unbewußte Weise hervorbrachte, wenn dieses Mitteilungsbedürfnis auch anfangs noch so unwillkürlich war. —

7. Die Entstehung der Sprache. Vorbemerkungen.

Dem nunmehr folgenden Abschnitte, in welchem ein neuer Versuch gemacht wird, die Entstehung der Sprache auf natürliche Weise zu erklären, müssen zwei Vorbemerkungen vorausgeschickt werden.

Erstens muß, wer immer sprachlichen Erörterungen seine Aufmerksamkeit zuwendet, jederzeit bedenken, daß dabei das Ohr die Entscheidung hat, nicht das Auge, daß es sich um akustische Lautwahrnehmungen handelt, nicht um optische Buchstabenbilder, welche letzteren oft ein höchst unzureichendes und unzuverlässiges Darstellungsmittel für die ersteren sind. An den geschriebenen und gedruckten Buchstaben darf der Sprachforscher nicht haften bleiben, wenn er die Bildung und Entwickelung von Sprachlauten untersuchen will. Die Sprachlaute der Vergangenheit werden meistens viel richtiger durch die Tradition der lebendigen Vulgärsprachen, als durch die Buchstabenschrift erhalten. Daher muß man auf die Volkssprache achten, wenn man der primitiven Gestaltung der Laute möglichst nahe kommen will. Um nur ein Beispiel anzuführen, bemerken wir, daß manche wirklich vorhandene Laute in der einen oder der anderen Sprache gar kein Schriftzeichen haben. So fehlt z. B. drei indogermanischen Sprachen, dem Griechischen, dem Altitalischen und dem Deutschen, ein Schriftzeichen für den Primitivlaut sch, der im Sanskrit, Zend und Altslavischen, auch im Semitischen (schin) und im Chinesischen vorhanden ist und sein Zeichen hat. Im Griechischen, Italischen und Deutschen hatte der Laut sch vielfach — aber nicht durchweg — die Natur des Doppellautes s-ch (gr. σ-χίζω, westfäl. S-chinken), ja bisweilen von sk, und die Schrift brachte nur diesen durch zwei Buchstaben zum Ausdruck. Aber der einheitliche Naturlaut sch war auch vorhanden. Er hat sich in der Tradition erhalten und ist in den heute lebenden Sprachen indogermanischer Abkunft zu vollem Gebrauche durchgedrungen, wobei er denn in Ermangelung eines älteren Einzelbuchstabens mit einem solchen Doppelzeichen, und zwar von den Deutschen mit sch, von den Franzosen mit ch, von den Engländern mit sh geschrieben wird. — Wenn in diesem Falle für einen tatsächlich vorhandenen Laut das Schriftzeichen gänzlich fehlt, so gibt es für andere Laute wieder neben dem Einzelbuchstaben auch kompliziertere Schriftzeichen, so z. B. für x die

Schreibung -ks, dks, gs, ggs (engl. z. B. eggs), dhs (Wachs). Ebenso erscheint der Lippenhauchlaut als f und ph, der scharfe Zischlaut als ds, ts, tz, z. Ferner geben die zahllosen Lautwechsel in den Sprachen und Dialekten, die meist eine mehr oder weniger gesetzmäßige Natur haben, zu ungenauer und schwankender Schriftbezeichnung Veranlassung. So kennen wir ja aus älteren, wie aus den jüngsten Zuständen der Sprachen die leichten Übergänge von t in th und d (z. B. gr. θεος lat. deus), überhaupt die doppelt auftretenden Erscheinungen der sogenannten Lautverschiebung, ebenso den Wechsel von r und l (puer und puella), von r und s (honor und honos), von t und s (das und dat) und viele ähnliche Vertauschungen. Neben allem diesem hat dann die häufige Ungenauigkeit in der Auffassung des Klanges ganzer Wörter, zumal z. B. bei Namen durch fremde Schreiber, mancherlei Verwirrung gestiftet. Als Beispiel sei angeführt, daß der heutige Name der Burg Volmarstein a. d. Ruhr folgende Schriftformen gehabt hat: Volmodesten, Volmodstein, Volmudisteine, Volmudesteine, Wolmusteine, Volmundisteine, Volmundesteine, Volmundstein, Volmuntsteine, Volmunsteine, Volmestene, Volmersteyn, Volmarstein. Bei andern Namen finden sich noch mehr geschichtliche und gleichzeitige Formen. Wir erkennen aber zumal aus letzteren zur Genüge, ein wie unzuverlässiges Ausdrucksmittel die Schrift für die Laute ist. — Zu einer Vorstellung über Ursprung, Natur und Bedeutung der Urlaute kann man daher nur gelangen, wenn man neben dem litterarischen Schriftmaterial auch die lebenden Laute und die Ergebnisse physiologisch-phonetischer Untersuchungen in Betracht zieht, vor allem aber die naturwissenschaftlich-biologische Wissenschaft zur Anwendung bringt.

In einer zweiten Vorbemerkung aber muß erklärt werden, daß, so groß auch die Wahrscheinlichkeit für ein im Prinzip ganz gleichartiges Entstehen aller Ursprachen auf der Welt ist und so zahlreiche Analogien und Beispiele aus andern hergenommen werden könnten, hier in der Hauptsache doch nur auf die höchstentwickelte Sprachfamilie, die indogermanische, zurückgegangen werden kann.

8. Das biogenetische Grundgesetz in der Sprache. Kind und Menschheit.

Entsprechend dem biogenetischen Grundgesetze sehen wir auch die Entstehung und Entwickelung der Sprache sich vollziehen. Zwar nicht am lautlosen Embryo, aber am kleinen Kinde erkennen wir die Stadien der Entwickelung, welche die Menschheit seit dem Beginne ihrer Sonderexistenz durchmachte. Empfindungslaute waren die ersten Laute bei den Menschen, wie bei den Tieren. Sie sind anfangs vorzugsweise Laute, die eine Unlust ausdrücken. Das Kind erwacht mit einem Schrei zum Leben, wenn entweder ein kleiner Schlag, oder Besprengen mit Wasser, oder der bloße Zutritt der Außenluft an seinen Körper ein Unlustgefühl erweckt. Solche Unlustgefühle mehren sich in Gestalt des Hungers, der Verdauungsbeschwerden, der engen Einpackung, der Hitze u. dergl., und sie lösen entsprechende Äußerungslaute, wie Schreien, Brüllen, Wimmern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus. Noch war der Gefühlssinn der einzige Vermittler zwischen der Wahrnehmung und dem lautlichen Ausdrucke dafür. Allmählich treten aber beim Kinde die beiden andern Hauptsinne in Funktion, das Hören und das Sehen, und damit bilden sich auch angenehme und freudige Empfindungen. Man gibt ihm Klingelglöckchen u. dergl. zum Spielen, man zeigt ihm die blanke Uhr u. a. m. Die Mutter lacht ihm zu und bringt es selbst dahin, daß es lacht. Sie singt ihm vor und scherzt mit ihm. Und so beginnt das Kind vor Freuden, wie man in Westfalen sagt, zu krähen, d. h. lustig zu schreien. Das geschieht auch zumal beim Baden, wo wiederum der Gefühlssinn angenehm berührt wird, zugleich aber das Rauschen, Spritzen und Schäumen des Wassers auch das Ohr und das Auge das Kind entzückt. Eigentümlich ist bei manchen Kindern zur Bezeichnung ruhiger Befriedigung ein anscheinend unwillkürlich, d. h. ohne besondere Veranlassung hervortretender r-Laut in der Form von örrrrö, der sich ähnlich auch bei jungen Kätzchen bemerkbar macht. Vielleicht hängt damit der r-Laut in dem griechischen *Χαρά*, wie in dem deutschen froh, Freude zusammen, wie auch das etymologisch ganz anders erklärte frz. heureux (glücklich) eine merkwürdige Übereinstimmung damit zeigt. Dazu kommen dann, manchmal wohl nur durch Spieltrieb hervorgerufen, nach und nach andere Originallaute des Kindes, z. B. Lippen-Brauselaute wie ppprr, ferner Laute des Staunens und Begehrens, wie ha! äh! mmm! u. a. — Auf jeden Fall sind die ersten Laute des Kindes Empfindungslaute, die zuerst durch den Gefühlssinn, dann durch den Gehörsinn und den Gesichtssinn bez. durch eine Verbindung derselben ausgelöst werden. Ihrem Hauptwesen nach sind diese Empfindungslaute hinsichtlich der Natur ihrer Schallwellen den Musiklauten verwandt, d. h. den Klanglauten (gewöhnlich Vokale genannt). Allerdings sind diese Klanglaute meistens mit allerlei trübenden Lauten innig vermengt, doch treten sie oft auch sehr deutlich heraus, wie beim Lachen, welches (zumal später bei Erwachsenen) in allen Lautfarben spielen kann (hohohoho! hahahaha! hähähähä! hihihihi! huhuhuhu!)

Allmählich hört das Kind die Mutter und andere sprechen, es hört auch außer dem Sprechen Gesanglaute und andere Laute als menschliche Stimmlaute, und es beginnt etwas davon im Verkehr mit der Umgebung, oft auch mit sich allein, in unwillkürlicher Nachahmung selber vorzubringen. Nach Pauls Darlegung lernt man aus der Kindersprache, daß das Kind zunächst nur einen Konsonanten mit einem Vokal zu kombinieren vermag, welche Kombination dann häufig verdoppelt wird, z. B. Papa, Mama. Auf diese einfache Form reduziert das Kind komplizierte Wörter und sagt Tate für Tante, Tata für Martha, Dette für Decke.

Bei dem weiteren Vergleich der Ontogenesis mit der Phylogenesis, d. h. der Kindessprachenentwickelung und der Menschensprachenentwickelung, zeigt sich nun scheinbar ein gewaltiger Unterschied. Das Kind lernt heutzutage weiterhin das Sprechen durch Hören der fertigen Sprache von den Menschen seiner Umgebung. Alle Laute außer den Empfindungslauten hört es ihnen ab, alle Wurzel-, Stamm-, Wort-, Satzbildungen. Die Urmenschen aber auf der Stufe der ersten Sprachbildung hatten das Vorbild nicht, sondern sie mußten sich die über die Empfindungslaute hinausgehenden Laute nach und nach selbst erwerben. Wir haben schon gesehen, wie im Gegensatze zu der Schleicher'schen Anschauung von einer scharf abge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trennten und beendeten Periode der Sprachbildung Paul den Nachweis führte, daß das Vermögen zu sprachlicher Neuschöpfung auch in den Kultursprachen der Gegenwart noch immer fortdauert. So gewinnen wir noch aus dem Sprachleben der Gegenwart eine Anschauung von der Bildung der außer den Empfindungslauten sich bildenden Sprachlaute. Vorzugsweise lautliche Nachahmungsbilder entstehen durch Onomatopoeie immer neu, sei es in der Form der Interjektionen, oder in derjenigen der Hauptwörter, Eigenschaftswörter und besonders der Zeitwörter. Zumal Geräuschen jeder Art folgt die Sprachbildung auf dem Fuße. Man denke an die Kinderbezeichnung Puffpuffbahn und die ebenfalls in kindlichem Sinne gebildete neueste Töfftöff. Wenn wir somit genauer zusehen, so vollzieht hier doch auch das Kind den zweiten Akt der Sprachbildung hinter den Empfindungslauten, nämlich den der Nachahmung von Naturlauten, wenn auch seine Angehörigen diese Tatsache verschleiern, indem sie ihm vielfach diese Laute schon vorsprechen, ehe es sie selbst nach dem Originale bildete. Aber die Angehörigen bilden doch diese Laute nur im Sinne des Kindes, nur so, wie nach ihrer Meinung das Kind dieselben auffaßt und wie es sie nachbilden würde.

So lernen wir aus der Ontogenesis doch, daß erst Empfindungslaute, dann Nachahmungslaute gebildet werden. Und wie das beim Kinde noch heute der Fall ist, so geschah es auch gleich anfangs beim Beginne der menschlichen Sprache. Erst gab es Empfindungslaute, nachher kamen Nachahmungslaute dazu.

9. Der Tiermensch. Der Urmensch.

Verständigung durch Zeichen, Gebärden, Lärmlaute, Mundlaute in der Form von Wildlauten.

Versuchen wir uns einmal von den Anfängen des tiermenschlichen Daseins ein Bild zu machen!

Wie bei den Tieren, so äußerte sich auch bei dem Wesen, welches sich zunächst zum Tiermenschen entwickelte, — Jahrmillionen mag dieser Prozeß gedauert haben, — die wirbelnde Lebenskraft (von der später die Rede sein wird) in zwei Trieben, Hunger und Liebe. Der erstere war centripetaler Natur und trieb sie zur Selbsterhaltung, der andere, von centrifugaler Natur, zur Fortpflanzung und Ausbreitung.

Die ursprüngliche Einrichtung seiner Gliedmaßen in Gestalt von vier Händen beweist, daß das Ursprungswesen, von dem der Tiermensch stammte, kurz, der Tiermensch im primitivsten Zustande, ein Baumbewohner war. Den Hunger wird er durch Früchte und sonstige Pflanzenkost zu befriedigen gesucht haben, wofür das menschliche Gebiß mit seinen für diese Ernährungsart teilweise eingerichteten Zähnen den Beweis erbringt. Wo aber die Pflanzen nicht ausreichten oder zur Nahrung für ihn nicht geeignet waren, verzehrte er diejenigen Tiere, welche vorhanden waren, weil sie sich mit derselben zu begnügen vermochten oder sich ihrerseits vom Fleische anderer Tiere nährten. So wurde er, wie einst auf einer früheren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stufe die Raubtiere sich abgesondert hatten, um im Wesentlichen ausschließlich Fleischfresser zu werden, auch seinerseits ein teilweise raubtierartiges Wesen und sonderte sich dadurch von den aus gleicher oder richtiger gleichartiger Wurzel hervorgegangenen Affentieren, die bei der Pflanzenkost blieben, ab. Wie die Raubtiere im Verhältnis zu den meisten Pflanzenfressern, den Rindern, Schafen u. dgl. eine höhere Stellung nach Kraft und Intelligenz einnehmen, so war es auch hier. Das menschliche Gebiß weist die Zähne beider Tierarten auf, woraus hervorgeht, daß schon lange die Ernährung aus beiden Quellen sich vollzogen hat.

Nach und nach genügten dem in mancher Hinsicht immer noch affenähnlichen Tiermenschen die Früchte der Bäume samt der sonstigen vegetabilischen und animalischen Nahrung der näheren Umgebung nicht mehr, um sich und die Seinen zu ernähren. Er mußte immer mehr auf den Boden hinunter und weiter suchend umhergehen. Die Hinterhände wurden zu Sohlenfüßen, indem wahrscheinlich das Schleppen der gefundenen Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse bis zum entfernten Wohnort ihn einerseits zur immer mehr ausschließlich aufrechten Körperhaltung nötigte, andererseits seine Hinterhände immer mehr zu Sohlenfüßen ausbildete. Er hatte aber soviel zu schleppen, weil sein Bedarf an Nahrung größer war, als der der andern Tiere. Und dies war wiederum der Fall, weil er in höherem Maße als alle diese mit seiner Familie zusammenhielt und länger für viele zu sorgen hatte. Das Altertum bezeichnete den Menschen als ein *ζῶον πολιτικόν*, ein in zweckmäßiger Gesellschaft lebendes Wesen, und wies damit auf das für ihn besonders charakteristische, ihn als Eigenart schon auf der Vorstufe bestimmende Merkmal hin, in welchem sich die Anlage zu einer höheren Entwickelung ausspricht. Dieser Gemeinschaftstrieb des Menschen ist etwas Anderes, als der Herdentrieb, von dem er jedenfalls ausging, und welcher der instinktiven Abwehr von Gefahren dient, sei es die Gefahr des Hungers oder die der Vernichtung durch andere Tiere. Ersteres ist mehr der Fall bei den Herden der Bienen, der Ameisen, der Heuschrecken, bei den Rudeln der Wölfe, Letzteres mehr bei den wilden Pferden, den Büffeln, den Gemsen usw. Aber allen diesen Herdentieren fehlt der auf Monogamie beruhende Familiensinn. Das Vatertier kümmert sich um seine Jungen gar nicht, das Muttertier folgt nur kurze Zeit seinem Instinkt als Ernährerin. Von diesem Ideal der heutigen Sozialdemokratie hat sich schon der Urmensch, ja, wenn wir so sagen wollen, schon das Menschentier zu höheren Zuständen entwickelt. Der urmenschliche Gemeinschaftstrieb äußerte sich, wie das bis zu einem gewissen Grade auch bei den höheren Affen der Fall ist (Affenliebe!), als Familientrieb und weiter als Stammgenossenschaftstrieb. Aber in noch höherem Maße, als die Affen, hielt der Tiermensch nach Möglichkeit mehrere Generationen hindurch in patriarchalischem Verhältnis mit den Seinigen zusammen. Nur der Mangel an Nahrung und an Gelegenheit zur Befriedigung des Fortpflanzungstriebes veranlaßte die Trennung erwachsener Kinder von den Eltern und das Weiterwandern. Bis dahin blieb man beieinander und empfand das Pflichtgefühl, für einander zu sorgen. Die ursprünglich im natürlichen Zustande gebliebene Baumheimat des Menschen wurde in eine Baumwohnung mit horizontalem Boden (Strauch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werk, Reisig u. dgl.), in eine Art von großem Neste verwandelt, denn der Sohlenfuß umfaßte nicht mehr den Ast dergestalt, daß er den Schläfer vor dem Abstürzen bewahrte, auch mußte für die durch Vererbung nicht mehr so kletterfähigen Kinder, sowie für die Nahrungsmittelvorräte mehr und mehr ausreichender Platz beschafft werden. Die den Menschen auch sonst — hinsichtlich der aufrechten Haltung und der Gesanglaute — so ähnlichen Vögel sind mit ihrem Nesterbau auf dieser Stufe stehen geblieben.

Der Mensch aber gab auch die nestartige Wohnung auf. Dieselbe wurde auf den Boden hinab verlegt, die Höhle dem Bären abgerungen, jenem älteren Sohlengänger von teilweise aufrechtem Gange, der aber auf einer tieferen Stufe der Entwickelung stehen geblieben war. Daß aber der neue Eindringling den viel stärkeren Vorbesitzer überwand, daß er bei viel geringeren Körperwaffen allen, auch den stärksten und geschwindesten Raubtieren überlegen wurde, das bewirkte einerseits die Gemeinschaft der Familiengenossen beim Kampfe, die Folge jenes höheren Gesellschaftstriebes, eine Gemeinschaft, die durch die entstehende Sprache eine zweckdienlichere Organisation, als etwa bei Pferden und Gemsen, erfuhr; andererseits brachte dem Urmenschen der Ersatz seiner mangelhaften Körperwaffen durch künstliche Waffen und Kampfmittel (Fallgruben u. dgl.) den Sieg. Aber auch zur Herstellung dieser Waffen hatte ihn nichts anderes befähigt, als das in ihm entstandene Denkvermögen, welches hinwiederum durch die Sprache ermöglicht worden war. Die mit ihrer Hülfe im gegenseitigen Verkehr deutlich gewonnenen Begriffe, wie Loch (Wunde), Spitze, Schneide, hauen, stechen, waren verwirklicht worden, und scharfe Steine, spitze Baumschäfte, Keulen, wie man sie passend fand oder zurichtete, verstärkten die zu schwachen Fingernägel, Zähne, Fäuste.

Einen symbolischen Ausdruck fand das beginnende Herrschertum des Menschen über die Tiere in seinem ausschließlich aufrecht gewordenen Gange. Nur durch seinen aufrechten Gang ist dem Menschen die Sprache ermöglicht worden, wie sie ihn wiederum zur aufrechten Haltung immer mehr nötigte. Was den Kopf zur Erde gesenkt hält — und das ist auch bei den kletternden Affen oft der Fall —, das ist entweder ganz stumm geblieben, oder doch zu einem klarlautigen Empfindungsausdrucke nicht gelangt. Alle Tiere mit horizontaler oder gebrochener Körperaxe (Würmer, Fische, Amphibien, Säugetiere) sind entweder nahezu stumm oder nur mit unklarer und einförmiger Lautäußerung begabt. Die Vögel hingegen, die aufrechte Haltung haben, singen, und auch der Gibbon, der Hylobates d. h. Waldgänger oder Dickichtschwinger genannte, vorzugsweise aufrecht sich bewegende Affe, vermag zu singen, d. h. deutlich verschiedene Einzeltöne einer chromatischen Tonleiter auszustoßen. Beide vermögen also ihr beschränktes Empfinden durch musikalische Mundlaute auszudrücken. Frei um sich schauend brachte auch der aufrechtgehende Mensch, um sich mit seinesgleichen zu verständigen, seine Wahrnehmungen und Empfindungen durch Laute zum Ausdruck, die aus seinem Munde drangen.

Gebärden und Bewegungen des Körpers gingen nebenher. Das Gesicht sprach in anfangs spontaner d. h. unwillkürlicher Weise Freude, Schmerz, Wut, Stutzen und horchende Aufmerksamkeit, Erschrecken u. dgl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr aus. Je mehr der Zweck der Mitteilung ins Bewußtsein des Urmenschen trat, bedeutete der Gesichtsausdruck auch Warnung, Drohung, Liebe und Zärtlichkeit. Die Gesten der Körperteile, besonders der Hände, führten anfangs unwillkürlich, bei zunehmendem Zweckbewußtsein absichtsvoll, eine stumme, doch verständliche Sprache. Noch heute ist die Gebärdensprache, wie die optische Zeichensprache, z. B. die Fingersprache in Italien, ein wichtiges Mittel der Verständigung unter den Menschen, und unter wilden Völkern gibt es noch heute eine optische Telegraphie, gerade wie selbst civilisierte sie nicht verschmähen (z. B. die Engländer und die Deutschen in Afrika) und man sie im klassischen Altertum ebenfalls anwandte. Sieht man doch in des Äschylos „Agamemnon" den Wächter auf der Zinne des Königspalastes zu Mykenä das Feuerzeichen erwarten, welches an der ganzen Küste des ägäischen Meeres entlang aufflammend ihm den Fall Trojas verkünden soll.

Da eine Verständigung aber von der Tierstufe des Menschen an zu allen Zeiten auch unter solchen Verhältnissen erforderlich war, wo das Auge versagte oder nicht genügte, traten Ohr und Laut in Aktion. Diesem Zwecke dienten manche äußerliche Geräusche, die etwa durch die Hände oder auch durch andere bewegte Gegenstände hervorgerufen wurden. Man denke an das Trommeln, Händeklatschen, Trampeln und ähnliche Lärmlaute, welche noch in der Gegenwart angewendet werden, um Beifall oder Mißfallen auszudrücken oder um Zeichen zu geben, wie ja auch heute noch in der Trommelsprache primitiver Völker Nachrichten auf weite Entfernungen hin ganz schnell vermittelt werden. Selbst in der Musik haben die hervorgerufenen Laute den Wert einer Sprache, wie der Ausdruck: Diese Musik spricht zum Herzen! beweist.

Aber alle diese Geräuschlaute sind schon im Grunde nichts Anderes als Ersatzmittel für den sprachlichen Ausdruck von Begriffen, deren Bildung die Mundsprache bereits vollzogen hatte. Noch heute bedeutet das Klatschen im Theater: Gut! oder Dank! Das Trampeln heißt gewöhnlich: Fort! manchmal aber auch, z. B. bei Studenten: Vortrefflich! usw. — Einer höheren organischen Entwickelnng ist aber diese Sprache nicht fähig. Das ist nur die Mundsprache, d. h. diejenige, welche durch das Heraustreten des Lautes aus dem Munde sich vernehmbar macht. Damit ist auch die Antwort auf eine interessante Bemerkung Schleichers gegeben, wo er sich folgendermaßen äußert: „Warum überhaupt der Mensch gerade den Laut zum Material genommen, in dem er seine Anschauungen und Begriffe abgebildet, nicht etwa eine Gebärde, dies mag eher von der Philosophie als von der Sprachwissenschaft diskutiert werden; wir müssen uns mit dem Gefühle begnügen, daß dies nach absoluter Notwendigkeit geschehen mußte und gar nicht anders sein konnte." Nun, erstens waren, wie die Ontogenesis beim Kinde zeigt, die Mundlaute als Empfindungslaute die frühesten Kundgebungen; zweitens sind sie diejenigen Kundgebungen, die allezeit allen Wahrnehmungen am unmittelbarsten folgen können, weil die Organe zu beiden samt Nervensystem und Gehirn am nächsten bei einander wohnen; drittens aber besitzt eben nur die Mundsprache im Vergleich zu der dürftigen Zeichen-, Gebärden- und Lärmsprache eine unendliche Bildsamkeit zu Zwecken des Ausdrucks von Empfindungen und Gedanken.

Eine Art von Mundsprache haben nun auch die Tiere, aber sie ist überall ganz unvollkommen geblieben. Die aufrechten Vögel brachten es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur zu mehr oder weniger musikalischem Pfeifen und Singen einförmiger Natur, oder aber zu dem der Menschensprache schon mehr verwandten Krächzen, Schreien, Kreischen, wie es die Papageien und Raubvögel hören lassen. Der teilweise aufrecht gehende Bär kam über sein Brummen nicht hinaus. Diese und andere aufrecht gehende Tierarten blieben als Abzweigungen der Entwickelungsreihe auf ihrem Standpunkte stehen.

10. Empfindungslaute.

Anders der entstehende Mensch. Auch er brachte zunächst wie die Tiere unwillkürliche ihm eigentümliche Naturlaute hervor, welche durch die starken Empfindungen des Schmerzes, der Wut, der Lust, der Angst und dergleichen ausgelöst wurden. Noch heute sind dieselben bei den Menschen zu finden, Aufheulen und Aufbrüllen bei Schmerz und Freude, Stöhnen und Ächzen, Wutschnauben, Murren und Knurren bei Unzufriedenheit, Jubeln und Jauchzen bei Lustempfindung, und vieles Andere der Art. Die Unwillkürlichkeit solcher Laute und ihre spontane Herkunft aus dem Innern des Menschen wird besonders dadurch erwiesen, daß zugleich mit den Lautorganen häufig auch die Tränendrüsen in Tätigkeit gesetzt werden, über die der Wille des Menschen nur unvollkommen gebietet, sodaß jene Laute häufig von Tränen begleitet waren und noch heute sind. Nach und nach haben die ursprünglichen wilden Kundgebungen auch eine mildere Nebenform gewonnen, neben das wilde Johlen und Jauchzen ist das Lachen, neben das wilde Brüllen unter Tränen das Weinen getreten.

Diese durch den Mund hervorgestoßenen Naturlaute der Empfindung erfolgten vielleicht auf einer allerfrühesten Stufe des menschenartigen Urwesens niemals ganz, aber doch nahezu unbewußt und fast ohne den Zweck der Mitteilung an andere, wie das ja auch bei dem Kinde vielleicht der Fall ist, wenn es, behaglich in der Wiege liegend, sein Wohlgefühl unbewußt durch gewisse Lippenbrauselaute zu Tage treten läßt. Aber immer mehr wurden diese Laute dem Zwecke der Mitteilung an andere dienstbar und nahmen die Natur des Drohens und Warnens, sowie der Mitteilung des Schmerzes, der Freude, der Überraschung u. s. w. an. Von diesem ältesten Material der Mundsprache ist noch heute manches lebendig. Drohendes Knurren, wie beim Hunde, Nasaltöne der Überraschung, höhnendes Lachen, unartikulierte Schmeichel- und Koselaute kommen überall täglich vor. Vieles ist lautlich und schriftlich nicht fixierbar, wie die erwähnten Laute, ferner das Singen, das Pfeifen, das Schnalzen mit der Zunge. Auch das Einziehen der Luft durch beide Mundwinkel gehört hierher, durch welches der Japaner seinen Respekt vor einem höheren kundgeben will. Minimal kultivierte Völker, wie die Akkazwerge Inner-Afrikas, haben noch heute eine Sprache, die zum größten Teile aus solchen primitiven Sing-, Pfeif-, Knurr-, Gurgel-, Schnalz- und Wildlauten ähnlicher Art besteht. Aber alle diese Naturlaute der Empfindung, sowohl die wildesten primitiven des Tiermenschen, wie die des höher entwickelten Urmenschen, sie allein sind es nicht ohne Weiteres gewesen, welche die Sprache geschaffen und dem Menschen seine Entwickelung ermöglicht haben. Sie mußten dazu erst eine Ausgestaltung erfahren, welche sie befähigte, mit andern Sprachlauten zusammen diesem hohen Berufe zu entsprechen. Solche andere Sprachlaute, von denen weiterhin die Rede sein wird, reduzierten, begrenzten, klärten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch ihren Einfluß die ursprünglichen unklaren, geräuschartigen komplizierten Naturlaute und schufen aus ihnen brauchbare, weil einfache Sprachlaute, sodaß aus einem Teile der Naturlaute nichts Geringeres, als der Vokalismus der Sprache, die Gesamtheit der Klanglaute, hervorging, während der andere Teil zusammen mit den Neulauten sich zu Bestimmungslauten (dem Konsonantismus) gestaltete. In der Folge nämlich entwickelten sich aus den (auch heute noch lebendigen) unklaren Primitivlauten des Heulens, Weinens, Murrens, Kosens, aus den Lauten, die ein Staunen, Drohen, Warnen und dergleichen ausdrückten, allerlei einfache und klare Ausdruckslaute, vor allem solche von interjektionaler Natur. Dahin gehören die vokalischen Interjektionen ah! ai! au! o! u. ä. Dahin gehört ferner das halbvokalische jjj! (bei Fuhrleuten noch oft so urwüchsig zu hören, sonst in hü! verlautlicht) als Zeichen des Antriebs, des Aufschwungs und der Freude, wie das in dem lateinischen io! und den deutschen Wörtern jubeln und jauchzen, auch vokalisiert in dem Ausruf hei! zu Tage tritt. Ebenso gehört dahin der sich oft an au, o oder u anlehnende Halbvokal w, der auch für sich allein in wwww! als Interjektion des Schmerzes vorkommt, wie er ja den charakteristischen Teil der Wörter weh, weinen, wimmern bildet. (Als Zwischenbemerkung möge hier der Hinweis darauf verstattet sein, daß die Halbvokale j und w sogar die Verbindung mit der Gebärdensprache herstellen, indem bei der Hervorbringung von j die Züge des Gesichts aufwärts gerichtet werden, während sie umgekehrt bei w sich herabwärtsziehen.) Durch den Hinzutritt jener fremden Laute zum menschlichen Sprachmaterial sonderten sich aber von den primitiven Empfindungslauten nicht nur vokalische und halbvokalische, sondern auch rein konsonantische, d. h. reine Geräuschlaute ab, indem sie mit den gleichartigen fremden verschmolzen, sodaß auch deutlich artikulierte Konsonant-Interjektionen entstanden. So findet sich noch heute mmmm! oder hm! als Ausdruck für mancherlei Stimmungen, ferner zischendes ßßßß! zum Zeichen des Verlangens nach Stille, tttt! oder thh! zum Zeichen der Verwunderung, und deutliche Doppellautbildungen, wie st! pst! und brrr!, letzteres zum Zeichen des Haltmachens und der Abwehr. Solche entweder dem unwillkürlichen Selbstgespräch dienende oder zur Mitteilung an andere Individuen bestimmte, immer aber an irgend eine Adresse gerichtete Laute entsprechen in Bezug auf diesen ihren Zweck den vorhin erwähnten Lärmzeichen des Trommelns, Klatschens, Trampelns u. s. f. Beide sind schon in mehr oder weniger deutlicher Weise Ersatzmittel für den sprachlichen Ausdruck von Begriffen, dessen Bildung die artikulierte Mundsprache nach und nach vollzog. Besagt doch jenes mmmm! soviel wie „Das hätte ich nicht gedacht!“ oder „Das tut mir leid!“ oder „Was ist da zu tun?“ oder „Ich will mir's überlegen!“ und Anderes, ebenso pst! soviel wie „Sei still!“ u. s. f.

Festhalten aber müssen wir aus der Erörterung über diese Laute der Empfindung die Erkenntnis, daß vor allen sie den hohen Beruf übernehmen, den Vokalkörper der Sprache abzugeben. Aus dem eigenen Innern gewann der Mensch das Klangmaterial seiner sprachlichen Kundgebung, von dessen Bedeutung nachher die Rede sein wird, während der Konsonantismus, wenn auch nicht seinen ausschließlichen Ursprung, so doch seine bestimmende Kraft einer außerhalb des Menschen liegenden Quelle verdankt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

11. Die Nachahmungslaute.

Was für Laute waren nun diese von außen hinzukommenden?

Es waren das Reflexlaute, durch welche sinnlich wahrgenommene äußere Verhältnisse von den menschlichen Sprachorganen vermöge der Erregung reizbarer Nerven in unwillkürlicher, unbewußter Weise, doch in genauem Abbilde wiedergegeben wurden. Die Sinneswahrnehmungen werden durch die Nerven der Sinneswerkzeuge gemacht und dem Zentralnervenorgan übermittelt. Von diesem werden sie, indem dabei ein mehr oder weniger bewußter Wille zur Äußerung entsteht, an die Nerven der Sprachorgane übermittelt, welche nun sich in das Verhältnis der Analogie zu dem sinnlich Wahrgenommenen setzen, indem der Wille zur Äußerung den Atemdruck (den Druck des sich zusammenziehenden Zwerchfells auf die in der Lunge enthaltene Luft) hervorruft, der beim Passieren der in das erwähnte Analogieverhältnis gebrachten Sprechorgane den Sprachlaut bildet.

Man könnte auf den ersten Blick geneigt sein, alle Reflexlaute ohne Weiteres Schallnachahmungslaute zu nennen, wenn es nicht doch eine besondere Bewandtnis damit hätte, sodaß man die Bezeichnung nur cum grano salis gelten lassen kann. Der Tiermensch begann zunächst und lernte allmählich, der Urmensch vermochte später Tierstimmen nachzuahmen, ebensowohl die Gesanglaute seines Urheims, des singenden Affen, wie die flötenden, gurrenden und pfeifenden Töne der Singvögel, ebensowohl das Krächzen und Schreien der Raubvögel, wie das Brummen des Bären, das Rören des Hirsches und die Laute anderer Tiere hervorzubringen. Bei solcher Nachahmung hat er wohl schwerlich mehr unbewußt gehandelt, wie wir das bereits bei der Besprechung der Schleicher-Steinthal-Paul'schen Theorie von den Reflexlauten dargelegt haben. Auch die Spottdrossel, die alle Laute der andern Vögel nachahmt, singt nicht mehr zwecklos in unwillkürlichen Reflexlauten, sondern sie will sich wie alle Vögel andern mitteilen. Was sie damit ausdrücken will, ob Liebes- oder Nahrungsbedürfnis oder Zufriedenheit oder Neid gegen die andern Sänger, das ist eine andre Frage, aber der Zweck der Mitteilung an andre liegt zweifellos vor. Warum soll nun gerade der Mensch bei der Nachahmung der Tierstimmen nur gedankenlose und zwecklose Reflexlaute von sich gegeben haben? Sein nie rastendes Nahrungsbedürfnis wird das Motiv gewesen sein, durch solche Nachahmungslaute sich — nicht sowohl den Wesen seinesgleichen, wohl aber — jenen Tieren mitzuteilen, die er erbeuten wollte. Er bediente sich ihrer zunächst unbewußt oder instinktiv, um die betreffenden Tiere heranzulocken, wie dergleichen noch heute absichtlich z. B. mit dem Bladen für Rehe und mit ähnlichen Lockrufen geschieht. Nach und nach erscheint die Nachahmung von Tierlauten verbunden mit sich bildendem Bewußtsein von ihrer Zweckmäßigkeit. Aus dem unbewußten Gefühl wurde Bewußtsein und Einsicht, aber das kam erst mit der weiteren Entwickelung der Sprache. Zunächst aber stand er mit seinem zweckmäßigen Nachahmen der Tierlaute auf der Stufe der Tiere, die auch zweckmäßig, aber nur instinktiv zweckmäßig handeln. Das Vorgehen der netzbauenden Spinne, das Vorgehen der Ameisen, die sich z. B. ihre Honigläuse wie Kühe halten, das des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ameisenlöwen, der seinen Falltrichter aushöhlt, ist von instinktiver Zweckmäßigkeit. Eine solche hatte auch die Tierlautnachahmung des Menschen. Auf der Stufe der bloß unwillkürlichen Nachahmung ohne den Zweck sich dadurch irgend einen andern Wesen mitzuteilen, auf der Stufe der zwecklosen Reflexlaute also, wäre der Tiermensch einer Äolsharfe oder einem rauschenden Baume gleich und weniger als Tier gewesen, weil schon die Tiere mit ihren Lauten Mitteilung beabsichtigten. Auf der Stufe des instinktiven Zweckgefühls aber stand er doch wenigstens auf gleicher Stufe mit ihnen, worauf er dann durch weitere Ausbildung der Sprache und damit der Vernunft sie überflügelte. Die Nachahmung der Tierlaute diente ihm aber im Verlaufe des weiteren Sprachprozesses als eine Vorschule zur Nachahmung der Laute, die er nach und nach selber in der Natur und von seinesgleichen vernahm. Ganz unmerklich vollzog sich die Scheidung zwischen Mensch und Tier, indem der Tiermensch durch das Hinzugewinnen noch anderer Nachahmungslaute langsam sein Lautmaterial bereicherte und durch die unbewußte Kombination desselben mit den Empfindungslauten zur Begriffsbildung gelangte.

Der Tiermensch war nämlich nicht allein befähigt zum Nachahmen der Tierlaute, sondern er besaß oder gewann allmählich auch die Fähigkeit, andere Laute nachzuahmen, die sich seiner Wahrnehmung aufdrängten. Sein aufrechter Gang ermöglichte es ihm, mehr, als andere Wesen, die Stimmen der Elemente zu vernehmen. Solche Naturstimmen waren das Rauschen des Waldes, das Sausen, Brausen, Rauschen, Sprühen, Zischen, Spritzen, Sieden, Schäumen, Wogen, Wallen des Wassers, das Wehen, Heulen, Pfeifen des Windes, das Kollern, Poltern, Rattern, Kackern fallenden Gesteins, das Murren und Bollern vulkanischen Bodens und Aehnliches.

Nicht vergessen dürfen dabei werden die analogen Geräusche des tierischen und des menschlichen Körpers, die vielmehr ihrerseits höchstwahrscheinlich der früheste Gegenstand der Wahrnehmung und auch der Nachahmung waren, worauf erst allmählich die Auffassung der analogen Naturgeräusche an die Reihe kam. Gibt es doch Vorgänge des Kinderlebens, bei denen noch heute von der Mutter oder Amme dieselben Nachahmungslaute dem kleinen Kinde vorgesprochen werden, die schon von dem Urmenschen angewendet wurden, und die vulgären Bezeichnungen der menschlichen Ausscheidungen enthalten eben dieselben Laute, z. B. jene scharfen sch- und ß-Laute, jene f- und k-Laute, welche die Elemente im Großen hervorbringen.

Vor allem aber im Umgange mit den Elementen gewann der Urmensch jene neuen Nachahmungslaute, die zusammen mit den Tiernachahmungslauten und den eigenen Empfindungslauten das Material zur Bildung der Sprache abgaben.

Wie dem rauschenden rauhen Gebirgswalde das rrr, welches sich bei sanfteren Laubwaldgebirgen zu lll modifizierte, so hörte der Tiermensch auch dem Winde gewisse trotz der Nebentöne vorzugsweise hervortretende Laute ab, wie ffff und wwww, dazu jjj, auch wohl die singenden Nasale ng und nnn, dem Strome aber das weiche s des Sausens, dem Gebirgsbach und dem Wasserfall das ßßß des dahinschießenden Wassers, dem Gischt das sch und j, wie es heute im Französischen gesprochen wird, dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spritzenden, sprühenden Wasser das z, dem aufklatschenden Regen das tsch, dem aufquellenden Wasser das kw (qu), dem Platzen der Wasserblasen das p und pw. Der Donner des Gewitters und das Dröhnen der Lawinen vermittelten ihm die Laute d und b (erhalten z. B. in unserm Donner und Bombe), das Abstürzen von großen und kleinen Felsbrocken, auch von andern Gegenständen, z. B. von Kokosnüssen u. dergl., die Laute gggg und kkkk, wie auch das Krachen der stürzenden Bäume (etwa nach einem Blitzstrahl) ihm in Mischlautformen wie kr, kn (Krachen, Knacken) denselben k-Laut nahebrachte. Ebenso mögen die murrenden Geräusche der Erderschütterungen auf die Bildung eines Lautes, wie m, hingewirkt haben.

Diese Naturlautnachahmungen zeigen aber Unterschiede, auf die schon früher hingewiesen wurde.

Sie lassen sich nur in verschiedenem Maße akustisch erklären, denn deutlicher erkennbar ist die akustische Herkunft bei sch als bei d, bei ffff als bei g.

Wir wollen uns vergegenwärtigen, daß alle Laute nur durch Bewegung, und zwar durch Bewegung irgendwelcher Gegenstände in der durch sie bewegten Luft entstehen. Auch die hier zur Besprechung stehenden menschlichen Reflexlaute entstehen vermöge der durch die Lautwahrnehmung sympathisch erregten Nerven aus der Bewegung der Sprachorgane und der von ihnen bewegten Luft. Aber manche von ihnen bezeichnen nicht bloß Bewegungen, sondern auch Zustände, welche erst durch diese Bewegungen hervorgerufen wurden. Das ddd z. Beispiel läßt sich aus der unbewußten Nachahmung des Donnerschlags erklären, aber es bezeichnet auch zugleich den darauf folgenden Zustand des Festliegenden, des Angehaftetseins (lat. ad). Nun gibt es zwar, philosophisch betrachtet, überhaupt keine unveränderten Zustände in der Welt, überhaupt keine Zustände. „Alles fließt", sagt der griechische Weise Heraklit. Aber uns Menschen scheinen Zustände dazusein, und wir unterscheiden sogar Zustände der dauernden Bewegung und Zustände der Ruhe. Da aber alle Zustände tatsächlicher Ruhe auch tatsächlich geräuschlos sind, so können die Ruhezustände in der Natur keine Laute hervorbringen, also auch kein Lautmaterial zur sprachlichen Nachahmung liefern. Wenn es nun gleichwohl menschliche Sprachlaute gibt, welche einen Ruhezustand, ein bewegungsloses „Dasein" bezeichnen, so können diese Laute nicht auf akustischem Wege, also durch Vermittlung des Gehörsinns gewonnen worden sein, sondern es muß ein anderer Sinn des Menschen in Funktion getreten sein und gleichwohl einen Laut hervorgerufen haben oder doch wenigstens an seiner Hervorrufung mitbeteiligt gewesen sein. In der Tat erklärt sich die Schwierigkeit dadurch, daß wir nicht nur die Wahrnehmung durch das Gehör, sondern in höherem oder geringerem Maße auch die Wahrnehmung durch den Gesichtssinn bei der Bildung mancher Reflexlaute tätig finden. Wir gelangen zu der Erkenntnis, daß auch bei Wahrnehmung von lautlosen Zuständen durch den Menschen seine Sprachorgane ihm unbewusst eine diesen Zuständen analoge Stellung einnehmen und in derselben funktionierend einen Laut hervorbringen, der die beim Sehen eingetretene Empfindung zum Ausdruck bringt. Bei dem Laute mmm z. B. kann es zweifelhaft erscheinen, ob unterirdisches Murren ihn auf akustischem Wege hervorgerufen hat. Aber auch die un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bewußte analoge Funktion der Sprachorgane im Verhältnis zur optischen Wahrnehmung erklärt zur Genüge den Tatbestand, daß m soviel wie „eingeschlossene Mitte", „Mitte, mitten" bedeutet, da die Zunge, eins der wichtigsten Sprechorgane, welches gewissermaßen die Rolle des Leiters unter denselben hat, dabei inmitten des festgeschlossenen Mundes frei spielt und kein anderer wirklicher Sprachlaut als das m hervorgebracht werden kann. Bei dem Laute d kann man die akustische Entstehung ebenfalls als wahrscheinlich annehmen, daß nämlich das Vernehmen des einschlagenden Wetterstrahls oder eines anderen harten Schlages (Lawine, Steinblock, Wurfstein, Schlagstein, Keule) diesen Reflexlaut im menschlichen Sprachorgan ausgelöst habe, wie das ja durch das deutsche Wort „Donner" selber bezeugt zu werden scheint. Aber auch dem Eindrucke von einem auf den Schlag folgenden Zustande des Angeheftetseins, des dauernden Druckes, welcher sinnlich nur durch den Gesichtssinn wahrnehmbar ist, entspricht der Zustand der Sprachorgane, indem die Zunge beim d oben an die Zähne angedrückt bleibt.

Wir erkennen sonach, daß die Reflexlaute sich gruppieren in:

1. Laute eines Bewegungszustandes,
2. Laute eines Ruhezustandes, die zugleich Eingangs- und Ausgangslaute sind,
3. die Eingangs- und Ausgangslaute ohne Dauer.

Zu den ersteren, den Lauten des Bewegungszustandes, gehören die von den Phonetikern sogenannten Sonorlaute, unter denen wir hier alle Geräuschlaute (Nichtvokale) verstehen, die beliebig lange vernehmbar gemacht werden können und die wir Dauerschalllaute nennen möchten. Es sind das die Liquiden r und l, die Nasale ng, n und m, die starkatmigen Kehllaute h, ch (Achlaut nach Schleicher), die scharfatmigen Lippenlaute w, f, die scharfatmigen Zungen-Zahnlaute ch (Ich-Laut nach Schleicher) und j, die Zischlaute j (frz.), sch, ss (auch als ß geschrieben), th (englisch in scharfer Aussprache, s (weich) und th (in engl. weicher Aussprache). Diese „Dauerschalllaute" oder Sonorlaute sind im Wesentlichen akustisch erklärbar, am deutlichsten die Liquiden und Sibilanten. Nicht so deutlich gibt für ng und n manches Windsgeräusch bezw. bei m das unterirdische Murren ein lautliches Vorbild ab. Um so klarer spricht bei diesen die optische Erklärung. Die Laute h und ch (Achlaut) sind ebenfalls akustisch und optisch aus wahrgenommenem Wind- oder Lufthauch zu erklären, doch bilden sie, wie auch die Halbvokale j und w, eine Überleitung von den Empfindungslauten zu den Reflexlauten.

Dahingegen bilden d, b, g, die in alter Einteilungsweise die Bezeichnung Mediae haben, eine zweite Gruppe, die wir als Ruhelaute oder „Halblaute" bezeichnen können. Denn d bezeichnet, wie wir gesehen haben, zwar das kräftige Eintreten, aber auch das Fortdauern eines Druckes, wie das in der lateinischen Präposition ad und dem Urworte od (Wald) zum Ausdrucke kommt. Der Laut b bezeichnet dementsprechend (als Abart von w, welches ein sanftes Abwärtswallen ausdrückt) ein plötzliches kräftiges Abwärtsbewegen und zugleich ein Verharren in diesem Bewegungszustande, wie es in der lateinischen Präposition ab und in dem deutschen Worte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ebbe" ausgedrückt ist, welches ebensowohl das Abnehmen der Flut, als auch die Gebirgsabdachung bezeichnet. Der Laut g endlich drückt ein kräftiges Heraustreten zugleich und Verharren in diesem Zustande aus, wie in der griechischen Wurzel *αγ* (*αγνυμι* - brechen, auseinanderbrechen), den deutschen Wörtern oog (Nach oben Hervorragendes z. B. Nordseeinsel) und Egge = Hervortretendes Gebirge sich zeigt.

Endlich sind die dauerlosen Eingangs- und Ausgangslaute t, p, k, die sogenannten Tenues, zu betrachten, welche mit den vorgenannten Mediae verschwistert, nur hinsichtlich des Atemdruckes sich dynamisch von jenen unterscheiden und von jeher oft, besonders aber im Neudeutschen, z. B. im Neusächsischen, mit ihnen wechseln. Sie drücken ausschliesslich die Plötzlichkeit eines Anfanges sowohl wie eines Schlusses aus, weshalb sie richtiger als Explosivlaute bezeichnet werden. Auch das Entstehen dieser drei Laute ist gleich demjenigen der drei Halblaute gleichermaßen akustisch wie optisch zu erklären. Der Laut kann vom Platzen von Wasserblasen und dergl. und der analogen Lippenbewegung herstammen, das k vom Herauskollern und — kackern kleiner Steine und Abfallgegenstände, t weniger augenscheinlich, doch auch höchstwahrscheinlich vom Durch- und Hinausfahren oder -dringen. Bei diesem Laut ist am auffallendsten erkennbar, daß er leicht eine exspirierende Natur annimmt und zu th, weiter zu tz wird, wie sich das in hart und harz zeigt. Gleiches ist aber auch bei p und k der Fall, aus denen ph und kh entstehen, die man zusammen mit th statt Aspiraten zunächst richtiger Exspiranten nennen sollte. Exspiratae, wie Sievers sie nennt, sind sie eigentlich nicht, denn die ganzen Laute werden nicht ausgehaucht (wie Adspiratae angehauchte Laute sind), sondern sie enden nur mit einem Hauchlaut, i, e. exspirant. Diese drei Exspiranten sind auch ursprünglich phonetisch durchaus nicht identisch mit den drei Urlauten, welche in der älteren Sprachwissenschaft als Aspiraten bezeichnet werden. Die Exspirans ph ist ursprünglich nicht identisch mit dem bilabialen oder gar dem labio-dentalen f-Laut, kh nicht gleich dem gutturalen oder velaren ch. Aber diese Laute sind bei der Entwickelung der Sprachen so vielfach (obwohl sich Unterscheidungen und sogar in der Schrift erhalten haben) ineinander übergegangen, daß ihre Sammlung unter den — allerdings nicht glücklich bezeichneten — Begriff Aspiratae verständlich ist und im Grossen und Ganzen auch beibehalten werden kann.

12. Zusammenfassung und Übergang.

Die Edellaute: a) Empfindungslaute, Klanglaute, Daseinslaute, b) Nachahmungslaute, Geräuschlaute, Bestimmungslaute. Beispiel.

Die drei Hauptsinne Fühlen, Hören, Sehen (so ist die biogenetische Reihenfolge) riefen also die menschlichen Sprachlaute hervor, die, anfangs in einem Gewirr trüber Wildlaute enthalten, sich nach und nach immer deutlicher heraussonderten und zu Edellauten vereinfachten. Die Sprachlaute sind von zweierlei Art. Die ursprünglichsten sind die Empfindungslaute, zuerst durch den Gefühlssinn, dann auch durch den Gehörsinn und durch den Gesichtssinn oder durch ihre Vereinigung hervorgerufen. Sie entstammen dem Innern des Menschen und sind sein eigenes Gut. Sie geben das dem Gesanglaute verwandte Klangmaterial der Sprache

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

her, bilden, seit erfolgter Klärung zu Edelklanglauten, um die übliche Bezeichnung festzuhalten, den Vokalismus. Der Bedeutung nach sind sie als die Daseinslaute zu bezeichnen, denn sie bedeuten in der Wurzel das Existieren oder Sein von irgend etwas. Sie sind dabei befähigt, durch verschiedene Klangformen (Verschiedenheit der Vokale) dieses Sein in adverbialem Sinne näher zu bestimmen.

Die ursprünglich mit den Klangelementen der Empfindungslaute vermischten Geräuschlaute (von jenen physikalisch durch eine andere Natur der Schallwellen unterschieden) verloren sich in den gleichartigen Reflexlauten, d. h. in den durch unbewußte Nachahmung entstandenen Geräuschlauten, kurz ausgedrückt in den Nachahmungslauten. Von diesen verdanken mehrere dem Zusammenwirken von Fühlen, Hören und Sehen ihr Dasein. Das bloße Hören und Sehen zugleich hat die meisten von ihnen hervorgerufen. Manche mögen dem Gehörsinn allein ihr Dasein verdanken, wiewohl das schwer nachweisbar ist. Wahrscheinlich aber hat das Sehen allein zur Bildung einzelner Laute, z. B. m, ng, n, geführt. Überall ist in ganz langsamer Ausbildung eine durch die Nerven vermittelte unbewußte Analogie zwischen der Stellung der Sprachorgane und dem sinnlich wahrgenommenen Zustande eingetreten und hat in Reflexlauten Gestalt gewonnen, die von den Urmenschen ursprünglich fast (doch niemals völlig) unbewußt, allmählich in zunehmendem Maße mit Willen zum Zwecke der Mitteilung hervorgebracht, vielleicht auch unter Beihülfe der Gebärdensprache zum gegenseitigen Verständnis gebracht und in unbewußtem Verfahren durch den gesteigerten Gebrauch immer klarer geschliffen wurden, in welcher Gestalt sie den Konsonantismus der Sprache bilden. Ihrer Bedeutung nach sind diese Nachahmungslaute oder Geräuschlaute die Bestimmungslaute. Sie geben dasjenige Etwas an, welches der Daseinslaut ankündigt. Wenn wir z. B. die Wurzel or haben, so bedeutet der Klanglaut o „Vorhandensein“ und zwar genauer „Oben Vorhandensein“ und r „Rauschen und Rauhes.“ Verwandelt man das in einen Satz, so erhält man: „Oben vorhanden ist Rauschen und Rauheit.“ Man kann or aber ebensogut auch als Substantiv deuten, wo denn die Bedeutung sich zu dem Ausdrucke gestaltet: „Etwas, wo oben Rauschen und Rauheit ist.“ Dies entspricht unserm Begriffe „Rauhes Gebirge,“ „Rauher Berg,“ und diese Bedeutung hat das griechische ὄρος. (Die Silbe os ist das Pronomen der Bedeutung „er“ und identisch mit dem lat. is „er“. Von beiden steht oft auch nur das s allein.) Das Wörtchen or beschränkt sich auch nach und nach in seiner Bedeutung, besonders beim Hinzutreten anderer Laute. Es kann bedeuten: Gebirge, Berg, Wald schlechthin, ohne die Nebenbegriffe „oben“, „rauschen“, „rauh“. So bedeutet der deutsche Name Orb Gebirgsabdachung (b = Ebbe), Orpe (= Or-epe) Waldbächlein, das Wort „Ort“ aber „Waldende“, nämlich eine Stelle, wo man durch den (altdeutschen Ur-) wald hindurch hinaus kommt, und „das Ort“ (bergmännisch) eine Stelle, wo man durch das Gebirge (=Fels) hindurchhaut.

Sprachlaute und Sprachlauttypen.

Obwohl die Zahl der Sprachlaute, die es in Gestalt von Einzellauten oder in Lautverbindungen geben kann, eine unbegrenzte ist, gerade so wie die Zahl der Farben nach Nüancen und Mischungen unbegrenzt ist, so tritt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch eine Anzahl von Lauttypen daraus hervor, gerade wie wir typische Farben unterscheiden. Wie man freilich unter Umständen bei einer Farbe schwanken kann, ob man sie blau oder grün nennen soll, so sind auch manche Laute von einer Art Doppelnatur, wie die Halbvokale j und w und das englische th, welches halb den dentalen d-Lauten, halb den Sibilanten angehört. Weil sich nur vermöge dieser Lauttypen eine höhere Geistesentwickelung unter den Menschen hat bilden können, nennen wir sie Edellaute, im Gegensatze zu den Wildlauten, welche dazu nicht befähigt waren. Die Entstehung dieser Edellauttypen samt ihren Nüancen, d. h. ihre Aussonderung aus Wildlauten, die sogenannte Edellautschöpfung, geschah an verschiedenen Stellen der Erde unter den verschiedenen Tiermenschen und nachherigen Urmenschen völlig regellos ohne jede systematische Reihenfolge und in einer nach klimatischen und örtlichen Umständen und auch zeitlich ganz verschiedenen Weise. Die einen Urmenschen haben um Jahrtausende, vielleicht um Jahrhunderttausende früher Sprachedellaute gehabt, als die andern. Die einen haben diese Laute, die andern jene Laute deutlicher entwickelt, dafür aber diese oder jene Laute gar nicht gebildet, wie noch heute die Japaner kein l haben und die Polynesier nur eine beschränkte Anzahl von Vokalen und Konsonanten sprechen.*) Bei manchen Völkern ist, wie früher erwähnt, der Bestand der Edellaute unter den wuchernden Wildlauten gar nicht zur Entwickelung gekommen. So ist die Sprache der Buschmänner dürftig und wegen ihrer vielen Schnalzlaute eine der schwierigsten.**) Fast ganz aus primitiven Wildlauten soll die Sprache der afrikanischen Akka-Zwerge bestehen. Jedenfalls „wählt überall die Praxis aus der unbeschränkten Zahl der möglichen Sprachlaute nur eine beschränkte Zahl von Typen aus, deren jeder einen Spielraum für Unterarten in den verschiedenen Sprachen hat.“***) Unter „Praxis“ dürfen wir sowohl die unbewußte Praxis der Sprachentwickelung selbst verstehen, wie auch die bewußte Praxis der Sprachforschung, der auch wir uns anschließen müssen, indem wir unseren Untersuchungen einen engeren Hauptbestand von Lauten zu Grunde legen.

Dieser Hauptbestand von Lauttypen ist nicht identisch mit dem Lautbestande des Indogermanischen, wie ihn unter andern G. Curtius in seiner Griechischen Etymologie 5. Aufl. S. 128 aufstellt. Vielmehr gelangen wir durch eine biologische Betrachtung der Lautfrage zu einem natürlich geordneten Material von Urlauttypen menschlicher Sprachbildung, welches ebensowohl im Indogermanischen und seinen Abzweigungen, wie in den andern Sprachen der Welt enthalten ist.

Die Sprachphysiologie oder Phonetik.

Die in neuerer Zeit entstandene und schnell entwickelte Wissenschaft der Sprachphysiologie oder Phonetik hat das Gleiche angestrebt, indem sie die physiologischen Vorgänge der Lautbildung

*) O. Peschel, Völkerkunde. 6. Aufl. 1885.

**) Hoernes, die Urgeschichte der Menschen. Ratzel, Völkerkunde, nennt zwar die Sprache der Buschmänner umgekehrt eine „reiche und feingebaute“, doch bestreitet er das Vorkommen der vielen Schnalzlaute nicht.

***) Sievers, Grundzüge der Phonetik. 5. Aufl. S. 45.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch die Sprachorgane nachwies und eine Menge Laute sorgfältiger bestimmte, als es bisher geschehen war. Sie hat zu der Erkenntnis der möglichen Sprachlauttypen und ihrer Spielarten viel beigetragen, ganz abgesehen davon, daß sie durch ihre Aufklärungen das Ohr für die Reinheit der Laute allenthalben geschärft hat. Man wird sich immer bei den trefflichen Arbeiten von Sievers, Brücke, Bell, Vietor, Techmer, Winteler über die einzelnen Vorgänge bei den Lautbildungen und über die Arten und Unterarten derselben Rats erholen, zweifellos noch besser, als bei den älteren Grammatikern der vergleichenden Sprachforschung, die von geschriebenen Buchstaben vielfach nicht loskamen und von apriorischen Wurzeln ausgingen. Leider müssen wir hier von einem Überblick über die Natur der menschlichen Sprachorgane und ihrer Funktionen im Verhältnisse zu einander absehen und die Darstellungen der erwähnten Forscher als in den Hauptpunkten bekannt voraussetzen.

Was aber die systematische Gesamteinteilung der Sprachlaute betrifft, so kann auch die der Phonetiker uns nicht genügen, weil sie die Frage nach den Ursprungsstadien der Sprache fast gar nicht berücksichtigen, vielmehr die lebenden Sprachen vorzugsweise im Auge haben. Wir können die resignierte und elegische Auffassung der Phonetiker nicht teilen, „dass das Streben nach einem allgemeinen Lautsystem nutzlos sei, zumal für die historische Phonetik.“ *) Die Laute, sagt Sievers, ließen sich in verschiedener Hinsicht klassifizieren, dennoch ergebe sich, „dass ein allgemeines System für die Einteilung der Sprachlaute, das namentlich auch für die Bedürfnisse des Sprachhistorikers überall ausreichte, nicht aufgestellt werden könne. Es sei unmöglich, eine allgemeine gültige Reihenfolge der Entwickelungsprinzipien ausfindig zu machen.“

Die Sprachbiologie und ihr durch den Wirbel der Weltlebenskraft entstandenes Lautsystem.

Demgegenüber ist zu sagen, dass es keineswegs aussichtslos erscheint, durch die biologische Betrachtungsweise zunächst zur Aufstellung eines Bestandes der möglich gewesenen Uredellaute in ihren Haupttypen, zu gleicher Zeit aber auch implicite zur Nachweisung eines natürlichen Systems zu gelangen. **Es eröffnet sich hier eine neue Wissenschaft, die Sprachbiologie,** die in erster Linie Lautbiologie ist und gerade als solche noch wenig Berücksichtigung gefunden hat.

Obgleich nämlich beim Entstehen jeder Sprache Zufälligkeit und Regellosigkeit in der Bildung der Urlaute herrscht, vollzieht sich doch den sprachbildenden Menschen völlig unbewußt, in der Gesamtheit aller menschlicher Sprachedellaute eine systematische Ordnung und Gruppierung, und zwar nicht nur in der subjektiven Auffassung des Beobachters als ein Resultat seiner Einteilung, sondern objektiv als natürliches Ergebnis organischen Werdens.

*) Sievers, Gr. d. Phon.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wirbelnatur der Weltlebenskraft.

Die Weltlebenskraft nämlich, die in untrennbarem Zusammensein mit der Materie durch ihre unablässige Betätigung alle Dinge in der Welt schafft und vermöge des ihnen aufgenötigten Kampfes ums Dasein immer neugestaltet und ordnet, sie ist auch die Schöpferin und Ordnerin der menschlichen Sprache gewesen, wie sie das heute noch ist.

Um diesen Satz genügend zu begründen und zu erklären, bedarf es hier wiederum einer allgemeinen Vorbetrachtung.

So wenig wir nämlich auch bis jetzt die Natur dieser Weltkraft, d. h. den Ursprung des Lebens, wie es uns zumal in der organischen Welt rätselvoll entgegentritt, zu erklären wissen, so gewiß können wir doch eine nicht zu unterschätzende Beobachtung in Bezug auf die Form machen, in der sich die Weltlebenskraft bewegt.

Das Goethewort „Nach ewigen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden!“ deutet auf die Vorstellung von einer Kreisbewegung hin, in welcher das Einzeldasein sich vollzieht. Aber — ein Kreis ist eine Curve ohne Ende — und ohne Anfang. Indessen sagt ein verwandtes Goethewort ergänzend: „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben, und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette!“ Mit andern Worten: Viele Einzellebenskreise bilden ein unendliches Ewiges, oder: Das Leben setzt sich in der Form von vielen Einzellebenskreisen ewig fort. Dem Bilde einer von Menschenhänden mechanisch verfertigten Kette kann die Bewegungsform der Urlebenskraft nicht wohl entsprechen, wir finden aber eine vermittelnde Lösung, wenn wir die Vorstellung von den Kreisbewegungen zu derjenigen einer kontinuierlichen spiralischen oder schraubenartigen berichtigen. Diese Wirbelbewegung ist es, in der wir alle Entwickelungen der Dinge in der Welt, und so auch die der Sprache, begriffen finden, dergestalt dass sich, ohne dass die Menschen ein Bewußtsein davon haben, die Laute zum System ordnen, gerade wie in allen andern Dingen Formen, Ordnungen und Arten entstehen. Die Wirbelnatur der Weltlebenskraft ist die biologische Formel für alles Werden und Vergehen.

Denn wenn wir nicht von vorgefaßten Ideen und Dogmen, sondern auf gut biologisch von dem Verläßlichsten, nämlich dem sinnlich Wahrnehmbaren, ausgehen, allerdings mit Zuhülfenahme der modernen Hülfsmittel für bessere Erkenntnis, z. B. des Riesenrefraktors und des 1000 mal vergrössernden Mikroskops, so finden wir einerseits um unsere kleine Erde ein grenzenloses Weltall und in diesem eine teilweise zu Weltkörpern gestaltete bewegte Materie vor, welche die Biologie als Substanz, d. h. als das Bleibende, das Wesen der Welt, bezeichnet. Andererseits finden wir Menschen uns selbst als einen sogar in tiefster Verkümmerung wunderbaren Organismus und umgeben von einer unendlichen Menge anderer Organismen, alle beeinflußt durch eine unendliche Menge von Kräften, auf der dünnen Rinde vor, die unsern feurigen Erdball überzieht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kosmische Wirbelkraft. Die centripetale und die centrifugale Wirkung des Wirbels führen zur Eigenart und zur Neuschöpfung.

Da zeigt uns denn die astronomische Kosmologie, die Lehre vom Weltall, die Milchstrasse, einen Gürtel von Weltnebeln und Sonnen, in dessen mittlerer Gegend sich unser Sonnensystem befindet, als das Aeußerste und Fernste, was wir wahrnehmen können. Alle Sterne gruppieren sich um sie, von ihr ab werden sie immer seltener. Sie bilden mit ihr ein System, welches scheinbar eine linsenförmige Gestalt hat, tatsächlich jedoch von spiraliger oder schraubenwindungsartiger Beschaffenheit ist. Die Weltkraft, welche überall und somit auch in der Milchstraße ist, hat also hier die Natur eines Wirbels. Ebenso haben im Einzelnen viele Nebelflecke in der Milchstrasse und außerhalb derselben eine spiralige bez. schraubenförmige Gestalt. So finden wir den Spiralnebel in den Jagdhunden, in der Leier, im Grossen Bären, so den Andromedanebel, so den Orionnebel, und immer mehr erweist die Photographie die Spiralform der Tausende von Nebelflecken, die über das Himmelsgewölbe verteilt sind. Die der Weltmaterie innewohnende Kraft hat also die Natur eines Wirbels.

Einen Wirbel sehen wir nun, z. B. im Wasser, dadurch entstehen, daß die an sich geradeaus gerichtete Kraftströmung einen ablenkenden Widerstand etwa durch ein äußeres Hindernis erfährt, der doch nicht stark genug ist, ihre ursprüngliche Richtung dauernd zu verändern, sodaß sie nach einer schraubenwindungartigen Ablenkungskurve die alte Hauptrichtung wieder aufnimmt. Das hemmende Element kann aber auch in einer fremden Strömung bestehen. Dann wird die erstere Strömung entweder die fremde mit sich fortreißen, oder, falls sie die schwächere ist, von ihr mit fortgerissen werden, oder aber sie wird ganz abgedrängt und genötigt, sich spiralisch immer enger zusammenzuziehen und unter immerwährender Abgabe von ihrem Volumen schließlich in ihrer Existenz ganz aufzuhören. Die Wissenschaft nimmt heute *) dementsprechend als Ursache auch für die Wirbelbewegung der Weltnebel und der fertigen Sonnen schräge Zusammenstösse an. Aber man müßte folgerichtig auch für das spiralige System der Milchstrasse einen Zusammenstoß mit einem andern System annehmen, welches wir weder sehen noch kennen, und da ist man denn genötigt, wiederum nach dem Quell der Bewegung zu fragen, durch welche diese beiden Weltsysteme gegen einander geführt wurden. Es ist zwecklos, soweit zu denken, da uns die Anschauung vollständig verläßt. Wir müssen uns mit der Erkenntnis begnügen, daß der Materie des für uns wahrnehmbaren Weltalls überall eine ihrem Ursprunge und Wesen nach unbekannte Kraft innewohnt, welche sich immer oder vorzugsweise in der Form des Wirbels bewegt.

Es liegt aber in der Natur eines jeden Wirbels eine doppelte Kraftäußerung, nämlich eine centripetale, welche zur Konzentration, d. h. zur individuellen Kräftigung und Bildung von Eigenart führt, und eine centrifugale, deren Ergebnis Abschleuderung und Neuschöpfung ist. Durch die centripetale Kraft entstanden Son-

*) S. darüber die interessante Abhandlung von Wilhelm Meyer „Die große Einheit des Weltgebäudes“ in „Ueber Land und Meer“ 31. Jahrg. 1. Heft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nen, durch die centrifugale oder abschleudernde aber Ringe und Planeten. Diese setzten den Prozeß fort und sonderten Monde ab. Infolge der centripetalen Zusammendrängung verdichteten sich die rotierenden Nebelkörper, gleichviel, ob werdende Sonnen, Planeten oder Monde, und gingen in einen gasförmigen Aggregatszustand, dann in einen von festerer Beschaffenheit über. So erhielt auch unsere Erde ihre gegenwärtige Gestalt, ein unbedeutender Planet in einem der unzähligen Sonnensysteme, welche die Welt erfüllen. Die kosmische Wirbelkraft, die sie einst vom Ganzen losriß, läßt sie noch immer in rotierendem Wirbel sich um die Sonne revolvieren, nachdem sie einst den Mond abgeschleudert, der gleichermaßen um seine eigene Achse rotierend seine revolvierende Bewegung um die Erde beibehält.

Die tellurische Wirbelkraft.

Jedem Teile der vorhandenen Weltkörper, und so auch jedem, selbst dem allerkleinsten und anscheinend ruhenden Teile unserer Erde ist die ursprüngliche Wirbelkraft in physikalischer, chemischer oder organischer Hinsicht eigen, ja, was noch wunderbarer ist, sie ersetzt sich und wächst stärker, wenn sie hervorgerufen wird. Doch belehrt uns über diese weiteren Betätigungen der Weltkraft an und auf Weltkörpern — abgesehen von den Ergebnissen des Teleskops und des Spektroskops — in der Hauptsache nur unsere Erde. Uns fehlt jede zuverlässige Kenntnis von den Zuständen auf anderen Planeten oder gar auf fremden Sonnen und ihren Planeten, welche letzteren wir nicht einmal sehen, weil sie vermutlich nicht eigenes Licht haben und auch zu klein sind, um in den unermeßlichen Fernen uns sichtbar zu werden. Vom Mars glauben wir bezüglich seiner Land- und Wasserverteilung sowie bezüglich seiner Bewohner etwas zu wissen, aber das geht alles über die Natur der unsichern Hypothese nicht hinaus.

Unser Erdkörper ist jedenfalls durch die centripetale Wirkung der Rotation, des Wirbelumschwunges, immer kleiner und dichter geworden. Zugleich hat er sich durch Wärmeausstrahlung in den kalten Aether verändert. Eine Schlackenrinde überzog den feurigen Körper. Das Wasser, welches denselben erst in Dampfform umgab, kondensierte sich in und auf dieser Rinde, doch so, daß dieselbe noch immer von einer wasserhaltigen Atmosphäre umschlossen blieb. Die weitere Zusammenziehung des Erdkörpers bewirkte im Verlauf von Jahrmillionen eine Runzelung und Faltung der Rinde, und so entstanden die Gebirge und Tiefen, welche das Meer bis zu zwei Dritteln der Oberfläche überdeckt. Die belastende Wassermasse scheint die Erdrinde an manchen Stellen in der Weise eingedrückt zu haben, daß Bruchränder entstanden, an denen sich die Wirbeltätigkeit des Erdinnern in Form der Vulkane äußert. Man denke nur an die Kreislinie Vesuv, Ätna, Stromboli und vor allem an die Vulkanreihen zu beiden Seiten des Stillen Oceans. Es gab übrigens früher andere Kontinente und Meere, als jetzt, war doch noch zu Platos Zeit die Vorstellung von einem früheren Festlande Atlantis lebendig, welches sich zwischen Europa bezw. Afrika

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Amerika erstreckt haben mußte, ebenso wie es zweifellos zwischen Afrika und der Sundainselwelt eine Landverbindung gegeben hat. Das Einsinken und Steigen der Erdrinde wiederholte sich noch oft und an verschiedenen Stellen, wie es sich noch heutigen Tages fortgesetzt wiederholt.

Der Weltkraftwirbel und die Naturwissenschaften.

Der Wirbel der lebendigen Weltkraft wirkte aber auch in und auf der Erdrinde schöpferisch weiter. Er offenbart sich überall unter den Erscheinungsformen von Schwere, Magnetismus, Elektrizität, Wärme, Licht, Farbe, Gestalt, Schall, Geschmack, Geruch u. a., und zwar ebensowohl in der anorganischen Welt, z. B. im Magneten, im Radium, in den Krystallen, wie in der organischen, die, vom Wasser abhängig, vermutlich in der Hauptmasse des Wassers, dem Meere, ihren Anfang nahm.

Die scheinbar toten Produkte der Naturkraft in der anorganischen Welt unserer Erdrinde erforschten die Geologie, die Geognosie und später mit ihnen zusammen die Paläontologie, die Versteinerungskunde, während die Physik und die Chemie die lebendigen Erscheinungen und Wirkungen der Kräfte in der anorganischen Welt, wie auch ihre Übergänge in die organische behandeln. Die Physik und die Chemie weisen nach, daß überall, wo Materie vorhanden, auch Naturkraft oder Leben da ist, gleichviel ob latent, oder entfesselt, daß diese Naturkraft stets bestrebt ist, sich zu betätigen, und daß sie, durch Widerstände beschränkt oder näher bestimmt, immer wieder neugestaltend wirkt.

Im gewöhnlichen Verständnis nennen wir übrigens die Naturkraft erst dann eigentlich Leben, wenn sie Organismen bildet, d. h. Wesen mit gesonderten und für verschiedene Zwecke bestimmten, zusammen aber ihrer Entwickelung unentbehrlichen Werkzeugen. Demgemäß versteht man unter Biologie häufig, ja gewöhnlich, in diesem engeren Sinne die Lehre vom organischen Leben. Diese Lehre, die als Botanik und als Zoologie das Pflanzenreich und das Tierreich umfaßt, war im Altertum nur bis zu dürftigen kompilatorischen Leistungen (z. B. in der Historia naturalis des Plinius) gelangt, war im Mittelalter ganz liegen geblieben und hatte sich dann allmählich aus phantastischen und unzuverlässigen Darstellungeu zu der willkürlichen und mechanischen Systematik Linnés erhoben. Abgesehen von wenig erfolgreichen Einzelbestrebungen kam in der Lehre von den organischen Wesen die Biologie noch nicht zum Worte; die ihr notwendige induktive Methode ermangelte noch des rechten Tatsachenmaterials, und es hatte nicht geholfen, daß bereits Giordano Bruno, sowie die realistischen Philosophen Locke und Hume in England, La Mettrie und der Verfasser des Système de la Nature in Frankreich die sinnliche Wahrnehmung als den einzig sichern Boden aller Erkenntnis nachgewiesen hatten. Ja noch bis zum Jahre 1859 galt die Frage nach der Entstehung der Organismen für supranaturalistisch und transcendental, d. h. ihre Lösung erschien als der menschlichen Erkenntnis nicht zugänglich. Erst Darwin*) setzte, nach den Vorarbeiten besonders von Goethe und Lamarck, die Biologie in ihr gebührendes Recht ein.

*) Ch. Darwin „Über die Entstehung der Arten“ 1859.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alle diese Wissenschaften nun haben eine unermeßliche Fülle von Erscheinungen und Gesetzen für alles Werden und Vergehen nachgewiesen, innerhalb deren sich das Leben in der Welt vollzogen hat und vollzieht, auf eine allgemeine Formel aber haben sie das Werden und Vergehen nicht gebracht, so sehr dieselbe auch aus den Einzelarbeiten hätte hervorgehen müssen.

Die biologische Formel für alles Werden und Vergehen ist der Wirbel der Weltkraft.

Kosmische Wirbelkraft. Centripetale und centrifugale Wirkung des Wirbels gleich Eigenart und Neuschöpfung.

Überall sehen wir den Wirbel der Weltkraft tätig, ja wir sehen ihn heutzutage mit unsern leiblichen Augen in den allergrößten wie in den allerkleinsten Dingen. Wir sahen ihn vorhin zunächst in den Copernikanischen revolutionibus orbium caelestium, d. h. in den Bewegungen der Weltkörper, und vermöge des Riesenteleskops in den Urnebeln, wir haben ihn aber ebenso unter dem Mikroskop vor Augen in den wilden spiraligen Bewegungen der Protozoen eines Wassertropfens.

Was wir Schwere nennen, ist nichts Anderes, als die Anziehungskraft der Erde. Diese Anziehungskraft aber besteht wiederum in nichts Anderem, als in der centripetalen Schwungkraft oder Wirbelkraft der Erde, die Newton als Gravitation nicht bloß als der Erde, sondern als allen Körpern angehörig nachgewiesen hat. So ist der Magnetismus nur eine z. B. im Magneteisenstein aufgespeicherte, zugleich mit der Kraft neuen Wachstums begabte Wirbelkraft der Erde, die so recht anschaulich in der Tatsache zu Tage tritt, daß, wenn man zwei Magnete einander nähert, der Nordpol des einen immer die Curve zum Südpol des andern und dieser wieder die Curve zu einem neuen Nordpol anstrebt. Und ist es im geringsten anders bei der Elektrizität? Auch da stoßen sich die gleichnamigen Ströme ab und meiden es, in einander zurückzukehren, nur ungleichnamige Elektrizitäten ziehen sich an, um Neues zu bilden.

Da ferner auch die atmosphärische Luft unter dem Einflusse der Erdanziehung, d. h. der Erdwirbelkraft steht, werden die auf- und absteigenden Luftströme durch dieselbe verschoben, und da die Temperaturunterschiede zwischen den Äquatorialgegenden und den höheren Breiten sehr grosse und sehr beständige sind, entsteht — trotz unzähliger Wechselverhältnisse an einzelnen Stellen — das allgemeine Circulationssystem der Luftströmungen. Gewissermaßen als von der centrifugalen Kraft der Hauptströmung abgeschleuderte Teile erscheinen jene Luftwirbel, die man in kleinster Gestalt als Windhosen, in größerer Form als Wirbelstürme unter den Namen Cyklon, Tornado, Teifun, Hurrikane kennt und fürchtet. — Den hauptsächlichen Luftströmungen aber, besonders den lange wehenden Passatwinden, haben im wesentlichen auch die Meeresströmungen als Driftströmungen ihr Dasein zu danken, die außerdem noch durch die Wirbelkraft der Erde in ihrer Richtung weiter bestimmt werden. In diesem Sinne spricht man geradezu von einer Rotation des Meeres. — Es ist auch eine immanente Wirbelkraft, welche die Krystalle hervorruft, indem sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die kleinsten Teile (Atome) vieler flüssiger Körper beim Eintritte geeigneter Umstände, nämlich teils bei der Abkühlung ihrer Dämpfe (z. B. Schwefel), teils beim Erstarren aus dem geschmolzenen Zustande (Eis), teils bei der Verdunstung ihrer Feuchtigkeit (Salze), in eine derartige Bewegung versetzt, daß sie mehr oder weniger schnell eine durch ebene Flächen begrenzte feste Gestalt annehmen, für deren Art wahrscheinlich die Natur ihrer Atome maßgebend ist. Immer ist die Neigung zur Bildung paralleler Flächen vorhanden, sodaß die höchstentwickelten, die vollflächigen Krystalle, von lauter Flächenpaaren begrenzt sind. Diese parallele Richtung der Flächen deutet auch auf ein Kreisen der Bildungskraft hin, wenn dieselbe auch wegen irgend welcher Einwirkungen nicht gerundete Gestaltungen hervorzubringen vermag.

Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß auch in den chemischen Urstoffen eine latente Kraft enthalten ist, welche in der Erscheinungsform der Affinität oder chemischen Anziehung beim Zusammenbringen zweier chemischer Körper mit einem Male wirksam wird und einen neuen chemischen Körper bildet. Auch sie wird uns wie beim Magneten als aufgespeicherte und beim Freiwerden neue Kraft bildende Wirbelkraft der Erde verständlich.

Was ist die Wärme Anderes, als Wirbelkraft? Was ist sie Anderes in Gestalt der Sonne und in der als Holz und Kohle aufgespeicherten Sonnenwärme?

Tun wir dann einen Blick in die organische Welt, so drängen sich vor unsern Blicken die Beispiele für die Wirbelform der Lebenskraft. „Auf rein chemischem Wege*) oder, wie wir es ansehen, durch den Wirbel der Urkraft bildete sich aus rein anorganischen Kohlenstoffverbindungen jene höchst zusammengesetzte stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindung, welche wir Plasson oder Urschleim nennen, und welche der älteste materielle Träger aller Lebenstätigkeiten ist. Aus Plasson bestanden die ältesten Urwesen, so geartet wie die Moneren, d. i. die einfachsten Organismen, die wir heute kennen, deren Körper bloß eine solche eiweißartige Substanz ausmacht, und die, da sie ohne Organe sind, nur insofern zu den Organismen gerechnet werden können, als sie gleichwohl wirbelnde Bewegung haben und die organischen Lebenserscheinungen der Ernährung und Fortpflanzung, der Empfindung und der Bewegung zu bewirken imstande sind. Es gibt noch heute solche Moneren, und zwar Pflanzenmoneren und Tiermoneren, von denen die Pflanzenmoneren die ältesten sind und in unsern Teichen und Wassergräben vorkommen. Sie stehen vollkommen auf der Grenze zwischen anorganischen und organischen Naturkörpern. Schon bei ihnen ist es die centrifugale Wirkung des immanenten Naturwirbels, welche die Teilung und Vermehrung hervorruft. Aus einer Urform, wie wir sie noch heute in den Moneren finden, entstanden aber später einfache Zellwesen, und zwar dadurch, daß sich die Plassonmasse derselben in zwei Stoffe differenzierte, von denen einer den Kern (Nucleus) der Zelle, der andere weichere den Zellenleib bildete. Diese Bildung zweier Stoffe aus einem Urwesen bei seiner Teilung können wir noch heute bei manchen niedern Urwesen (z. B. Gregarinen) beobachten. Die Erklärung für die Bildung des besonderen Zellenkerns

*) So Häckel, Anthropogenie 5 A. II, S. 521.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden wir aber wiederum in der centripetalen Wirkung der Urwirbelkraft finden, durch welche somit die Entwickelung einer lebendigen Eigenart herbeigeführt wird. Auch wird dadurch verständlich, daß der Zellenkern nichts Anderes ist, als ein Zellenkeim, denn in ihm hat sich die zur Fortsetzung des Daseins durch Neugestaltung drängende Lebenskraft konzentriert. Auch solche Einzel-Urzellen giebt es noch heute in Gestalt der formlosen Amoeben, die in süßen und salzigen Gewässern unseres Erdteils zu finden sind. Eine solche selbständige Zelle ist nichts Anderes, als ein selbständiges Ei, ein Urei. Sie hafteten an etwas fest als Urpflanzen (Protophyten), oder sie bewegten sich als Urtiere (Protozoen). Doch sind die Urpflanzen älter und die Urtiere erst aus ihnen durch Umkehr des ursprünglichen Stoffwechsels entstanden.*) Auch hier erkennen wir die rückläufige Kurve der schraubenförmigen Weltkraftbewegung, des Weltkraftwirbels. Die Zelle ist von Schleiden als der Grundbestandteil eines jeden pflanzlichen oder tierischen Organismus auf Erden, also auch des menschlichen Leibes, nachgewiesen worden. Ihre einfachste Form ist kugelig, doch zeigt sie außerdem eine endlose Mannigfaltigkeit der Form, durch die sie zur Anpassung befähigt wird. Die meisten Zellen sind dem blossen Auge unsichtbar, doch manche sind viel grösser, z. B. als Muskelfaser oder Nervenfaser vielfach meterlang. Die Zellen sind selbständige Wesen, denn sie können an beliebigen Stellen ihrer Oberfläche Nahrung aufnehmen, also fressen, und sie können sich fortpflanzen. Beide Tätigkeiten sind Erscheinungsformen der fortwirkenden Weltkraft, die erstere von zentripetaler, also arterhaltender, die andere von zentrifugaler, also neubildender Natur. In der Vermehrung der Zellen und in der Weiterentwickelung der Organismen durch Häufung der zur Bildung ihrer Organe erforderlichen verschiedengestalteten Zellen finden wir wieder die wirbelnde Lebenskraft tätig. Die Vermehrung, welche am einfachsten durch spontane Zellenteilung, aber auch noch auf andere Art, nach Vollendung des Wachstums erfolgt, wird durch die centrifugale Kraftbewegung hervorgerufen. Bei der Vermehrung zu getrennten gleichartigen Einzelwesen wirkt zugleich die centrifugale Kraft des Wirbels neubildend und abtrennend, die centripetale Kraft aber arterhaltend. Bei der Vermehrung durch Zellenanhäufung, durch welche die Herstellung und Erhaltung eines neuen, komplizierten Organismus, z. B. eines Tierkörpers, ermöglicht wird, wirkt ebenso die centrifugale Kraft des Wirbels neubildend, aber nicht abtrennend, und innerhalb der Form des durch Häufung neugebildeten Körpers wirkt nun auch die centripetale Kraft nicht mehr stark genug, um eine genaue Arterhaltung für die Einzelzellen durchsetzen zu können. Dieselben ändern sich dem Bedürfnisse der neuentstandenen Art entsprechend und zwar in einer für die entstehenden Organe derselben passenden verschiedenartigen Weise.

Bei den höheren Organismen, sowohl Pflanzen als Tieren, entstand infolge des centrifugalen Kraftstroms eine Sonderung der Geschlechter. Auch durch die Zeugung setzt sich der Wirbel der Weltkraft wieder in centrifugaler Wirkung fort, mit centripetaler Kraft das Erzeugte entweder zur höchsten Stufe der gleichen Art wie die

*) Häckel, Anthropogenie II, S. 540.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eltern heranbildend, oder unter veränderten Lebensbedingungen zu neuer Eigenart entwickelnd. Ordnete die Urweltkraft die zur Fortzeugung nötigen Organe als fortbildenden Ausgang des ganzen Körpersystems an, so betätigt sie ihren wirbelnden Umschwung auch schon in den vorhergehenden Körperorganen. Die Zirkulation des Saftes in den Pflanzen, wie der von Harvey entdeckte Umlauf des Blutes im Tier- und Menschenkörper sind solche Kraftwirbel, die nicht etwa eine reine Kreisbewegung, sondern eine dem Kreise verwandte Schrauben- oder Wirbelbewegung darstellen, insofern sie wieder zu einem Ausgange, zur Samen- bez. Eibildung und somit zur Neubildung hinstreben. Der Prozeß der Geburt selbst vollzieht sich höchst charakteristischer Weise in schraubenförmigen Windungen.

Auch der Verdauungsapparat vollzieht peristaltische d. h. schraubenförmige Bewegungen, und zwar nicht, um den Inhalt zu entleeren, das ist nur eine Notfunktion, sondern zu dem Hauptzwecke, das Blut zu bilden, welches den Organismus ernährt. Seine Tätigkeit stellt also das selber schon wirbelartige Vorbereitungsstadium zum Blutumlaufe dar, in welchem, wie wir gesehen haben, die Naturkraft schließlich zur Neuzeugung hindrängt, beim Menschen aber noch vorher den in eigenartiger Weise hoch ausgebildeten Denkapparat, das Gehirn, in Funktion erhält und immer weiter entwickelt.

Sehr beachtenswert sind am tierischen und menschlichen Organismus auch gewisse äußere Erscheinungen des Wirbels, so die spiraligen Linien auf der knorpligen Zwischenwirbelscheibe menschlicher Rückenwirbel,*) ferner die Wirbelform der Behaarung auf der menschlichen Schädelhaut, die spiraligen Hautfurchen auf der inneren Handfläche und der Innenseite der Finger, zumal der äußersten Fingerglieder.

Der Wirbel der Weltkraft in der Entwickelung der Arten bis zum Menschen.

Grössere Curven solcher Weltkraftwirbel, als beim Individuum zu finden sind, beschreiben die Arten der Organismen von der Zelle bis zum Menschen, die in derselben Weise, wie die Individuen, werden und vergehen. Die centrifugale Lebenswirbelkraft ließ aus einer vorhandenen Art bei sich ändernden, z. B. durch erhöhte Konkurrenz sich erschwerenden Lebensbedingungen neue Arten entstehen, die sich besser anpaßten und entwickelten, während die centripetale Kraft die älteren zwar durch Vererbung zur geschlossenen Individualität gebracht hatte, sie aber in der gesteigerten Konkurrenz, d. i. im Kampfe ums Dasein, infolge geringerer Anpassungsfähigkeit vielfach verkümmern und vergehen ließ. Den neuen Arten aber erging es, wie den älteren, und jüngere überholten sie. Jedesmal fand eine Veränderung der Tierarten statt in Gestaltung, Gliederung, Bewaffnung, Ausrüstung, in der Einrichtung der Lebensorgane, wie Haut, Lunge, Mund (Schnabel), Magen und Darm, Augen,

*) S. Abbildungen bei Häckel, Anthropogenie II, S. 175.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ohren u. s. w. — Der Mensch bildet das letzte Glied in der unendlich langen Reihe der durch die wirbelförmige Weltkraft hervorgerufenen Entwickelungen, und wir sind darmit zu einem Punkte gelangt, der schon am Anfange unserer Erörterungen betrachtet worden ist. Von einer Vorstufe solcher Tierwesen, denen in dunkler Unklarheit allerlei Anlagen der späteren Menschennatur und zugleich Affennatur eigen waren, haben sich vermöge der weiter drängenden centrifugalen Weltlebenskraft, die auch bei ihnen als Hunger und Liebe, d. h. Zeugungstrieb, auftrat, allmählich im Kampfe ums Dasein neue Arten abdifferenziert und in zunehmend centripetaler Wirkung derselben Lebenskraft sich mehr und mehr eigenartig entwickelt. Die unvollkommeneren dieser neuen Arten waren die verschiedenen Arten der Menschenaffen, die vollkommeneren waren die in unterschiedlichen Rassen entstehenden Tiermenschen, die wegen der anfangs geringeren Unterschiede von der anderen Abzweigung auch als Affenmenschen bezeichnet werden können. Jene waren sprachlos und geistlos und blieben vermöge der bei ihnen wirkenden centripetalen Lebenswirbelkraft in ihrer Eigenart. Bei den Affenmenschen brachte die centripetale Kraft des Weltwirbels einen gesteigerten Familiensinn und in Verbindung damit die Sprache und also die Vernunft hervor.

Der Wirbel der Weltkraft in den Bewegungen der Völker.

Nun finden wir in den Familien, Phylen oder Stämmen, Völkern der Menschheit dasselbe Bild. Der Wirbel der Weltkraft brachte durch die centrifugale Bewegung immer neue hervor, durch die centripetale Bewegung zur festen Gestaltung, zur Blüte, aber auch zum Welken, Altern und Vergehen, während meistens bereits wieder eine Abschleuderung und Neubildung durch die centrifugale Wirbelbewegung vor sich gegangen oder wenigstens vorbereitet war. Der Naturtrieb der Völker geht wie früher, so noch heute, auf Vereinigung und auf Teilung oder, was dasselbe ist, auf Selbsterhaltung und Neubildung zu gleicher Zeit. Das großbritannische Königreich erstrebt möglichst centripetale Einheitlichkeit, Irlands centrifugale Neigungen widersprechen derselben. Spanien strebt seine Einheit zu erhalten, Catalonien, die in menschlicher Entwickelung am weitesten vorgeschrittene Provinz, möchte sich unabhängig machen. Gleiches ist in der nördlichen Hälfte Italiens der Fall, wo man die südliche Hälfte als Hemmnis empfindet. Ähnliches glauben manche auch bei dem bairischen Volke gegenüber dem großen kaum geeinigten Deutschen Reiche zu erkennen, wenn gleich in diesem Falle nicht eine höhere Kulturentwickelung, sondern andere selbstsüchtige Motive gewisser Bevölkerungsgruppen das centrifugale Element bilden. Die Bewohner der skandinavischen Halbinsel sind auf politische Solidarität angewiesen und demgemäß meist vereinigt gewesen, aber Norwegen hat sich davon abdifferenziert. Die Ungarn sind bestrebt, ihr Königreich zu konsolidieren und die fremden Nationalitäten mit dem Magyarentum zu verschmelzen, die kroatische Völkergruppe aber strebt nach nationaler Unabhängigkeit und eigenem Staatswesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch aus der Geschichte lassen sich Beispiele für gleichzeitige Blüte, Entartung, Verkümmerung, Neuschöpfung bei den Völkern in Menge anführen, und es möge hier nur zweier besonders berühmter kurz gedacht werden.

In welcher wunderbar regelmäßigen und lehrreichen Weise vollzieht sich die wirbelartige Entwickelung des Staates der Athener vom patriarchalischen Königtum durch die aristokratische Interessenherrschaft, die gemäßigte Republik Solons, die Tyrannis, die darauf reagierende rein demokratische Republik und schließlich die völlige Pöbelherrschaft hindurch bis zur politischen Indifferenz und Impotenz und dem Verluste der politischen Existenz an die neu aufgetretenen Makedonier! Und da der Staat die höchste sittliche Form menschlichen Erdenlebens ist, so war diese ganze Entwickelung des athenischen Staatslebens nur eine Abbildung von der sittlichen Entwickelung des athenischen Volkes, welches mit seiner hohen Kultur, aber schwindenden sittlichen Tüchtigkeit in die frische Volkskraft der Makedonier einmünden mußte, um das neue Gebilde des Hellenismus schaffen zu helfen.

Es bedarf keines ausführlichen Nachweises, daß sich derselbe Entwickelungsgang, nur in viel größerem Maßstabe, bei den Römern wiederholte, bei denen das Jahr 133 v. Chr. in so recht augenfälliger Weise den Höhepunkt der centripetalen Kraftentfaltung und Reichsvergrößerung, zugleich aber mit der pergamenischen Erbschaft den unaufhaltsamen sittlichen Niedergang mit seiner centrifugalen auflösenden Wirkung bezeichnet. Auch das Römerreich, in der Kaiserzeit schon wiederholt in Teilreiche zerfallen und seit Theodosius endgültig in zwei Hälften geteilt, wurde von übermächtigen Wirbelströmen frischer germanischer Volkskraft völlig zerrissen und mußte mit seiner Kultur in staatliche Neubildungen von barbarischer Art einmünden. Auf weitere weltgeschichtliche Vorgänge dürfen wir verzichten.

Der Wirbel der Weltkraft in dem geistigen Leben der Menschheit. Kunst. Philosophie. Glauben.

Dahingegen haben wir einen Blick auf die Erscheinung des Weltkraftwirbels in der geistigen Natur des Menschentums zu werfen. Denn wenn auch anfangs die Wirbelkraft des Lebens den Menschen nicht anders als das Tier nur in Gestalt von Hunger und Liebe in den Kampf ums Dasein trieb und zu seinen verschiedenen Bestrebungen führte, den Jäger der Urzeit, den Nomaden, den Pflanzer und Bauer, den Handwerker, den Kaufmann, so sind doch jene Urmotive mit der Zeit mit höheren Motiven und Interessen verschmolzen bez. von ihnen veredelt worden.

Und in den mehr oder weniger rein geistigen Interessen der Künstler, der Forscher, der Entdecker erkennen wir wieder die Wirbelbewegung der treibenden Urkraft. Die ägyptische und die vorderasiatische Kunst z. B., sie erstarrten durch centripetale Schwingung im Heimatlande, aber sie verjüngten sich, centrifugal abgeschleudert, in der griechischen Kunst. Auch diese machte einen wundervollen Entwickelungsgang bis zur schönsten Blüte durch, aber sie sank allmählich, mit der römischen verschmelzend, zum Kunsthandwerk herab, und auch dies erstarrte schließlich in der christlich-byzantinischen Kunst. Aber der Kreis schloß sich nimmer,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vielmehr erstand der Antike ein verjüngtes Abbild jugendkräftig in der Kunst der Renaissance.

Ganz ähnlich erging es mit der Dichtkunst. Welche bewundernswürdige organische Entwickelung zeigt das unvergleichlich begabte Volk der Griechen in der Poesie! Wie entwickelte sich in regelmäßiger, sogar in Hinsicht auf die metrische Form folgerichtiger, Wirbelbewegung nach der Epik die homerische Hymnenpoesie, die politische Elegie, die subjektive Elegie, die subjektive Melik, die Chorik, das Drama, immer eins aus dem andern! Und wie wirkte die griechische Poesie befruchtend nicht nur auf die der Römer, sondern auch auf diejenige der späteren Völker, vor allen der Deutschen! Eine ebenso wunderbare organische Entwickelungsreihe sehen wir in den philosophischen Systemen der Griechen vor uns. Immer wenn das eine abgewirtschaftet zu haben scheint, ist von ihm längst der Keim zu einer Neuentwickelung ausgegangen. Aber auch die Philosophie der Griechen wirkte wie die Poesie weiterzeugend bis in spätere Jahrtausende hinaus. Von ihnen stammt der Pantheismus, die philosophische Annahme einer Einheit von Gottheit und Weltall. Nachdem Xenophanes von Elea zuerst ausgesprochen, daß „Gott Eins und Alles" sei, die Stoiker ebenfalls Gott und Welt als Eins gesetzt hatten, indem Gott die bildende Kraft der Materie sei, hat dann Giordano Bruno (verbrannt 1600) wieder derselben Idee Ausdruck gegeben, indem er sagte, daß eine Weltseele das Ganze durchdringe, eine schaffende Vernunft als innerlicher Künstler die Materie bilde. Die höchste Ausbildung erfuhr der Pantheismus wieder fünfzig Jahre später durch Spinoza, der die Substanz, aus der alle endlichen Realitäten sich abmodifizierten, als Gott bezeichnete. Der spinozistischen Anschauung stand Goethe nahe. Immer wieder von neuem und in immer verjüngter Gestalt wälzt der Wirbel der pantheistischen Weltanschauung in den Geschlechtern der Menschen sich um. Und mit dem Gegenteil der freien geistigen Forschung, dem Glauben, dem Mythus und dem Aberglauben ist es nicht anders. Erhebt doch, um nur eine Einzelheit hervorzuheben, der Bilderdienst, auch wo er durch eine höhere Religion völlig beseitigt war, unmerklich immer wieder sein törichtes Haupt. Die Israeliten beteten zeitweise das goldene Kalb an statt des unsichtbaren Jehova, und der Buddhismus ist meist in Götzendienst ausgeartet. Ebenso ist aber auch umgekehrt das Gute und wahrhaft Menschliche nicht tot zu kriegen. Immer wieder hat die centrifugale Wirbelkraft des Verlangens nach Wahrheit und Gerechtigkeit forschende Geister zum Suchen und Prüfen, sowie auch herzenswarme, eifrige und selbstverleugnende Naturen als Religionsstifter und Reformatoren zum Lehren und Bessern getrieben, freilich ist allezeit zugleich die centripetale Triebkraft tätig gewesen, die gefundene Wahrheit durch einseitige Ausdeutung zu verunstalten und edle Religionssysteme durch Mangel an Verständnis, sowie durch Selbstsucht, Prunk, Gewalt und Hinterlist unkenntlich zu machen.

Der Weltkraftwirbel in der Sprache.

Wenn wir nun früher erkannten, daß alles Menschentum auf der Sprache beruht, so ist es ganz selbstverständlich, daß wir auch in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprache, ja gerade vorzugsweise in ihr, die Wirbelbewegung der Weltkraft sich betätigen sehen.

Wie im Weltraum kosmisches Leben entstand, indem aus Nebelflecken durch die wirbelnde Weltkraft vermöge einer Verdichtung der Urmasse Sonnensysteme hervorgerufen wurden, d. h. Hauptmassen zu Sonnen wurden, um welche herum kleinere Bildungsansätze, schließlich losgerissen, als Planeten weiter kreisen mußten, gerade so entwickelte sich an verschiedenen Stellen unserer Erde, auf jetzt verschwundenen Kontinenten, ebenso in Afrika, Amerika, Australien, vor allem aber in Asien und Europa, ein Sprachleben.

Innerhalb größerer Bezirke, die vielleicht gewisse Bedingungen des Klimas, des Bodens, der Nahrungsmittel gemeinsam hatten, entwickelten sich aus primitiver Sprachmaterie, von der nachher die Rede sein wird, durch den centripetal wirkenden Weltkraftwirbel und durch die von ihm herbeigeführte Verdichtung jener Sprachmaterie zu gleicher Zeit undeutliche Ansätze kleinster Familiensprachen und zugleich umfassenderer Geschlechtersprachen, Urstammsprachen, Urvolkssprachen, indem sie alle, anfänglich nur wenig unterschieden, zum Ganzen strebten. So gab es umfangreiche primitive Sprachgebiete von innerer Verwandtschaft. Aber zu gleicher Zeit brachte die wirbelnde Gesamtbewegung vermöge ihrer centrifugalen Wirkung manche Zusammenhänge zum Reißen, manche Primitivansätze zu tatsächlicher Selbständigkeit als Sprachgruppen, und es bildeten sich vermöge der in ihnen fortschreitenden centripetalen Verdichtung gesonderte Sprachsysteme, die gleichwohl mit den andern zur Gesamtgruppe gehörigen in Verwandtschaft blieben. Die centripetale Kraft der engeren Wirbel führte schneller zu eigenartigen Gebilden. Dann wiederholte sich auch bei ihnen derselbe Prozeß, und die Einzelbildungen vermehrten sich unbeschadet der allgemeinen Verwandtschaft in immer engeren Grenzen. Aus den Sprachgruppen wurden so deutlicher begrenzte Sprachstämme, Sprachfamilien, Sprachen, Dialekte, Hauptmundarten, Untermundarten. So ist in allen Sprachbildungen noch immer zu gleicher Zeit ein Werden, ein Vergehen und ein Wiederneuwerden bemerkbar.

Diese Entwickelungen haben sich in sehr langen Zeiträumen vollzogen. Das Menschengeschlecht ist zwar von gestern im Vergleich zu dem Milliardenalter der Erde, denn sein Eigendasein lässt sich durch wissenschaftliche Nachweisungen nur bis auf etwa 100,000 Jahre, durch berechtigte Annahme bis auf etwa 300,000 Jahre vor der Gegenwart zurückführen.*) Aber im Vergleiche zu dem geringen Zeitraume von etwa 7000 Jahren, den wir vom Lichte oder vom ersten Dämmerschein der Geschichte erhellt sehen, ist die Vorzeit des Menschen immerhin beträchtlich lang. Der Beginn der menschlichen Eigenart ist auch nicht überall gleichzeitig eingetreten, und wo er eintrat, geschah das nicht überall in gleicher Weise. Ebensowenig ist die Fortentwickelung eine gleichartige gewesen. Wie bei den Tierarten ging es auch hier. Bei den einen führte der centripetale Wirbel zu früherem Abschlusse der Eigenart, und sie blieben auf einer primitiven Kulturstufe und also auch auf einer primitiven Sprachstufe —

*) S. Wollschläger, Handbuch der Urgeschichte. Lpz. 1880.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denn Sprache macht die Kultur — stehen. Andere führte die innewohnende centrifugale Weltwirbelkraft zu weiterer, wieder andere zu noch weiterer Entwickelung. Neger, Australier, Indianer, verschieden an Wert der Eigenart, stehen doch alle ihrer Natur nach hinter den Europäern überhaupt zurück. Der Centripetalschwung der Weltkraft arbeitete überall auf eine einheitliche Menschenbildung hin und erreichte diese Einheit auch in der Bildung der charakteristischen gemeinsamen Organe, wie des Gehfußes und des vergrößerten Gehirns, aber sie erreichte diese Einheit in vieler Beziehung nicht, z. B. in der Behaarung, der Hautfarbe, der Schädelbildung, dem ganzen Körpertypus. Denn hindernd wirkte ihr entgegen die gleichzeitig wirkende centrifugale Wirbelkraft, welche zur Absonderung, zur Einzelcentripetie, zur Rasseneigenart führte und höhere und niedere Rassen schuf. Ganz ebenso erging es auch mit den Sprachen. Die Centripetalkraft arbeitete überall auf eine einheitliche Sprache hin und erreichte diese Einheit in der Bildung von Sprachedellauten, die in allen Sprachen, wenn auch in verschiedenem Maße vorhanden sind und ein dem Menschen unbewußtes System, also das Sprachmaterial einer Ursprache bilden. Gleichwohl kam es zu keiner Ursprache, zu keiner Einheit der Sprache, weil die Centrifugalkraft diesem Prozesse entgegenwirkte, sodaß getrennte Sprachgruppen entstanden, von denen die einen als unvollkommene, die andern als vollkommenere erscheinen, insofern nämlich die letzteren zur Satzbildung, und damit zu höheren geistigen Aufgaben befähigt waren.

Im einzelnen wissen wir über das Werden der grossen Sprachengruppen auf der Erde und ihre Schichtungen ebenso wenig, wie über das Werden und die Schichtungen der Rassen. Auch für die Gegenwart ist eine scharfe Abgrenzung und systematische Einteilung nicht überall völlig durchführbar, weder bei Rassen noch bei Sprachgruppen. Aber es lassen sich für die Vergangenheit wie für die Gegenwart zweifellos Haupttypen unterscheiden, und dabei erkennen wir ebenso zweifellos Unterschiede in dem Werte ebensowohl der Rassen wie der Sprachengruppen.

Die Wirbelbewegung der Weltkraft in der asiatisch-europäischen Sprachengruppe.

Von allen Sprachgruppen ist die asiatisch-europäische die für die Entwickelung menschlicher Kultur wichtigste gewesen.

Die riesige Ausdehnung dieser Gruppe hat nichts Befremdenderes, als diejenige der Indianersprachen, die sich heute über den ganzen Kontinent von Amerika von Pol zu Pol ausdehnen und in Verwandtschaft mit einander stehen. Wie die Vertreter jener asiatisch-europäischen Sprachengruppe in ihrem weiten Lande während geschichtsferner Urjahrtausende entstanden, wohnhaft und verteilt gewesen sind, darüber ist nichts bekannt, und man hätte gar keine Berechtigung oder Veranlassung, eine urferne Zusammengehörigkeit für sie anzunehmen, wenn nicht sprachliche Gründe dazu drängten. Aber im Gegensatze zu andern Sprachgruppen der Welt ist ein Zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sammenhang zwischen dem Tibetanisch-Chinesischen, den altaisch-turanischen Sprachen, dem Ägyptischen, den semitischen und den indogermanischen so in die Augen fallend, daß man an eine urferne Zusammengehörigkeit und lokale Nachbarschaft der ersten Ansätze der entsprechenden Völker denken muß. Wenn wir auch die Chinesen in China, die Ägypter in Ägypten, die Semiten bis nach Arabien hinein, die Indogermanen größtenteils in Europa finden und wenn auch die Gelehrten, wie wir nachher noch sehen werden, die Heimat der Indogermanen bald nach Europa, bald nach Asien verlegten, wie sie auch die Semiten bald aus Arabien, bald aus Assyrien herleiteten, so erinnert die sprachliche Verwandschaft aller dieser Völker doch immer wieder daran, daß man unter den späteren Schichtungen von grosser Ausbreitung auch in der asiatisch-europäischen Sprachengruppe die älteren einer engeren Nachbarschaft vorauszusetzen hat. Und so werden wir nicht umhin können, uns von der Bildung und Entwickelung der wichtigsten Sprachengruppe, der Trägerin der menschlichen Kultur, folgendes Bild zu machen:

Auf dem großen innerasischen Hochlande samt seinen Randgebirgen wohnten urasische Völker, welche es in der centripetalen Gestaltung der Sprache alle zunächst bis zur Bildung von Edellauten und einfachsten Komplexen derselben, sogen. Wurzeln, brachten. Der centrifugale Trieb des physischen Bedürfnisses, d. h. der Hunger, veranlaßte zuerst den östlichsten Teil jener Völker vom Thianschan her am Küen-Lün entlang durch Ost-Tibet zum Quellgebiet des Hoang-ho zu ziehen und den Strömen folgend neue Wohnsitze zu suchen. So zog das Volk der Chinesen aus. Dasselbe entwickelte sich in centripetaler Bewegung zur Eigenart und blieb auf dem sprachlichen Standpunkte der einsilbigen Wurzelbildung stehen. Im Chinesischen ist uns der Niederschlag jener ursprünglichen einsilbigen Wurzelsprache erhalten, welche die innerasiatischen Urvölker den Hauptelementen nach gemeinsam besaßen.

Wahrscheinlich westlich vom Thian-Schan lag die Heimat der Ur-Turanier, in deren Sprachen sich ein Zusammenschweißen mehrerer unveränderter Wurzeln zu neuen Lautkomplexen vollzog. In urfernsten wie in jüngeren Zeiten strahlten von hier Sprachen- und Völkerbewegungen nach allen Himmelsrichtungen aus, die der Japaner und Mongolen nach Osten, die der finnisch-ugrischen Völker zum Ural und über ihn hinaus, in historischer Zeit die der tartarischen und türkischen über Vorderasien und Ost-Europa. Der Turanismus blieb infolge seiner centripetalen Eigenartung auf der Stufe der mechanischen Wurzelansatzsprachen stehen.

Auf der langen halbmondförmigen Gebirgsreihe, welche vom Altaigebirge bis Armenien hin das dürre westliche Turan umrahmte, wohnte in urfernen Zeiten wahrscheinlich eine dünne Bevölkung, die vorzugsweise Viehzucht trieb und zum Umziehen und Auswandern geneigt war. Auf dem nordöstlichen Teil des Bogens waren es die späteren Arier im weiteren Sinne (Waldgebirgs- oder Höhenbewohner), auf den südwestlichen vom Paropamisus bis zum Elbrus und Zagrosch die nachherigen Semiten. Als beide bei überaus einfachem Sprachbestande sich sprachlich noch sehr wenig unterschieden, auch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verwandtschaft mit der benachbarten turanischen Sprachfamilie noch ganz lebendig war, sonderte sich eine Gruppe, die vermutlich in der Gegend des gemeinsamen Winkels, vielleicht im heutigen Afghanistan, heimisch war, ab und zog allmählich bis zum Euphrat und weiter nach dem Nilande, wo die Ankömmlinge eine dünne Herrenschicht in der vorgefundenen hamitischen oder libyschen Bevölkerung bildend und vieles aus der Landessprache annehmend die ägyptische Sprache schufen. Die ägyptische Sprache, durch centrifugale Bewegung hervorgerufen, durch centripetale Bewegung aber immer eigenartiger entwickelt, bezeichnet somit, abgesehen von dem hamitisch-libyschen Sprachkörper, der sie trug, den Stand des noch ungetrennten Arisch-Semitischen, bei dem dazu noch ein starkes Urelement des Turanischen wahrzunehmen ist. Das Ägyptische hat sich nur noch während des Mittelalters im Koptischen erhalten, dann ist es von der stärkeren Schwungkraft des eingedrungenen Arabischen mitgerissen worden und verschwunden.

Die Sprachen der semitischen Völker entwickelten sich bei zunehmender Ausdehnung ihres Bereiches vermöge der innewohnenden centripetalen Wirbelkraft immer mehr zur Eigenart und sonderten sich immer mehr von Turaniern, Ägyptern und Ariern ab, während zugleich die centrifugale Kraft sie wieder in das Assyrisch-Babylonische, Aramäische, Arabische, Hebräische u. s. f. auseinandergehen ließ.

Wie ein noch übrigbleibender Sonnenkörper erscheint die großarische oder indogermanische Völker- und Sprachenwelt, die freilich auch ihrerseits den Prozeß weiter fortsetzte und noch immer fortsetzt. Im Gegensatze zum Semitismus und Turanismus sich durch centripetale Bewegung konsolidierend, unterlag sie doch auch der gleichzeitig wirkenden centrifugalen Triebkraft und sonderte einzelne Völker- und Sprachengruppen ab. Deutlich sind zunächst zwei einzelne Wirbelcentra oder nach der organischen Analogie zwei bei der Zellenteilung entstandene Kerne zu erkennen, die arische Gruppe im Süden und die europäische im Norden. In jeder dieser beiden Gruppen und danach in jeder ihrer Unterarten setzte sich der gleiche Doppelvorgang fort. Im Indischen, Iranischen und Armenischen einerseits, im Griechischen, Italischen, Keltischen, Germanischen, Litthauischen, Lettischen und Slavischen andererseits kam es auf den Wanderzügen und auf dem Boden einer neuen Heimat jedesmal ebensosehr zu einer Einheitlichkeit des sprachlichen Gesamtcharakters, wie zu einem Zerfall in Einzelsprachen und Dialekte.

So gab es beispielsweise vor jeder Geschichte und Sage ein griechisches Ursprachmaterial, dessen unzählige Familien- und Geschlechter-Sprachansätze auf dem ursprünglichen Boden, dann auf der Wanderung, dann in einer neuen Heimat an Verwandtschaft und Gleichartigkeit gewannen und sich doch zugleich zu Hauptdialekten differenzierten. Diese finden wir beim ersten Lichtschimmer der Sage und der Geschichte vor. Eine Menge teilweise recht unähnlicher Mundarten umfaßte der äolische Dialekt, andere der dorische, wieder andere der ionische Dialekt. Dieser wurde der Kern für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine neue Phase centripetaler Entwickelung. Denn er bekam zuerst in einer älteren, nicht ganz ungemischten Form, dem Homerischen Jonisch, dann in dem jüngeren Jonisch des Herodot, schließlich aber besonders in der attischen Mundart eine übergreifende Bedeutung, sodaß dieser attische Dialekt zur höchstentwickelten und deshalb allgemeinen griechischen Schrift- und Bildungssprache wurde. Aber auch jetzt blieb die centrifugale Gegenbewegung nicht aus. Denn nachdem das Attische den Höhepunkt erreicht hatte, erfuhr es allmählich infolge seiner Ausbreitung über die ganze Alte Welt, besonders durch Aufnahme dialektischer Formen und fremder Sprachelemente die Ausartung zur Koiné, d. h. zum Weltattischen, Weltgriechischen. Während die eigenen noch lebendig gebliebenen Dialekte allmählich während des Mittelalters verschwanden, bildeten sich aus der Koiné bei fremden Völkern ganz neue Sprachen, und mit der Zeit auch im Heimatlande eine einheitliche Sprache, die neugriechische.

Die Wirbelbewegung der Weltkraft im Germanischen.

Ebenso entstanden die germanischen Sprachansätze — wir wissen nicht wo? — in autochthonen und sich ausbreitenden Familien, welche wegen gleichartiger Verhältnisse des Klimas, der Nahrung, der Flora und der Fauna eine verwandte Natur hatten, ohne doch in jeder Hinsicht körperlich und sprachlich durchaus gleich zu sein. Die centripetale Wirbelkraft suchte diese urgermanischen Einzelelemente zu einem einheitlichen Ganzen zu verdichten, d. h. alle Unterschiede körperlicher und sprachlicher Natur aufzuheben, aber die centrifugale Wirbelkraft (besonders in Gestalt des Hungers oder Nahrungsmangels) sonderte umgekehrt immer wieder einzelne Gruppen ab, gleichviel ob sie anderer sich erwehrend physisch an Ort und Stelle blieben und sich unter Mitwirkung der aus dem Gesamtbereich gewonnenen Kräfte in ihren Eigenschaften und in ihrer Sprache zur Eigenart auswuchsen, oder ob sie wirklich unter Ortsveränderung und Aufnahme ganz neuer Einflüsse sich noch stärker individualisierten. So hat es eine germanische Ursprache gegeben und nicht gegeben. Niemals haben alle Angehörigen germanischen Stammes eine völlige Gleichartigkeit des körperlichen Typus und niemals haben sie eine völlige Gleichartigkeit der Sprache besessen. Aber eine hochgradige verwandtschaftliche Übereinstimmung in körperlichen und sprachlichen Verhältnissen hat es gegeben, — in körperlicher Hinsicht jedenfalls eine viel höhere, als jetzt —, nur war die Abartung, und besonders die sprachliche, beständig im Gange. Im centrifugalen Umschwunge wich der sprachliche Gesamtbestand mehr und mehr den Einzelbildungen.

Im Lichte der Geschichte und gar in schriftlicher Fixierung finden wir nur germanische Einzelsprachen vor, die denn allerdings eine innige Verwandtschaft mit einander aufweisen, sodaß man eine germanische Ursprache aus ihnen bis zu einem gewissen Grade nachträglich erschliessen d. h. künstlich konstruieren kann. Aber es ist nicht bekannt, wo ein Zentralpunkt des Urgermanentums und der germanischen Ursprache gelegen hat, es ist mithin auch nicht bekannt, welcher Weg oder welche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wege die germanischen Stämme bei ihrer centrifugalen Diffusion eingeschlagen haben. Es steht das so wenig fest, wie das ursprüngliche Heimatgebiet der Indogermanen überhaupt, für welches wir vorhin unsererseits die westlichen Gebirgsabdachungen vom Hindukusch bis zum Altai in Anspruch nahmen.*) Wenn wir die Zahl der Theorieen über die Heimat der Indogermanen um eine neue bereichern dürfen, so sprechen wir die Ansicht aus, daß die Germanen das nördlichste Glied der indogermanischen Völkerreihe bildeten und in der Tat im heutigen Südsibirien ihre Ursitze hatten, daß sie vom Altaigebirge aus am oberen Irtysch entlang über dem Ischin und den Tobol hinweg durch das Uralgebirge zur Kama oder um das Uralgebirge herum zur Wolga und an dieser aufwärts bis zum ihrem Quellgebiete zogen und teils unmittelbar ins heutige Rußland, Polen und Ostdeutschland einwanderten, teils zur Ostsee gelangten und die südskandinavischen Länder von der See her erreichten, worauf sie von hier aus südwärts dringend, die westliche Hälfte des heutigen Deutschland besetzten, aus der sich die Kelten teils schon vorher herausgezogen hatten, teils erst vor ihnen zurückwichen. Die Namen Altai in Sibirien, Waldai an der Wolgaquelle und Ardey an der Ruhr für Waldgebirge, welche entweder altindogermanischen oder germanischen Ursprunges sind, scheinen Etappen des Gesamtweges zu bezeichnen, ohne daß dabei entschieden werden kann, ob die Richtung von Osten nach Westen oder umgekehrt genommen worden ist und ob die Verleiher des Namens Ardey, falls sie nicht selbst autochthon waren, unmittelbar von Osten her oder auf dem Umwege über den skandinavischen Norden gekommen sind. Auch die Flußnamen Südsibiriens, Ob (vgl. Oppa, frz. Aube), Jenisey (vgl. Jen-a, Jen-bach, Inn, d. h. Innenstrom) dazu is = Strom und ey = Egge d. i. Gebirge, wohinter wahrscheinlich a, verkürzt in tonloses e, = Wasser ausgefallen sein wird), Lena (vgl. Lenne, Leine), Angara (Angerfluß, vgl. Angerapp), Irtisch (= Innenbergland (Ir) durchbrechender (t) Rauschestrom (üsch), Tobol (= Tobel), sind gegenüber den späteren uralaltaischen und noch späteren russischen Namen der dortigen Gegend als indogermanisch oder als urgermanisch unverkennbar.

Die Ostgermanen (besonders die Goten), die Nordgermanen und die Westgermanen im Wirbel der Weltkraft.

Die abgeschleuderte Gruppe der Germanen, die an Oder und Weichsel längere Zeit haften blieb, aber jedenfalls weiter östlich und südöstlich ausgebreitet war, vor allen die Goten, (wahrscheinlich gehörten die älteren

*) Die meisten Forscher halten für das indogermanische Urland kräftig an Asien fest, vor allen Pictet, Schleicher, Max Müller, Muir, Kiepert, Fick, Höfer, V. Hehn, van den Gheyn, Brunnhofer, sowie Delitzsch, Cremer, Hommel, die eine ursprüngliche Gemeinschaft zwischen Indern, Germanen und Semiten annehmen. Sie sind teils für Baktrien oder Indien, teils für Turan, d. h. alles Land zwischen Ural und Hindukusch, auch für das Pamirplateau oder Armenien. Aber bedeutende Forscher vertreten auch ganz andere Ansichten, indem der Engländer Latham Europa überhaupt, Benfey die Gegend nördlich vom schwarzen Meere, Lazarus Geiger Deutschland, Cuno das nordeuropäische Tiefland, Friedr. Müller das südwestliche Europa, doch ursprünglich Armenien, Poesche die Rokitnosümpfe (als Entstehungsort der blonden Rasse), Penka Skandinavien, Tomaschek Ost-Europa, v. Löher Deutschland, O. Schrader das mittlere Wolgaland, Virchow Deutschland (sicher für die Germanen) als Ursprungsland für die Indogermanen in Anspruch nehmen und Lindenschmidt den Nachweis zu führen suchte, daß der Wanderzug, der heute nach Westen geht, ursprünglich nach Osten ging und so auch die Indogermanen von Europa nach Asien führte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geten und späteren Daker zu ihnen*), diejenigen Germanen, die man unter dem Namen Ostgermanen zusammenfaßt, sind in der grossen Völkerwanderung vom Wirbel der Weltkraft verschlungen worden. Von den in großem Halbkreise herumgetriebenen Westgoten assimilierte sich ein Rest mit den romanischen Bewohnern Südgalliens, dahingegen sind die durch byzantinische Kultur schon selber höher entwickelten Ostgothen, auf langsamen Zügen zur Donau und nach Italien gelangt, von der stärkeren Strömung italischen Volkslebens, dem sie sich durchaus nicht anzupassen vermochten, eingekreist und vernichtet worden. Nicht anders erging es den ihnen nahestehenden Vandalen in Nordafrika, sowie den Gepiden und Rugiern, die von Herulern, Ostgoten und Langobarden in deren Schicksale mit fortgerissen wurden.

Dahingegen hat die Gruppe der Nordgermanen, die, nach Skandinavien hinübergegangen, sich dort dauernd erhielt, und die auch einen gotischen Bestandteil enthielt, sich dem neuen Boden gut angepaßt und auch zugleich in centripetaler Entwickelung einen nordischen Sprachentypus, in centrifugaler aber hinwiederum die Einzelsprachen des Norwegischen, Dänischen, Isländischen, Schwedischen kräftig ausgebildet. Auch in politischer Hinsicht war die treibende centrifugale Wirbelkraft in den nordgermanischen Völkern nicht erloschen, als sie dort einigermaßen festen Fuß gefaßt hatten. Etwa nach 1000 Jahren, im 9. Jahrhundert, zogen die schwedischen Waräger wieder ostwärts und gründeten ein russisches Reich zu Nowgorod, zogen auch weiter nach Kiew und Konstantinopel. Die Dänen und Norweger aber wirbelten um dieselbe Zeit zur See nach Britannien, nach den deutschen Küsten, nach Nordfrankreich und weiter herum nach Sicilien und Italien.

Ob, wie schon angedeutet wurde, die größte, dauerhafteste und für die Kulturentwickelung wichtigste Gruppe der germanischen Stämme, die der Westgermanen, die um Christi Geburt zwischen Rhein, Donau und Oder wohnten, allmählich ausschließlich von Norden her ins Land gekommen ist, indem diese Scharen die vorher dort vielfach ansässigen Kelten verdrängten, oder ob nicht an manchen Stellen dort Germanen mindestens mit den Kelten gleichzeitig, ja zum Teil früher als diese, seßhaft gewesen sind, oder ob wir sie gar, der berühmten Angabe des Tacitus**) entsprechend und in Übereinstimmung mit Laz. Geiger, von Löher, Virchow und Lindenschmidt als ein eingeborenes Urvolk zu erkennen haben, das ist durchaus nicht mit Sicherheit festzustellen. Auch die von Penka behauptete ausschließliche Heimat der Urgermanen in Skandinavien ist ebensowenig einwandfrei, wie die eben erwähnte ausschließlich aus Skandinavien erfolgte Germanisierung Deutschlands, so anschaulich auch dieser Prozeß in Darstellungen und Kartenwerken, z. B. in dem hochverdienstlichen des russischen Generals von Erkert***) sich ab-

*) Vergl. Jak. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache.

**) Tacitus, Germania c. 2. Ipsos Germanos indigenas crediderim = Die Germanen selbst möchte ich für Ureinwohner halten.

***) Roderich von Erkert, Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mittel-Europa. 1901.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spielt. Allerdings mutet einen die vom lautbiologischen Standpunkte aus wahrzunehmende Urwüchsigkeit der germanischen Sprachen in Lauten und Wurzeln gar seltsam an. Auch erklärt sich die viel stärkere Wildheit und Widerstandskraft der Westgermanen im Vergleiche zu den Ostgermanen nur unvollkommen aus dem geringeren Bildungseinflusse der römischen Nachbarschaft im Vergleiche zu dem stärkeren griechisch-byzantinischen auf die Ostgermanen. Indessen ist hier nicht der Ort, kühnen Vermutungen und Combinationen Raum zu geben, welche die unerläßliche Annahme einer auch lokal zusammenhangenden ursprachlichen asischen Verwandtschaftsgruppe ausschließen müßten. Wir müssen uns hier mit der Tatsache begnügen, daß, woher auch immer entstammt, die Westgermanen mit ihren Sprachen dem indogermanischen Sprachstamme angehören und daß das älteste und reinste Sprachgut der Menschheit gerade in den westgermanischen Sprachen, besonders in manchen ihrer Namen, noch heute deutlich erkennbar zu Tage tritt

Politische und sprachliche Wirbelbewegungen unter den Westgermanen bis zum Frankenreiche. Die Stämme und Stammsprachen. Die neuhochdeutsche Schrift- und Gesamtsprache. Neubildungen.

In ruhelosem Spiel treibt die centrifugale Weltkraft diese westgermanischen Völker mit ihren Sprachen durcheinander und über die Grenzen hinaus, während der centripetale Trieb geschäftig ist, Völkervereinigungen zu schaffen, die sich immer wieder in Unterabteilungen, und zwar sowohl politisch, wie sprachlich, auflösen.

Ganz lockere Verwandtschaftsgruppen waren in den vorchristlichen Jahrhunderten die Herminonen (d. i. die Leute in der gebirgigen Mitte: Her = (Haar) = Breites Gebirgsland, m-Mitte, in-in, o männliches Personalpronomen), die Istävonen (die Leute in den — rheinischen — Tannenwaldgeländen, von ist = est = ast gradeherausgewachsener Stangenbaum (vgl. Astenberg), aw = ev = ebb = sich breit abdachendes Gebirge, dann überhaupt Gebirge), und die Ingävonen (vermutlich = Angävonen, wie heute Ingland für Angland gesagt wird, die Leute, die an den nördlichen Berglandrändern [bis zum Meere hin] wohnen). Aus den Herminonen begannen nach ihrem centrifugalen Zerfall in viele Völker und Sprachen, wie Cherusker, Chatten, Longobarden, Hermunduren, Semnonen, Markomannen, Quaden, sich in centripetaler Bewegung — unter großen Ortsveränderungen — wieder neue Komplexe zusammenzuballen, und so berichtet Tacitus von einer sie teilweise zusammenfassenden Gemeinschaft, die er Sueben (Sumpfwaldgebirgsbewohner von su = nasser Boden und ebbe = Gebirge) nennt. Sie erscheinen im 3. bis 5. Jahrhundert als Almannen (so bei Walter v. d. Vogelweide) = Waldgebirgsmannen von al = Waldgebirge, wieder im Westen und erobern das oberrheinische Land (das heutige Baden, Elsaß und die Schweiz), welches schon vier Jahrhunderte zuvor einer ihrer Heerkönige, Ariovist, nicht ohne anfänglichen Erfolg, zu erobern versucht hatte.

Die centrifugale Bewegung bei den Istävonen rief die Gestaltung der älteren rheinischen Völkerschaften hervor, der Vangionen, Ubier, Usipeter,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tenkterer, Tubanten, Sugambrer, Marser, Brukterer, Bataver, aus denen nach vielen Wirbelfahrten und Kämpfen gegen die Römer und gegeneinander das weltbeherrschende Volk der Franken entstand.

Die von der Seeküste aus landeinwärts wohnenden Ingävonen endlich gliederten sich hauptsächlich in Friesen, Chauken, Angrivarier, Sachsen und Angeln. Später gingen durch centripetale Wirbelbewegung Chauken, Angrivarier (= Engern) und Sachsen in dem Gesamtvolke der Sachsen auf, und dieser Völkerball hat sich teils im Heimatlande zur einheitlichen Eigenart fest ausgebildet, teils hat er im 5. Jahrhundert in Verbindung mit den nördlicher wohnenden Angeln und Jüten, sowie mit den Friesen große Teile wieder abgeschleudert und die angelsächsische Invasion in das romanisierte Britannien vollbracht.

Inzwischen waren Jahrhunderte lang hinter den ausgewanderten Völkern Ostgermaniens her die Slaven nachgerückt und bis zur Linie Elbe-Saale-Regnitz-Donau vorgedrungen. Ihrer weiteren Ausdehnung wurde nur durch die Herrschaft der Franken Halt geboten, unter denen sich in centripetaler Bewegung, zumal durch Karl den Großen, eine politische Einigung vollzog. Aber die centrifugale Kraft äußerte sich grade in der gleichen Zeit sowohl in ethnischer wie in sprachlicher Beziehung, und es bildeten sich unter den Karolingern räumlich und sprachlich begrenzte Stämme aus, die Baiern, Almannen (Schwaben), Franken, Sachsen, Thüringer, die noch heute fortbestehen.

Gleichwohl fand nicht etwa damit der große deutsche Völkerwirbe sein Ende, vielmehr wird gewissermaßen eine rückläufige Curve desselben durch die Bemühungen der Deutschen bezeichnet, den slavisch gewordenen Osten wiederzugewinnen. Die österreichischen Länder, Böhmen, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preußen wurden wieder deutsch und sind es im Wesentlichen bis heute geblieben. Einzelne deutsche Bevölkerungsgruppen wurden teils bald, teils im Laufe späterer Jahrhunderte bis in den fernen Osten, nach Livland, Rußland, Siebenbürgen abgeschleudert, wobei ihre Sprache natürlich von der fremden Umgebung nicht unbeeinflußt blieb. Was aber die Mundarten der alten Stämme betrifft, so bestehen sie als Bairisch, Schwäbisch-Almannisch, Fränkisch, Niedersächsisch, Thüringisch noch heute fort, indem sie in centripetaler Bewegung sich immer mehr zu getrennter Eigenart entwickelten, mit centrifugaler Schwungkraft aber beständig Einzeldialekte absonderten. Nach dem Hinzutreten der neuen Länder in Ostdeutschland hat die centripetale Wirbelkraft der Sprache in grösseren Gebieten sich auch wieder zur Geltung gebracht und schwingt die Gesamtheit der südlichen Dialekte herum als Oberdeutsch, eine andere als Mitteldeutsch, die letzte als Niederdeutsch, mit der Wirkung, daß manches Gemeinsame sich bestimmter festsetzt, während ebenso dialektische Besonderheiten immer neu geboren werden.

Daß, abgesehen von vorübergehender Vorherrschaft, z. B. des schwäbischen Dialekts zur Hohenstaufenzeit, während des Mittelalters keine Stammesmundart und keine der drei erwähnten Hauptformen eine übergreifende Bedeutung, wie das Attische bei den Griechen, gewann, kam haupt-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sächlich davon her, daß das fremde Latein diese Aufgabe übernommen hatte und als Kultus- und Verwaltungssprache diente. Damit hat denn der Wirbelsturm der Reformation aufgeräumt, und Luthers Bibelübersetzung sowie seine populären Schriften gaben dem Deutschen Volke die fehlende gemeinsame Schriftsprache der Hauptsache nach in Gestalt des genau in Deutschlands Mitte gesprochenen und geschriebenen Obersächsischen Dialekts. Diese Sprache ist dann in centripetaler Entwickelung die allgemeine Bildungs- und Verkehrssprache geworden, während sie sich doch der centrifugalen Wirbelkraft auch wieder nicht entziehen kann, indem sie heute durch die noch vorhandenen Stammesdialekte überall sehr verschieden lautlich gefärbt und sogar auch — z. B. im Österreichischen — lexikalisch und grammatisch verschieden ausgestaltet wird.

Welche ungeheure Bedeutung und Weiterentwickelung der schon im Mittelalter abgeschleuderte Planet der angelsächsischen Sprache gewonnen hat, braucht hier nicht beleuchtet zu werden. Eine besondere Wichtigkeit hat dies Verhältnis für den Nachweis der Tatsache, daß die Weltlebenskraft sich in Einzelerscheinungen niemals auslebt oder verliert, sondern höchstens zu scheinbarer Ruhe kommt, oft aber in überraschender Weise sich neu entflammt und zu ungeheurer Entfaltung steigert. Wie wir in der Physik die Kräfte des Magneten durch den Gebrauch zunehmen sehen, wie in der Chemie die Sprengstoff-Mischung plötzlich eine gewaltige Kraft entwickelt, so entwickeln auch manche Sprachen eine in anbetracht ihrer bescheidenen Anfänge überraschende Zeugungskraft d. h. ein eigenartiges Vermögen, auf dem Gebiete der menschlichen Sprache frische Weltlebenskraft hervorzurufen. Wie einst der Dialekt des engen Ländchens Latium zur römischen Weltsprache wurde und die noch lebenden romanischen Sprachen hervorrief, so umspannt die Sprache der Angelsachsen jetzt die Erde. Dabei entgeht auch sie nicht der centrifugalen Wirkung ihrer gewaltigen Wirbelkraft, in dem das Amerikanische und andere Gruppen sich vom eigentlichen Englisch deutlich zu sondern beginnen.

Wirbelbewegung im inneren Sprachleben des Deutschen. Beispiel: Die beiden Lautverschiebungen.

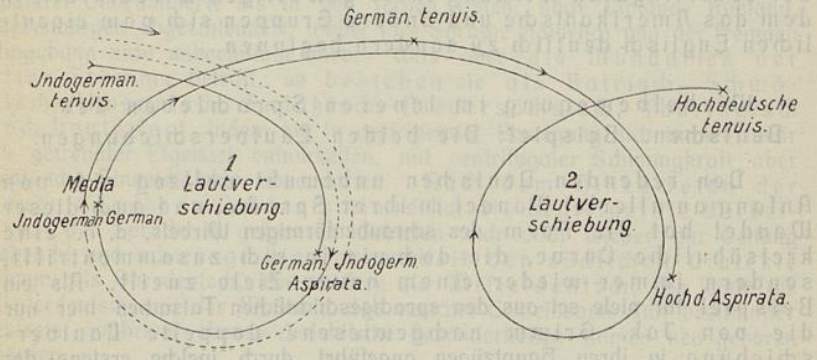
Den redenden Deutschen unbewußt vollzog sich von Anfang an allerlei Wandel in ihrer Sprache, und auch dieser Wandel hat die Form des schraubenförmigen Wirbels, d. h. eine kreisähnliche Curve, die doch nie in sich zusammentrifft, sondern immer wieder einem neuen Ziele zueilt. Als ein Beispiel für viele sei aus den sprachgeschichtlichen Tatsachen hier nur die von Jak. Grimm nachgewiesene doppelte Lautverschiebung in ihren Hauptzügen angeführt, durch welche erstens der Unterschied zwischen dem Germanischen und den andern indogermanischen Sprachen, zweitens aber tausend Jahre später der Unterschied zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch bestimmt wurde, indem in dem ersten Falle nur das Germanische, im zweiten Falle nur das Oberdeutsche die Lautverschiebung erfuhr. Der Vorgang ist folgender:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis in die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. grenzte sich das Germanische von den andern indogermanischen Sprachen endgültig dadurch ab, daß es da, wo ein indogermanischer Explosivlaut (sogenannte Tenuis) gewesen war, einen entsprechenden aspirierten Laut (Aspirata, Hauchlaut, auch Reibelaut genannt) zur Anwendung brachte, also statt t, p, k die Laute engl. th, f, ch (Achlaut) oder h, dann aber weiter statt der Aspirata eine Media, also d, b, g, statt der indog. Media aber auch wieder eine Tenuis u. s. f. setzte. So wurde beispielsweise aus lat. tres das gotische threis, aus lat. pater das gothische fathar, die Media g in lat. ego zur Tenuis k im deutschen ik, endlich die Aspirata f in lat. frater zur Media b im gotischen brothar.

Etwa tausend Jahre später, also um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr., fand eine zweite, nur unvollständige, Lautverschiebung ihren Abschluss. Es trennte sich damals das Hochdeutsche von allen übrigen deutschen Sprachen (Gotisch, Niederdeutsch (spez. Altsächsisch und Angelsächsisch, Friesisch und Nordisch) endgültig dadurch, daß es statt der Tenuis, die jene beibehielten, eine Aspirata, richtiger ausgedrückt, einen Reibelaut, und statt der Media eine Tenuis setzte. Genauer gesagt, wird aus germanisch t, p, k im Anlaut sowie nach Konsonanten z, f (pf), ch, nach Vokalen aber z oder zz. So wird z. B. german. tid zu hochd. zeit, holt wird holz, äten wird ezzen, dat wird daz, lopen wird laufen, ik wird ich. Ebenso wird in german. vadder die Media zu t in vater, dag wird tag.

Wir können uns die Wirbelbewegung, in welcher sich die doppelte sogenannte Lautverschiebung vollzog, an folgendem Schema deutlich machen:



Rückblick. Zwecklosigkeit künstlicher Sprachbildungen.

Wir nehmen davon Abstand, weitere Erscheinungen des Wirbels im Leben der Sprache hier vorweg zu betrachten, da wir unserer Hauptaufgabe zueilen, diese Erscheinung für die Laute nachzuweisen.

Als Übergang dazu sei uns ein kurzer Rückblick und eine Schlussbemerkung gestattet.

Selbstverständlich hat nicht der Mensch die Sprachedellaute vom ersten Vokal an bis zum letzten Konsonanten nacheinander gebildet, am allerwenigsten mit Bewußtsein und Absicht, sondern aus dem regellosen Wildsprachenmaterial haben sich die Edellaute ordnungslos, ohne sein Bewußtsein herausgeklärt, die ihn dann doch gleichwohl in den Stand gesetzt haben, seine Lebenstätigkeit mehr und mehr mit Bewußtsein zu üben. Die den Lauten gleichwohl eigne wunderbare Ordnung und innere Beziehung zu einander ist, grade wie man das bei jedem Weltkörpersystem findet, durch jene rätselhafte Urkraft hervorgerufen worden, die wir das Leben nennen, und die sich allerwegen in einer schraubenförmigen Wirbelbewegung zu betätigen scheint. Ihre centripetale Wirkung bringt, wie bei den ersten Sprachelementen, den Lauten, so in fortgeschrittenen Bildungen das Gewordene zur Befestigung, aber auch zur Erstarrung und zum Absterben, ihre centrifugale Wirkung aber oder abschleudernde Kraft schafft immer neue Sprachformen, ja ganz neue Spracheinheiten, die wie kleinere Sonnen von größeren herrührend, wieder Planeten um sich schaffen, die dann hinwiederum den Monden vergleichbare Sprachtümer bilden. Nun scheint uns kultivierten Menschen doch ein Unterschied die menschliche Sprache vor allen Lebensschöpfungen in der Welt auszuzeichnen, daß nämlich die einmal hervorgerufene geistige Tätigkeit des Menschen die Formen der sprachlichen Neubildungen mit weiter gestalten helfe. Aber wir Menschen dürfen unser Bewußtsein bei weiterer Fortgestaltung der Sprache und unsere schöpferischen Kräfte dabei nicht zu hoch einschätzen. Neu schaffen können wir kein Urlautmaterial. Auch die Versuche, die man zur Herstellung einer einheitlichen Weltsprache angestellt hat, — wobei man ohnehin von den vorhandenen Elementen der toten und lebenden Sprachen ausging —, sind als gescheitert anzusehn. Wie wollte man auch aus abgeschnittenen Gliedmaßen dieser toten oder lebendigen Organismen einen neuen lebenden Organismus herstellen? Und zwar gleich mit der Maßgabe, seine Gültigkeit dauernd zu behalten, d. h. sich nie zu verändern und umzubilden? Weder das Volapük, noch das Esperanto oder andere künstliche Weltsprachen haben sich wesentlich über die Stufe des Curiosums erhoben. Die organische Entwickelung der vorhandenen Sprachen aber geht unaufhaltsam weiter, und wenn es jemals eine alle Völker umfassende Weltsprache geben sollte, so wird sie, wenn es nicht eine schon vorhandene, z. B. die englische, ist, doch nur auf organischem Wege zustande kommen.

Das natürliche Lautsystem. Laute und Lautbedeutung.

Da die Laute von Anfang an der Mitteilung dienten, so hatten sie auch von Anfang an Bedeutung. So wird die Urlautlehre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleich zur Urlautbedeutungslehre. Die Bedeutungen lassen sich nur zum Teile aus den einzelnen Urlauten selbst, wenn sie interjektional gebraucht werden, erkennen, mehr aus ihrem Zusammenwirken in Komplexen.

Die Bedeutung der Laute ist zunächst grammatisch infinitivisch d. h. formlos. Sie bezeichnen nicht Verbum, nicht Hauptwort, nicht Eigenschaftswort, nicht Person, Numerus, Tempus, Modus, nur einen unfinierten Grundbegriff. Bei der Übertragung der Bedeutung in den heutigen Ausdruck muß man die angemessenen Redeteile nach Bedürfnis daraus bilden. Da bleibt denn viel Freiheit für die Wahl des attributiven oder prädikativen Eigenschaftswortes und für die Geltung der Negation.

Die Laute selbst, wie ihre Bedeutungen waren unablässigem Wandel unterworfen. Es sind sowohl in der Lautbildung, wie in der Bedeutungsbildung Schichtungen zu beobachten und nach Möglichkeit zu unterscheiden. Die Grenzen derselben werden niemals scharf erkennbar sein, die Neuentwickelung wird meist lange neben der älteren hergehen und die ältere gar nicht schwinden, sodaß die Sprache eben nach Laut und Bedeutung bereichert wird. Manchmal wird aber auch Älteres, auf welches man schließt, zurückgetreten und verschwunden sein.

Was noch für die ältesten geschichtlichen Sprachlaute und Sprachwurzeln galt, z. B. für die der Ägypter, daß sie nämlich vieldeutig waren und die Geste viel zu ihrer Erklärung beitragen mußte, das gilt gewiß auch für die vorgeschichtlichen und für die Urlaute. Im Ägyptischen gab es nach Karl Abel*) Wörter mit unzähligen Bedeutungen und für eine Bedeutung unzählige Wörter. „Fast jeder nationale Laut bezeichnete fast jedes Ding." Daher war die Interpretation durch Bilderschrift und Geste nötig. In der Praxis der vorgeschichtlichen Menschen wird es denn mit den ersten Lauten und Wurzeln ähnlich gegangen sein. Wenn ein Laut ein Ding bezeichnete, so bezeichnete der Urmensch auch alle einzelnen Eigenschaften und Merkmale dieses Dinges durch denselben Laut und umgekehrt setzte er einen Laut, der einen engeren Begriff bezeichnete, auch für den weiteren. Beispiele hierfür folgen später. Es ist selbstverständlich, daß das Gedächtnis für den wichtigen Gebrauch und den eigentlichen Sinn sich in der lebendigen Menge nur höchst langsam entwickelte. Man denke an die Leute, die heute grammatisch falsch sprechen! Aber den Lebenden unbewußt bestand das Richtige doch im Stillen fort und es stellte sich immer klarer eine systematische Ordnung heraus, um dabei allmählich mehr und mehr zum Gemeingut zu werden.

Die Klanglaute (Vokale).

Wenn wir eine dem Menschen unbewußt entstandene Entwickelungsreihe der Edelsprachlaute in der Form des Wirbels nachweisen wollen und unsere frühere Feststellung von der Priorität der Empfindungslaute bedenken, so werden wir die Folgerung ziehen, daß der erste Laut jener natürlichen Entwickelungsreihe menschlicher Edellaute ein Empfindungslaut war.

---

*) Karl Abel, Über den Ursprung der Sprache. 2. A. 1881.
Karl Abel. Der Gegensinn der Urworte 1884.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Empfindungslaute aber, die andern Wesen deutlich vernehmbar werden sollen, kommen aus offenem Munde und sind deshalb, trotz aller Versetzung mit andern Lauten, den Gesangslauten verwandt, sind Klanglaute, Vokale.

Der o-Laut. Der erste Klanglaut war zweifellos derjenige, der sich dem Menschen vom Zwerchfell her durch den Kehlkopf zum bequem geöffneten Munde hinausdrängte, wenn er, aufgerichteten Ganges daherkommend, die Veranlassung zu einer Empfindungsäusserung fand. Das war aber ein o-Laut, derjenige Laut, der noch heute einem Überraschten entfährt. Dieser offene gedehnte o-Laut, der durch zwanglose Öffnung des Mundes, ohne Kontraktion oder Auseinanderzerrung der Lippenmuskeln entsteht, ist noch heute im Deutschen, d. h. in volkstümlicher Aussprache, sowie im Englischen (z. B. all, hall, ball) und im schwedischen å erhalten. Er kann in allmählichen Übergängen auf der einen Seite durch Kontraktion der Lippenmuskeln und Vorstülpen der Lippen zu o werden und sich dem u nähern, andererseits durch weitere Öffnung des Mundes immer mehr a-Klang bekommen. Mag dieser o-Laut nun mehr oder weniger rein, oder aber mit a- und u-Klängen vermischt gewesen sein*), mag er kurz ausgestoßen oder auch offen lang gedehnt worden sein, mag er für sich allein, d. h. also mit Zwerchfellatemdruck (spiritus lenis) oder mit davortretendem scharfem Hauchlaut (spiritus asper) = h hervorgebracht worden sein oder gar bestimmtere Geräuschlaute vor sich oder hinter sich gehabt haben (z. B. in so oder Or), — gleichviel, dieser offene o-Laut war der älteste und ursprünglichste Empfindungslaut der Urmenschen, und zwar hatte er von Anfang an eine Bedeutung, die den Urmenschen freilich niemals zum Bewußtsein gekommen ist — sind doch heutzutage noch die Wenigsten sich derselben bewußt —, in welcher er aber im Verlaufe der Jahrhunderttausende mehr und mehr Verwendung fand.

Erblickte der Urmensch etwas ihm Wichtiges, ein Wild, ein Reh, einen Bären, erblickte er einen menschlichen Feind, erblickte er ersehntes Wasser, — oder aber hörte er ein Geräusch, welches aus derselben Ursache herrührte, so drängte ihm das unwillkürliche Bedürfnis, diese Wahrnehmung dem Begleiter mitzuteilen, den o-Laut auf die Lippen, soweit er ihn nicht aus Zweckmäßigkeitsgründen absichtlich unterdrückte. Dabei ist etwas Besonderes zu beobachten. Wenn man bedenkt, daß bei entstehendem Nahrungsmangel der Familienvater selbst, oder doch, wenn die Familie zu groß geworden war, die Söhne oder Enkel gezwungen waren, weiter zu ziehen und einen neuen Wohnort aufzusuchen, wo sie die wichtigsten Bedingungen für ihr Dasein fanden, so erkennt man leicht, daß unter den wahrgenommenen Gegenständen das Wasser eine besondere Wichtigkeit hatte. Es gibt kein allgemeineres Bedürfnis (außer der Luft, deren Notwendigkeit dem Menschen nur selten zum Bewußtsein kommt), als das Wasser. Ohne Wasser kann er nicht existieren, ohne Wasser keine Nahrung finden, denn ohne Wasser gedeihen auch Pflanzen und Tiere um ihn herum nicht. Das Wasser begrüßen die Menschen als die Garantie ihres Daseins, die Vorbedingung zur Niederlassung. (So sagt Tacitus von den Germanen: Colunt discreti, ubi fons, ubi nemus placuit, d. i. sie siedeln sich vereinzelt an, wo ihnen ein Quell, ein Wald behagt.) Die Folge war, daß das

*) Salomo heißt im Gotischen Saulaumo.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erblicken von Wasser oder das Hören seines Rauschens überall gleichermaßen in erster Linie den Laut o auslöste, während zahlreiche andere Dinge, die ihn ebenfalls hervorrufen, nach Land und Umständen verschiedenartig waren. So hat der Laut o allmählich bei den Urmenschen das gemeinsame Verständnis als Bezeichnung für Wasser gefunden. Aber es lag in ihm zugleich noch mancherlei.

Zunächst lag darin noch ein Stutzen, Haltmachen, welches leicht durch vorgesetzten starken Hauchlaut ausdrücklich zur Bezeichnung gelangte. So fand das o einen ähnlichen Gebrauch, wie wir ihn jetzt noch von den Interjektionen ho! ha! oder ah! machen.

Ferner lag in ihm der Begriff des Vorhandenseins, gleich unserem deutschen „da ist!"

Endlich werden wir nachher genauer erkennen, daß der hochaufgerichtete Mensch unwillkürlich auch etwas Oberes, Höheres, von oben her Kommendes in dem o-Laute zum Ausdruck brachte.

So hatte der im Lautsystem und wohl auch in der Wirklichkeit erste menschliche Sprachedellaut die vollständige Bedeutung: „Da oben Vorhandensein von Wasser." Dieser Begriff Wasser war dem ältesten Urlaut immanent, und das äußert sich denn auch in allen Lautwandlungen, die wir von o kennen lernen werden. In dem französischen o (geschrieben eau) dürfte der einfache Urlaut noch erhalten oder doch wiedergewonnen sein, jedenfalls ist awa und akwa (= aqua), wovon man es ableitet, selber erst eine spätere und zwar zusammengesetzte Bildung. Von Lautkomplexen, in denen das o in der Bedeutung Wasser steckt, seien erwähnt: os (die Oos bei Baden-Baden), wo s das Sausen, d. i. das kräftige Fließen bedeutet, oß (im norweg. Foß = Wasserfall) = scharf strömendes Wasser osch = schäumendes Wasser, ferner ow, auch Ob (frz. Aube, Oppa) = abwärts ziehendes bez. hüpfendes Wasser, auch zu ouwe, auwe, aue gestaltet, ferner og (Oog, Nordseeinsel) = (aus) dem Wasser stark Herausragendes) und ok = Wasser scharf herauskommend (z. B. Ok-er Oka, gr. okys = schnell).

Gegenüber dieser Bedeutung „Wasser" für das o ist aber doch festzuhalten, daß der Laut o ursprünglich ein Empfindungslaut war und seine Urbedeutung die des Existenzbegriffes ist. In erster Linie bedeutet das o ein Vorhandensein, und zwar ein Vorhandensein mit dem Nebenbegriff oben oder hoch. Auch in diesem Sinne (also ohne den Nebenbegriff „Wasser") fand der o-Laut Verwendung. Lautkomplexe dieser Art sind od = Wald, d. h. eigentlich „oben Festsein," „Oben auf befindlich sein," „etwas oben fest Aufliegendes," denn d bedeutet „fest oder haftend." (NB. Odin ist = Im Walde drin erg. er = Wod-an, nur mit dem Anlaut w, der sanfte Abdachung bedeutet.) Ferner gehören dahin or = Obenvorhandensein von rauhem Wald (r eigtl. = rauhes Rauschen) z. B. in griech. oros = Gebirge Berg, und in den westfälischen Flußnamen Orke = aus rauhem Waldgebirg hervorkommendes Wasser (e = a) und Orpe ebenso mit dem Begriffe des Hüpfens. Endlich sei erwähnt ol = Obenvorhandensein von Laubwald (l = weiches Rauschen.) Davon z. B. die griech. Namen Olbia, Olpe, Olympos und Olynthos, die westfälischen Olpe (Laubwaldbach), Olsberg, sonst Olten (Schweiz) = Waldort, Oldendorf u. d. m. (Bei solchen Erklärungen sind natürlich immer die vielen Veranähnlichungen durch den Volksmund zu bedenken, wie z. B. ohl meist aus owel, awel, auel ent-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

standen, nicht unmittelbares ol ist und ols leicht aus hols, holz korrumpiert sein kann. Es gilt eben bei allen Namen die möglichst echte Form aus der schriftlichen Überlieferung und der Volksaussprache zu ergründen.

Mit dem Klanglaute o begann eine wirbelartige Lebensentwickelung, deren spiralische Curve sich von ihm entfernt, aber wieder in seine Nähe zurückführt, um mit dem Halbvokale w die große Wirbelcurve der Laute weiterzuführen. Haben wir, um in einem andern, doch analogen Bilde der Biologie zu reden, den Klanglaut o als die Urzelle des menschlichen Sprachsystems anzusehen, so erkennen wir, daß die erste Zellenteilung einen neuen Laut schuf, der dem alten der denkbar nächste war und blieb.

Der a-Laut.

Wahrscheinlich führte der Unterschied, den der Urmensch zwischen trübem und klarem Wasser zu machen lernte, und der Vorzug, den er dem letzteren gab, zur Bildung eines Lautes für klares, reines Wasser. Ihm unbewußt vollzogen die Sprachorgane eine Bewegung, um einen dem klaren Wasser analogen klaren Laut hervorzubringen. Je weiter er von o aus den Mund nach allen Seiten hin öffnete, um so klarer erstand in nicht zu zählenden Zwischenlauten der a-Laut bis zum absolut reinen und wohlklingenden a, welches durch die weiteste, nicht mehr zu steigernde Mundöffnung ermöglicht wird. (Vgl. Horaz: Graiis dedit ore rotundo Musa loqui = den Griechen verlieh die Muse, mit rundgeöffnetem Munde d. h. wohlklingend zu sprechen).

So ist a nur eine Abart von o, und daraus erklärt sich, daß beide den weiteren Lautwandel, von dem nachher die Rede sein wird, gemeinsam durchmachen.

Es war ein freudiges Gefühl, welches beim a-Laute den Mund des Urmenschen öffnete und, ähnlich dem Lachen, Lippen und Zähne auseinander treten ließ, während der aus der Brust dringende Atemstrom den Laut bildete. Wir haben den Laut noch jetzt in unserm Ah! mit der Bedeutung des Befriedigtseins über erhaltene Aufklärung. Dem Urmenschen bedeutete das a soviel wie „Das ist Wasser von klarer Beschaffenheit“, während in o diese Eigenschaft nicht hervorgehoben war. Dieser Laut a ist in dem Worte Aa in Westfalen und auch sonst in Deutschland und in der Schweiz als Ausdruck für Flüsse von klarem Wasser häufig, und wenn ein Wasser dieses Namens, z. B. bei Münster, dieser Bedeutung jetzt nicht entspricht, so dürfte das in der Urzeit besser gewesen sein. Man sieht daraus wieder, daß man aus der Kenntnis der Urzeit auch für die modernste Gegenwart Gutes lernen kann. Die westfälischen Wörter Ahse, Hase, die sonstigen deutschen Asch, Ache (= Wasser hervordringend, NB. soweit Ache nicht Agg-a d. i. Gebirgswasser ist), Asse, das Wort Wasser selbst (gleich Wassara, Wasra, Wesra, Weser, assimiliert Werra und Werre, in Metathesis Werse = Herab fließendes im Gelände Wasser), ferner Awe = Aue, Au (z. B. Königsau) d. h. still abwärts ziehendes Wasser (samt dem Gelände), wo das Au häufig zu a, ja zu e abgeschmolzen wird, überhaupt auch und ganz besonders die meist zu tonlosem e verkümmerte Endung a, sie alle enthalten das ursprüngliche reine a in der Bedeutung „reines Wasser“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weitere Bedeutung des a-Lautes und des o-Lautes. Nun dürfte von dem zuerst gewonnenen Lautmaterial des o-Lautes und des a-Lautes aus ein wichtiger Schritt in der weiteren Bildung der Sprachlaute und ihrer Bedeutung auf folgende Weise sich vollzogen haben:

Wenn für die Urmenschen, wie wir früher gesehen haben, Ernährung und Fortpflanzung die Hauptmotive ihres Tuns und Strebens waren, so wurden sie durch die Laute o und a auch in den Stand gesetzt, zwischen Mann und Weib sprachlich zu unterscheiden, wie das im griechischen ho und ha (dorisch) für er und sie hervortritt. Schon bei dieser anfänglichen Veranlassung haben wir Gelegenheit, die wunderbare Triebkraft des organischen Lebens in der Sprache zu bewundern, indem sich ein vielfacher Bedeutungswandel an den obigen Lauten und Begriffen vollzieht.

Mit a war der Begriff des Klaren, Reinen gewonnen, als Gegensatz zu o, welches dabei mindestens die gegensätzliche Bedeutung des nicht so Reinen gewinnt. Das reine Wasser im Besondern, wie das Reine überhaupt, erfreut und befriedigt z. B. als Getränk schon an und für sich, noch mehr aber dadurch, daß es Reinigung bewirkt. Denn nur das Reine kann reinigen. Das Weib, selber immer wieder rein werdend, reinigt den Mann von seinen unruhigen Trieben, ihn, der im Gegensatze zu ihr als der wilde, stürmische, gewalttätige erscheint. (S. Schillers „Würde der Frauen".) Das a zur Bezeichnung des Weiblichen ist in allen indogermanischen Sprachen vorhanden gewesen und in den lebenden noch vorhanden, wie z. B. der Artikel la im Französischen und Italienischen etc. und besonders die Endung a allenthalben beweisen. Die letztere ist oft zu e verkürzt oder ganz geschwunden. Doch hat sie sich in Namen, z. B. in deutschen und slavischen Namen, auch vielfach echt erhalten, nicht nur durch Latinisierung neugebildet, z. B. in Emma, Anna, Olga. So bekam das a (od. ha) in Anwendung auf den Menschen auch die Bedeutung „da ist sie!" oder bloß „sie". Der reiche Bedeutungswandel von a erscheint somit in folgenden Bedeutungen: a = „Vorhandensein" überhaupt, wie o, also auch = „Da ist", dann = da ist klares Wasser, da ist Reines, da ist Reinigendes, da ist sie, da ist Erfreuliches, da ist Liebes, da ist Wertvolles, da ist Bemerkenswertes (nobile), da ist Hervorragendes, da ist Deutliches, da ist Vornehmes, da ist Hohes. Es erklären sich so die Bedeutungen des Hervorragenden und Hohen in Wörtern wie Asen, Adel, Aar, Adler (Adelaar), und schon in den einfachsten Lautkomplexen, wie ar. Es bedeutet demgemäß ar ein deutlich sichtbares rauhes Waldgebirge, bez. einen solchen Gebirgswald oder ein solches Gebirge oder auch bloß Gelände, ja bloß Boden oder Land (s. or). Ebenso bedeutet al ein deutlich sichtbares (hohes) Laubwaldgebirge oder einen solchen Laubwald. — Das deutsche „klar", nicht aus dem lat. clarus, sondern wie dieses aus einer Urform chlor, lor entstanden (man vergleiche wegen des vorgesetzten ch den Gebirgsausdruck lamm in Aarlamm bei Meyringen mit dem gebräuchlicheren Klamm), zeigt deutlich die Abdifferenzierung nach a hin zu der Bedeutung „rein" und „hell", während das griechische chloros die Bedeutung „grüngrau", „schmuddelig" beibehielt oder noch schärfer bestimmte. Das ch vor dem Worte ist nur der verstärkte spiritus asper oder rauhe Anhauch, der sich bis zu g und k verstärken kann. Die Lautgruppe lo aber bedeutet als Negativwurzel (s. darüber später) von ol (Hochlaubwald) soviel wie Hoch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

laubwaldblöße oder Laubjungwald, der ja eine gelbgrünliche Farbe hat. Das r am Ende hat zunächst die schon abgeschwächte Bedeutung „Boden", „Gelände"; mit der Zeit aber verlor sich das Bewußtsein von der Bedeutung dieses Wortelements völlig, sodaß „klar" die heutige Eigenschaftsbedeutung für Gegenstände jeder Art gewann.

Manche Sprachen lieben das a vor allen Klanglautbildungen und wenden es einseitig an, sodaß die andern Klanglaute ganz zurücktreten. Das gilt besonders von dem Altindischen (Sanskrit). Man hat wohl gar auf die besondere Urnatur des Indischen daraus geschlossen. Aber das Gegenteil ist erwiesen, und der einseitige a-Vokalismus ist keine Vollkommenheit, sondern eine Schwäche der Sprachentwickelung. Er bezeichnet eine centripetale Eigenartbildung und somit ein Abzweigen von der Hauptentwickelung, wie denn das Sanskrit ja auch stehen geblieben ist. Nicht unähnlich dem Altindischen entwickelte sich das Gothische, welches völlig verschwunden ist. Besser mischte seine Klanglaute das immer noch an a-Lauten sehr reiche Griechische, sowie das Deutsche.

Wenn wir nun gesehen haben, daß das a nur eine Abart von o war, so bemerken wir demgemäß auch, daß diese beiden Laute sehr verwandt mit einander blieben und immer wieder mit einander vertauscht wurden, ohne daß der Bedeutungsunterschied jedesmal zu Tage trat. So bilden sie bis zu einem gewissen Grade eine lautliche Einheit und machen demgemäß gemeinsam in dem natürlichen Lautsystem den weiteren Laut- und Bedeutungswandel durch.

Zunächst führt dies dem Menschen unbewußte, und sich doch natürlich entwickelnde System in seiner Vokal-Wirbelcurve zum e-Laute.

Der e-Laut.

Es entstand das unbewußte Bedürfnis, neben dem Hohen, Obenbefindlichen (o) und seiner Abart, dem deutlich Hohen (a) auch das Breite und Ebene auszudrücken, und der Mund setzte sich unwillkürlich in das entsprechende Verhältnis. Indem beide Mundöffnungen, die engere des offenen o und die weiteste des a, allmählich eine breite Form annahmen, entstanden, in manchen Schattierungen, die Übergangslaute ö und ä, die in ferneren Abstufungen zum reinen e wurden, wobei das von ö ausgehende mit geringerer, das von ä ausgehende mit größerer Mundbreite gesprochen wurde. Die sogenannten Umlaute ö und ä sind ursprünglich durchaus keine Vokalverbindungen gleich oe und ae, auch hat keinerlei i-Laut der Nachbarschaft zu ihrer Bildung mitgewirkt, sie sind vielmehr reine und einfache Urlaute, einzig und allein durch jenes unbewußte Bedürfnis hervorgerufen, den Begriff des Breiten durch die Mundgestaltung beim Hervorbringen des Lautes nachzuahmen, worauf sie dann nach und nach auch ohne diesen dem Menschen ohnehin unbewußten Zweck hervorgebracht wurden. Noch heute ist man im Hannöverschen, im breiten Niederungslande, geneigt, reines a als ä zu sprechen, und das Englische hat aus dem Angelsächsischen, welches ja teilweise auch aus jener ostfälischen Gegend herrührt, dieselbe Aussprache behalten. Was läge sonst für ein lautlicher Grund dafür vor, daß der Engländer wie der Hannoveraner das einzelne Wort man nicht wie alle andern Deutschen mit einem a, sondern män, und hand als händ ausspricht? Das für viele Fälle zweck-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dienliche — natürlich immer unbewußte — Verfahren, die Urvokale o und a zu e-Lauten zu verbreitern, führte eben bei manchen Völkergruppen zu einer zwecklosen, ja zweckwidrigen Neigung, dies möglichst oft zu tun, gerade so wie wir bei den Altindern die übertriebene Neigung zum a kennen gelernt haben.

Ursprüngliche echte und zweckmäßige Übergänge von o und a zu e zeigen sich in er (z. B. in Erde) aus or und ar (art, hart) und in el (z. B. in der sehr häufigen Namenendung el aus ol und al, wo er und el beide das breite Gelände bezeichnen sollen, ferner in eb-en aus ab-, ferner in leer aus loer und laer und diese aus lor und lar (Ortsnamen Lohr, Lorch. Lahr, Laer in Westfalen und Leer an der Ems), ferner Reede = breite leere = ruhige Fläche eingedrückt (ins Meer) aus rode, rade = leere Waldfläche eingedrückt (d), nämlich in den Wald, desgl. Brede, Bredde und Bret = sich abdachende breite kahle Fläche, eingedrückt (in den Wald, das Raube). Moor und Mar wird zu Meer d. i. Ohne Mitte = uferlose, weite ebene Fläche. Auch See (nicht strömendes breites Wasser) ist zu beachten, abdifferenziert aus so und sa (z. B. in Sand) = nicht strömendes Wasser. Wir sehen, der dritte Haupttypus e, samt den Übergangslauten ö und ä, hat die Bedeutung des Breiten, Ebenen.

Der i-Laut.

Weiter führte das mit natürlicher Notwendigkeit, den Menschen freilich unbewußt, sich entwickelnde Klanglautsystem zum i-Laut.

Das unbewußte Bedürfnis, das Verhältnis des Innerlichen zu bezeichnen, brachte die Sprachorgane des Menschen in eine entsprechende Gruppierung. Von der breiten e-Lautform drängten sich die inneren Sprachorgane immer mehr nach der Mitte zusammen, während die Zähne und Lippen unbeteiligt und offen blieben. So entstand aus Übergängen über verschiedene Zwischenlaute, wie ei und eï, *der reine Klanglaut i, der „innen" bezeichnet*. Mit dieser Bedeutung gibt es im Lateinischen und Deutschen die Präposition in samt ihren Erweiterungen, so auch das deutsche ik (ich) und lateinische hic (bei den römischen Komikern oft = ego gebraucht) = im Innern sich heraussondernde Stelle, denn c (= k) hat diese Bedeutung wie in lucus (aus Urwaldumgebung sich kahl oder nur jungbewachsen. unten heraushebende Stelle) und locus, loc, Loch, lacus, lacuna, Lucke, Lücke u. s. f. So zeigt sich der Begriff des Innern auch in ir (Irland = Innenrauhland), il (Ill, Iller) = innen waldig, in (Indus und Inn = Innenwasser) und is (Isar, Iser, Isère, Isenberg an der Ruhr und sonst) = Innenwasserstrom.

Der u-Laut.

Endlich blieb dem unbewußten Lautgestaltungsvermögen des Urmenschen noch die Aufgabe, *das Verhältnis des Untenseins* zu bezeichnen. Um ihr zu entsprechen, bildete das Sprachorgan, indem es die Lippen bis auf eine enge Öffnung zusammenzog, in zahlreichen Übergangsformen, vor allem durch den sogenannten Umlaut ü hindurch, der aber in manchen Sprachen, z. B. im Griechischen, mit Recht als durchaus selbständiger und primitiver Laut (*v*, y) erscheint, schließlich den Laut u in der Bedeutung „unten", „tief". Der Laut kam dadurch zustande, daß die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Öffnung der Lippen, mehr und mehr wieder kreisförmig werdend, sich dabei so weit verengte, als es möglich war, wenn der zur Lautbildung dienende Brustatemdruck noch einen Ausweg finden sollte. Im Gegensatze also zu der größten runden Mundöffnung für den a-Laut, der klare Höhe ausdrückt, erfordert die engste Mundöffnung der u-Laut, der das Tiefste, Unterste bezeichnet.

Beispiele: Ur bedeutet: Da ist tiefgelegener Rauhwald. Zugleich bedeutet es den darin lebenden Stier, zugleich auch alles in tiefer Wildnis örtlich und zeitlich Zurückgelegene. Ul ist tiefliegender, also sumpfiger, Laubwald, griech. hyle, Urwald, Urvegetation. Das Negativwort zu ul ist lu und bedeutet Nichtvorhandensein oder Beseitigen von ul, d. h. von Schmutz. Davon lat. luo spülen, büßen, lutum Spülicht, lustrum Reinigungsopfer der Römer und daher fünfjähriger Zeitraum danach. Ferner ist su ein von nicht strömendem Wasser durchzogenes, aber doch nasses Land, so in Suhl und Sumpf; Sulanke (= Sumpf-Lanke d. i. sumpfiges sich lang an einer Höhe oder einem Walde hinziehendes Gelände); Suege = aus dem Morast herauskommend = Wildschweine; Suelme (Schwelm) = Sumpfbodenmitte, Suerte (Schwerte) = Sumpfwald, Sumpfland; Suberg oder Syberg bez. Syburg = Naßlandberg, (vom umgebenden Ruhrtal); Sueben = Naßgebirgs- oder Sumpfland-Männer; Sugambrer, Sygambri, Sicambri = Sumpfgebirgs-Bewohner oder -Jäger (Ambri von amb = herum, griech. amphi, lat. in ambare); Syginne = Feuchtberglandfluß.

Dem Anscheine nach hat ungenaues Sprechen einer späteren Zeit vielfach diese Klanglaute gegeneinander vertauscht, sodaß zuweilen der entgegengesetzte Sinn entsteht. Besonders ist das bei den beiden lautlich so nahen und der Bedeutung nach entgegengesetzten Lauten u und o der Fall. Aber das Rätsel löst sich meistens. Man denke an die niederdeutschen und englischen Wörter uf und up, engl. up und upon, ebenso an das griechische hypo = unter und hyper und hypatos = über und oberst! Die Erklärung bringt der daneben stehende Lippenlaut. Die Lippenlaute p, b, w, auch verschärft in f, bedeuten eine abwallende Richtung z. B. in Ebbe, aber diese kann zugleich auch als aufwärts gehend betrachtet werden. So bedeutet up von unten hinauf, wie es das englische upon ausdrücklich bezeichnet.

Rückblickend erkennen wir, daß die sprachbildende und lautwandelnde Weltlebenskraft dem Urmenschen unbewußt seine ursprünglich wilden und trüben Empfindungslaute zu allgemein deutlich unterscheidbaren und gültigen Klanglauten gestaltete, welche zunächst für den Zweck der Mitteilung den Existenzbegriff ausdrückten, zugleich aber durch die Verschiedenheit der Färbung örtliche Bestimmungen (oben, unten, innen) und damit zugleich körperliche Dimensionen (hoch, tief, breit, dick) zum Ausdruck brachten.

Nur auf die Klanglaut-Typen o, a, e, i, u kommt es bei der Betrachtung der Urlaute an, indem o = oben und vorne sein, a = klar hoch sein, e = breit und eben sein, i = innen sein, u = unten sein bedeutet. Alle andern Urklanglaute sind Übergangsformen von einem Haupttypus zum andern, so auch die echten reinen Urlaute ö, ä, ü. Die übrigen Diphthonge und Vokalverbindungen sind entweder wildlautige unklare Vorläufer bez. Rückbildungen der reinen Vokaltypen, oder sie sind, wie z. B. ai und neugebildetes au oder ia und uo aus dem Zusammentritt von Vokalen mit den beiden Halbvokalen j und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

w entstanden und sind nicht als Urklanglaute, sondern als Lautzweiheiten, mithin als zweisilbig zu betrachten.

Die uns als Ordnung und Zweck erscheinende Notwendigkeit beim Wirken der Weltkraft in den nach Schiller „hart im Raume sich stoßenden", nach Heraklit „ewig streitenden" Dingen, welche die Basaltsäule meist fünfeckig, die Blume mit Vorliebe fünfblättrig macht, welche dem Stier die Hörner, dem Mimikri die schützende Pflanzenähnlichkeit gibt, welche im Körper des kleinsten Lebewesens wie in dem des Menschen die nötigen Organe bildet, welche Weltsysteme ordnet und in Gang bringt, — sie hat auch bei den Menschen dies kleine Klanglautsystem hervorgerufen, und zwar wie immer in der Form eines Wirbels, d. i. einer kreisähnlichen Kurve, die gleichwohl nicht wieder in sich selbst zu unfruchtbarem Dasein zurückkehrt, sondern entweder sich centripetal-spiralisch selbst verzehrt, oder in centrifugalem Streben zu Neubildungen übergeht. Das Letztere ist hier der Fall, weil der letzte Klanglaut u seine Natur als Klanglaut aufgeben kann. Indem der volle Brustatemdruck des Empfindungslautes durch starkes Vorstülpen der Lippen gehemmt wird, gestaltet sich der Klanglaut u zum Geräuschlaut w, der nun neue Wandlungen anbahnt.

Man hat die Klanglaute oder Vokale, die Haupttypen und ihre Varietäten, diese „Gruppe von Sonorlauten, welche mit offenem Munde und dorsaler Artikulation der Zunge gebildet werden",*) immer in gewisse Reihen zu ordnen gesucht. Die Sprachwissenschaft hat das von verschiedenen Gesichtspunkten aus getan. Anfangs nahm man für die indogermanische Grundsprache an, daß sie nur drei bestimmte Vokalqualitäten (oder Typen) besessen habe, a, i, u, doch hat sich dies als irrig erwiesen. Man ordnete diese drei Laute so, daß sie an die Spitzen eines sogenannten Vokaldreiecks, die andern Vokale aber als Übergänge dazwischen kamen. Als, zumal bei Hinzuziehung lebender Sprachen, dies Schema nicht mehr genügte, erfand man andere Vokaldreiecke, Vokalvierecke, Vokalpyramiden, Vokalkreuze, Vokalbogenschemata mit mancherlei Unterscheidungszeichen und Zahlenexponenten, Schemata, die manchmal etwas Mystisches haben, wenn man sie bei Sievers und Vietor vor sich sieht. Für die lebenden Sprachen mag schließlich das von Sievers gebilligte Vokalsystem des Schotten Bell das beste sein, welches die gegenwärtig lebenden Vokale nach der Artikulationsweise ordnet. Für die Urklanglaute ist es unmöglich, die Einzelheiten der Artikulation festzustellen, weder historisch, noch hypothetisch. Man ist auf die Haupttypen von Klanglauten angewiesen, und diese ordnen sich nach der oben gegebenen Darstellung ganz von selbst zu einem einfachen Wirbelschema.

Dasselbe kann als erster Teil des ganzen natürlichen oder biologischen Lautschemas, welches am Schlusse der Lautlehre folgt, eingesehen werden. —

Die Geräuschlaute.

a) Die Lippenlaute.

Es ist wohl möglich, daß tatsächlich die Lippenlaute unter den Edelsprachlauten die ersten Geräuschlaute waren, die von Urmenschen hervor-

*) Sievers, S. 19 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebracht wurden, also die Laute w, f, (ph), p, b. Doch ist das nicht weiter nachzuweisen.

Jedenfalls sehen wir aber im natürlichen Lautsystem durch den Übergang von u zu w sich an die Klanglaute die Lippenlaute zu neuer Entwickelung anschließen. Sie sind wohl in erster Linie aus der Nachahmung von Windesgeräuschen entstanden, wie sich das noch in den deutschen Wörtern Wind, wehen, wüten, fliehen, fliegen, pfeifen, pusten, blasen, brausen kundgibt. Da der Wind von obenher schräg abwärts wirkt, sind dieselben Laute auch für andere analoge Verhältnisse zur Anwendung gelangt, so z. B. w und b für das abnehmende Wasser des Meeres, die Ebbe. Das b oder bb ist ja auch noch heute in der Aussprache mit dem w oft völlig identisch, wie man in Hamburg ein Ebbeboot einen Ewer nennt und in Thüringen Liewe statt Liebe sagt. Auch ist ein in Westfalen erhaltener Familienname Ew identisch mit Ebbe, allerdings wieder in einer andern Bedeutung als der der Meeres-Ebbe. War nämlich schon bei dieser, wie bei awa und ouwe (= abwärts fliessendes Binnenwasser) an die Stelle der Wahrnehmung durch das Gehör die Gesichtswahrnehmung getreten, so war das in weiterer Übertragung auch der Fall beim Erblicken einer Gebirgsabdachung, überhaupt eines Gegenstandes, der an Größe oder Höhe abnahm. So sind Aw, Ab, Ap und in breiterer Erstreckung Ew, Eb(b), Ep sich abdachende Gebirge oder Gelände, ja derartige Gegenstände überhaupt. Mit dem Wasser bedeutenden a am Ende versehen bedeuten sie abfließende Gewässer, aber auch Eva, griech. Hebe, erklärt sich aus diesem Verhältnisse als „Die Kleinere", im Verhältnis zum Mann Abnehmende. Die Gebirgsbezeichnungen haben dann durch den Sprachgebrauch infolge des Anklangs die Endung a und e der Gewässer auch bekommen, ohne daß eine Bedeutung damit verbunden wird. So besteht der häufige Personenname Abe neben Abs = (Vom) Gebirge (her) er(-s). Natürlich bekam „Ebbe" durch Bedeutungswandel auch die allgemeine Bedeutung Gebirge überhaupt, wie wir das nachher auch von Egge sehen werden. Wir erkennen also als Bedeutung von w den Begriff „allmählich abwärts", mit welchem aber, entsprechend der jedesmaligen Auffassung und Vorliebe des Beschauers der Correlativbegriff „allmählich aber sanft aufwärts" in Verbindung steht und gegebenen Falls sein Recht in Anspruch nimmt.

Der Laut w ist von seiner vokalischen Natur her bilabial, d. h. er wird nur von den Lippen gebildet. Er wird aber leicht zum labiodentalen w, d. h. er wird von der Unterlippe und von den Oberzähnen gebildet. Dem ersten entsprach das griechische Digamma, mehr dem zweiten entsprach das lateinische v und das deutsche w. Es hat im Bedeutungswandel neben der Ursprungsbedeutung des allmählich abwärts Ziehens die allgemeineren Bedeutungen des Allmählichen, Sanften, Ruhigen, Weichen erhalten, so in Wall (sanft ansteigende Höhe) und Wald (sanft ansteigende bewaldete Höhe), auch in war, obwohl ar rauhes Gebirge oder Gelände bedeutet, doch zur Bezeichnung des allmählichen Ansteigens, auch in wol (Vließ) und wor (z. B. Worms = (In) sanft abgedachten rauhen Waldlandes Mitte Strom), auch in wul (Wullen bei Witten in Westfalen = in sanft abgedachtem = sanft ansteigendem Tiefboden (Wohnsitz).

Der Wirbel der Lippenlaute bringt zuerst das f zum Vorschein. Das f ist eine scharfe spirans, nämlich ein w mit scharfem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hauch statt mit vollem Brustatemdruck. Ursprünglich gleich dem w bilabial, wird es leicht labiodental, indem statt der oberen Lippe sich das kräftigere Organ der oberen Zahnreihe an die Unterlippe legt. Das erstere pflegt die deutsche Schrift durch die Form ph, das andere durch f auszudrücken. (Phol, ein altdeutscher Göttername, und Laasphe, Stadt in Westfalen; dagegen Füchten, Effeln. Doch schwankt die Schreibung in der Überlieferung häufig.) Das Griechische hatte nur das eine Schriftzeichen φ dafür und hat den Laut wohl meist bilabial gesprochen. Das Lateinische hat in der Schrift für das griechische φ stets ph, aber in echt lateinischen Wurzeln f, (z. B. Formiae, Fabius). Es hat also den labiodentalen Laut bevorzugt.

Entstanden ist der f-Laut in beiden Formen wahrscheinlich durch Nachahmung von Windesgeräusch, und er kam nach und nach in Gebrauch als Lautbezeichnung für das Flüchtige, Windige, Eitle, Falsche, so in griech. pheugo, lat. fugere, deutsch fliehen, fort, Floh, lat. falsus, deutsch falsch u. dgl. m.

Als bilabialer Laut wurde der f-Laut leicht durch starkes Verengen des Lippenluftweges bis zum Verschluß und durch das darauf notwendig werdende plötzliche Wiederöffnen zum Explosivlaut p. Diesem konnte auch noch ein scharfer Hauchlaut folgen, so daß die expirans ph entstand. Der letztere Laut wurde von den Grammatikern als Aspirata bezeichnet und ganz ungenauer Weise mit bilabialem f identifiziert. Allerdings sind diese verschiedenen Laute wohl von jeher leicht in einander übergegangen. Auch differenzierte sich der bilabiale f-Laut (ph) in ein deutliches p und mittelbar folgendes labiodentales f, also in pf.

Der Laut p, nur durch den Vordermund-Luftdruck gebildet, hat die besondere Bedeutung des Plötzlichen, denn p ist ein dem Platzen von Wasserblasen oder dgl. nachgebildeter Laut. Da es dem Sprachorgane nach zu dem Lautkreise von w, mithin auch zu seinem Bedeutungskreise gehört, so bedeutet es neben der plötzlichen Stoßkraft im Windstoße und der Explosion ein plötzliches Ab- und Ansteigen, Hüpfen, und zwar von Wasser (Apa, -epe = hüpfender Bach, z. B. Ennepe in Westfalen = Innerer Bach), von Bergen (Kap = Vorspringender Gebirgsabsatz), Tieren (Ape, Affe, vom Abhüpfen), Gegenständen [Treppe].

Der Laut b, durch den vollen Brustatemdruck zunächst als kräftiger Explosionslaut, dann als Dauerlaut gebildet, hat die besondere Bedeutung des im Abspringen und Ansteigen Kräftigen. So bedeutet das griechische bebaios stark, sicher, und die Wurzel ba heißt kräftig schreiten [lat. vado]. Im Deutschen ist bal = kräftig ansteigender Waldberg [z. B. Belchen, frz. Ballon, in den Vogesen; so auch Ballenstedt, Balga und der Pers. Name Ballauff = Walluf]. So bedeuten bor und bar [oft neben und statt war] ein kräftig ansteigendes rauhes Waldgebirge oder -gelände, z. B. Bahrenberg, Bart, Bar le Duc, Bor in Borbach. Buer bedeutet kräftig hervortretenden Tiefboden. So Burg = [Aus]festem Tiefboden fest Hervortretendes [g], z. B. ein Schutzgebäude oder ein Hügel mit Schutzgebäude. Ebenso Berg = aus festem breitem Gelände kräftig Hervortretendes. Oft wird hierbei auch gleich an ein darauf befindliches Schutzgebäude gedacht. Daher werden Burg und Berg in diesem Sinne oft identisch gebraucht, und es heißt z. B. Altenberg eine im Waldgebirge gelegene Burg [also = Waldenburg] und nahe dabei Burg a. d. Wupper, beides die Stammsitze der Herzöge von Berg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

B und p sind in den Dialekten von jeher viel mit einander vertauscht worden, ohne daß dabei an den Bedeutungsunterschied gedacht wurde. So wie man schon in frühesten Zeiten purc und perc statt burg und berg sagte, so spricht man heute in Sachsen [auch in manchen Gegenden Süddeutschlands] beinahe grundsätzlich b statt p und p statt b. Das alles nimmt aber den Urlauten nichts von ihrer Grundbedeutung, die aus der überwältigenden Masse der Beispiele erkennbar bleibt.

Die Nasale.

Wir sahen soeben: Wenn beim Verschlusse der Lippen ein kräftiger Brustatemdruck sich die Öffnung erzwang und weiter fortwährte, so entstand der explosive Dauerlaut b. Wenn aber die Explosion nicht erfolgte, der Mund also geschlossen blieb, dann konnte gleichwohl ein Laut vernehmbar werden dadurch daß der Atemdruck im Nasenraume eine Resonanz hervorrief. Es entstand auch bei geschlossenen Zähnen ein unartikulierter Laut oder Wildlaut, bei offenen Zähnen und geschlossenen Lippen aber der artikulierte Laut m, in der natürlichen oder biologischen Wirbel-Reihenfolge der erste der Nasale m, ng, n, [nj].

Diese Nasale oder Nasenlaute, die schon früh oft mit einander den Platz tauschten, aber ursprünglich der Bedeutung nach genau geschieden sind, werden alle in der Nasenhöhle und in einem mehr oder weniger großen Teile der Mundhöhle gebildet, die durch Zusammenwirken verschiedener Organe abgesperrt werden.

Der Laut m ist, wie wir gesehen haben, bilabial, das ng ist velarer Natur, d. h. es wird am velum = Gaumensegel gebildet, das n ist entweder palataler Natur, d. h. es wird durch Ansetzen der Zungenspitze an den Gaumen gebildet und dadurch dem ng verwandt, oder es ist rein dentaler Natur, indem sich bei seiner Bildung die Zungenspitze an die Innenseite der geschlossenen Zähne drückt. Die Nasale sind immer hörbar und stimmhaft. Das erklärt sich einigermaßen daraus, daß auch die Nasale ursprünglich wohl Schallnachahmungen der Windsgeräusche waren, mit der Eigenheit, daß sie, entsprechend dem irgendwie zusammengedrängten Winde, stets ein Zusammendrängen bedeuten. Doch erklären sich die Nasale, unserer früheren Auseinandersetzung zufolge, des Weiteren auch aus dem Umstande, daß auch bei bloßen Gesichtswahrnehmungen durch unbewußten Nervenreflex die geeigneten Sprachorgane sich in ein dem wahrgenommenen Zustande entsprechendes Verhältnis setzen.

Der m-Laut.

Da nun auch bei der Bildung des m ein Abschluß durch das Zusammendrängen der äußeren Lippenränder gebildet wird, so daß ein beträchtlicher Hohlraum umschlossen wird, so ahmt auch das m zunächst Windeslaute und andere Laute nach, die unter gleichen Bedingungen entstehen, z. B. Brummen, Summen, Wimmern. Auch kann man an Murren und andere Laute unterirdischer Bewegungen denken, sowie an Laute von Tieren, wie das Muhen der Rinder. So entstand das m in Wörtern, wie Murren, lat. murmur, mhd. Murmer = starkes Getöse. Von dem Begriffe „murren" aus bedeutet aber m auch für die Seele ein „unruhig sein", ein Hochgefühl. Dies Hochgefühl, altdeutsch muot, lat. animus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder mens, griech. menos, kann sich äußern 1. als Entrüstung, Zorn, Unmut, wie im altdeutschen muwen, mhd. müen = sich mühen, Mühsal empfinden; 2. als tapfer standhalten und bleiben, also als Mut, so im griech. meno = bleiben und monos = bleibend, wo alles geht, d. i. allein; 3. als begehren und streben. So in der griech. Wurzel m in memaa = begehre und menos Mut, Unternehmungsgeist, lat. animus, althochd. munan = streben, trachten, begehren, lieben, mhd. minnen, neuhochd. meinen. Davon kommt auch Sanskrit man, Zend man, Altpers. man, deutsch Mann, Mensch oder Mens [westf. Aussprache] = „denkend und strebend im Innern er."

In inniger Verbindung mit dieser von der Gehörwahrnehmung ausgehenden Bedeutungsreihe des m steht aber eine zweite, die von der Gesichtswahrnehmung ausging. Die Sprachorgane setzten sich in ein dieser entsprechendes Verhältnis in der Weise, daß der Mund, besonders die Lippen, sich festgeschlossen um die frei in der Mitte spielende Zunge zusammendrängte. Hiervon erhielt der Laut m die Bedeutung des Begriffs „Mitte, Mittleres". Wir sehen diesen Begriff enthalten in dem deutschen Worte Mitte, dem lateinischen medius, dem griechischen mesos. Die Urwurzel om oder am bedeutete „Da ist Mitte" oder „da ist etwas in der Mitte Gelegenes". Mit h, dem Zeichen des Auffallenden, Überraschenden, wird es zu ham, Hamm, d. i. da ist etwas auffallend mitten im (erg. Urwalde oder Gebirge) Gelegenes! Dies letzere eignete sich daher zum Besiedeln. Daher stammt auch der Name Ham, Cham des Landes der wichtigsten Hamiten, der Ägypter. Aus om wurde hom, home, unser Heim. In Westfalen ist die Endung um als Ortsendung mit gleicher Bedeutung häufig (Bochum). Daneben finden sich auch am (Anklam), em (Berchem) und im (Parchim). Diese Endungen om, am, em, im, um gingen leicht in on, in, en etc. über, und zwar sowohl wegen der Verwandtschaft des Lautes, wie derjenigen der Bedeutung. Denn n bedeutet „innen", also ebenfalls einen inneren Mittelpunkt, Wohnort, wie m, welches nur mit demselben den Begriff einer gewissen Ausdehnung in die nächste Umgebung verbindet. Im Heim versammeln sich die Angehörigen. Daher erhielt m die Bedeutung „zusammen", wie im griech. hama, homou, lat. cum (con). Das latein. homo und hum-anus hängt zweifellos mit hom = Heim zusammen. Das o ist die urlautliche, indogermanische, griechische, römische, germanische Bezeichnung für „er", d. i. der Dahingehörige, dort Wohnhafte, der Besitzer, wie in Otto. Also ist homo = der Heimische, der Gesellige. — Die Wörter ram, rom bedeuten demgemäß „kahle Mitte" (im Urwaldgebirge ar, or), sem wasserlose = dürre Mitte (zw. den Strömen Euphrat und Tigris), mar ohne Mitte Höhe = grenzenloses hohes Meer. [Über die Negativwurzeln ra, se, ma etc. siehe später.]

Aus m = Mitte differenzierte sich die Bedeutung „umherum" (griech. amphi, latein. in ambare, ambire,) im Zusammenhange mit der erwähnten Bedeutung „zusammen". So bedeutet z. B. latein. umbra (Schatten) eigentlich „die untenherum Mitwandelnde." So sind Umbri die im Tieflande zusammen umherum Wandernden = Wohnenden, ebenso mit starkem Anhauch Humbri, Kumbri und ebenso sind Kimbri, Kymerii, Kymmerii die im Innern Zusammenwohnenden. So sind auch Ambri (in Sygambri und in Ambrones) die Zusammenherumgehenden oder Zusammenwohnenden, Sygambri die auf sumpfigem Gebirgslande Zusammenwohnenden. (Das b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im griech. ba (verstärkt aus wa = wallen) = gehen, begehen und in der Bedeutung immerfort begehen = bewohnen; ambages, Umschweif, ambare = um die Mitte herumgehen, ringsum zusammen bewohnen.

Das uralte alpine Wort Mure bedeutet: Unten nicht zusammenhaltende d. i. unten sich loslösende, losbrechende Bodenmasse, Schuttlawine. Erst von der Form der entstandenen Aufschüttung entstand später die Bedeutung murus = Mauer.

Der Nasal m ist zu beachten als derjenige Laut, der die menschlichen Sprechorgane vorne abschließt.

Der Nasal ng wird durch das Andrängen des Gaumensegels bis an den Gaumen teils mehr hinten, teils mehr vorn, gebildet, und so bedeutet er ein Naheandrängen. Zunächst mag er ein entsprechend entstandenes Windsgeräusch oder ähnliche Naturlaute nachgeahmt haben, wie aus Wörtern wie Sang singen, engl. song und griech. klangos hervorgeht. Sodann aber hat auch wiederum die bloße Gesichtswahrnehmung die Laute ong, ang, eng, ing, ung ausgelöst. Das griech. angchi und enggys = nahe, das deutsche ang usw. in Anger, Angri, Angeln, Engern, Ingermannland, sowie „eng" und die Endungen -ang, -ing und -ung, sowie die Ortsnamenbestandteile -angen, -ingen, -ungen bezeichnen sämtlich das Verhältnis des „sich eng An-, Ein, Umschmiegens" je nach der Sonderbedeutung der Klanglautfarben. So bedeutet ing eng hineingeschmiegt, hineingehörig, ung unten eng herum oder darangeschmiegt oder dazugehörig, z. B. Hüningen einen ins Tiefland hineingeschmiegten Ort (von Hun = niedrig, unten drin, wie Hühner = niedrig fliegend, unten lebende Vögel, und Hünengräber = Niederungsgräber), Heldrungen einen an Waldgebirge unten sich anschmiegenden Ort. „Ding" bedeutet „Freiliegendes, welches aus innerer Enge heraustritt", Zank „Hitziges eng aneinander Ausgebrochenes." „Anger" bedeutet „sich an Gebirge oder Wald eng anschmiegenden Boden." „Engel" ist aus griech. angelos, angalos entstanden, welches = angaros ist. Das angareion war bei den Persern ein Reiterbotendienst, dessen Bedienstete wohl vorzugsweise auf Bodenstrecken von Angernatur vorwärts kamen, wo sie die Relaispferde fanden. Das latein. angulus = Winkel, Angel, zeigt sich im Griechischen noch in älterer Form mit k in ankyla toxa = hakige Pfeile. Ankylos heißt also eigentlich „dicht angeschmiegt heraus (k) ragend an der unteren Stelle (yl)", wie ankyra und latein. ancora = Anker. So ongkos = Haarwulst, eigentlich „oben angeschmiegt herausragend", im übertragenen Sinne Schwulst und Aufgeblasenheit. So „Wange" = weich angeschmiegt hervortretend, auch von Gegenden, z. B. Kirche Wang im Riesengebirge und Wangen in Württemberg und der Schweiz, Wengern in Westfalen, Wengern-Alp in der Schweiz. Lange ist eine sich an (Wald) eng anschließende Waldblöße, Langen ist ein Wohnort (n) darin. An der Trennungslinie von Wald und Blöße hat das Auge des Urmenschen die Erscheinung wahrgenommen, aus der er den Begriff „lang" gewann. In Lonk (Maria Lonk, Wallfahrtsort in Preußen) und Lanke tritt zu dem Nasal noch ein verwandter k-Laut hinzu, doch mit der besonderen Bedeutung „heraus, herausgebrochen", wie in lacus, Loc in Schottland, Loch, sodaß Lanke ein am Walde oder Gebirge sich hinziehender langgestreckter Weiher ist.

Der Nasal n wird durch das Andrängen der Zunge an den inneren Gaumen oder an die oberen Zähne gebildet, wobei die Zahnreihen geschlossen, aber auch offen sein können. Jedenfalls wird ein Abschluß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und eine Einengung des Brustatemstromes bewirkt, durch welche derselbe in den Nasenraum gedrängt wird. Auch das n kann wohl zuerst ein unwillkürlicher Nachahmungslaut für ein entsprechendes Windsgeräusch gewesen sein, wofür die Wörter Ton, latein. sonus, engl. sound, latein. ventus, deutsch Wind, Föhn bezeichnende Beispiele sind.

Dann aber drückte der bei n eintretende allerinnerste Verschluß der Mundhöhle auch allerlei innere Verhältnisse aus, die vom Urmenschen durch den Gesichtssinn wahrgenommen wurden. Es erscheint daher zunächst in Bezug auf den vorzugsweise wichtigen Begriff innen strömendes „Wasser" in der Form „Inn" und Ind(-us), wo das d das Tiefeingedrückte, s aber das strömende Wasser bezeichnet. Ebenso Anz (in Anzengruber), Enz und Enns. Dann bedeutet es überhaupt innen und Inneres, z. B. in der Präposition in, latein. in, frz. en, ferner innen, hinein, griech. en, enti, endon, engl. in, into. Im Bergischen Lande gibt es viele Ortsnamen mit ant, ent, end, wie auch Ende bei Witten in Westfalen. Sie haben die Bedeutung „Innentälchen" und, wenn ein Gewässer darin ist, „Innenflüßchen". Der Ausdruck „Ende", der identisch mit Grenze ist, wie das latein. finis, wird daher stammen. Der Vokal bei n kann auch anders gefärbt sein, als mit i, z. B. engl. on, dtsch. an und un, wie z. B. in manchen westfälischen Ortsnamen. So heißt Annen: Freiliegend(a) innen(n) Wohnort(n) = in offenem Tal liegender W. Wannen hat noch den w-Laut vorher, der sanfte Ansteigung bedeutet, wonach also der Name einen in offen liegender, mit sanft ansteigenden Rändern versehener Vertiefung — einer Wanne — gelegenen Ort bezeichnet. Unna, aus Unnawa entstanden, ist als Tief-Innen-Au zu erklären. Das am Ende von Ortsnamen viel vorkommende n, noch erhalten im engl. inn, Wohnung, Gasthaus, und in den deutschen Endungen -an (Lauban), -on (Brilon), -en (Witten), -in (Berlin), -un (schwed. Falun), bedeutet Innenstelle = Wohnstätte, Wohnung, Wohnort, Niederlassung. Es hat in diesen Orten Bedeutungsverwandtschaft mit dem m in om, am etc., in denen das m Mitte und deshalb auch Wohnort, Heim bedeutet. Daher gehen diese Laute leicht in einander über, manches kräftigere m mag schon früh dem bequemeren n gewichen sein. So gibt es z. B. neben dem Namen Halem den Halensee (im Walde innen geleg. See), neben Dahlem Dahlen usw.

Eine sehr wichtige Bedeutung hat n als Negation, die es schon in der geschichtslosen Zeit der Urlaute gehabt hat. Diese Bedeutung kam zustande durch die Bildung der Negativwurzeln (von denen später die Rede sein wird) aus den vorerwähnten Urwurzeln on, an, en, in, un. Jene wunderbare, meines Wissens noch von niemand beobachtete Erscheinung, daß die aus einem Vokal und einem Konsonanten bestehenden Wurzeln bei der Umkehr ihrer Laute den negativen Sinn bekommen, zeigt sich hier derart typisch, daß diese Formen no, na, ne, ni, nu und das bloße n geradezu die Ausdrücke und Zeichen der Negation in allen Sprachen geworden sind. Weil das n, zumal mit dem Klanglaut i, den allerinnersten Punkt und die engste Begrenzung ausdrückte, eignete es sich auch am besten zum Ausdrucksmittel für einen Begriff von so großer prinzipieller Bedeutung, wie es die Negation ist. Wenn nämlich in „da ist innen drin" oder „Vorhandensein drin" bedeutet, so besagt ni: (Ein) Nichtsein von drin Vorhandensein liegt vor d. h. „darin ist nicht." Das altdeutsche nih ([ein] Nichtvorhanden-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein drinnen kommt heraus) ist die genaueste und vollständigste Darstellung dieses Verneinungsbegriffs, die sich in „nicht“ unnötig verschärft und in nit und net mit der Tenuis t (durch, heraus) in gleicher Bedeutung vollzogen hat. Das latein. non, das engl. no und not, das frz. non usw. beruhen auf der Vorstellung von on = offen drin und oben drin, während das latein. ne und das franz. ne sich der genauesten Bedeutungsform ni nähern.

Der Nasal-Schmelzlaut nj (ungefähr = frz. gn). Der Laut nj ist nach phonetischer Bezeichnungsweise*) ein palatalisiertes oder nach französischer Bezeichnung mouilliertes n. In der Tat ist er ein n, dessen Deutlichkeit zu Gunsten eines palatalen (d. i. am Gaumen gebildeten) j zusammenschmilzt, und man darf den Gedanken an den j-Laut durchaus nicht so weit fortwerfen, wie Sievers (a. a. O. 487) tut. Im Gegenteil zeigt die biologische Auffassung des Verhältnisses und die Wirbelgestalt des natürlichen Lautsystems, daß gerade hier der halbvokale Laut j einsetzt und fortan wirksam wird, nachdem er bis hierher dem halbvokalischen Laute w den Vorrang gelassen hatte.

Man kann deshalb den palatalisierten Nasal nj als einen nicht einfachen, vielmehr zusammengesetzten Laut ansehen und von den einfachen Urlauten ausschließen. Indessen ist die Verschmelzung eine so starke, und der Laut kommt in den lebenden romanischen und slawischen Sprachen neben andern Schmelzlauten so stark vor, auch führt man altsprachliche Lautformen so sicher auf den Schmelzlaut nj zurück (wie z. B. griech. ain auf anj u. A.), daß man geneigt sein muß, das nj zu den einheitlichen Urlauten zu zählen. Im Griechischen, Altitalischen und Germanischen ist er freilich nicht mehr vorhanden, sondern hat sich in n und vokalisches i aufgelöst, welches vor oder hinter das n trat. Im Gothischen ist er scheinbar bei den Verben auf njan vorhanden, wie meinjan, aber n und j bilden hier nicht einen Laut, sondern sind völlig zu verschiedenen Silben gehörig.

Jedenfalls hatte der Laut nj die Bedeutung „innen aufwärts“ oder „innen lebhaft“, wie sich aus der Bedeutung von j ergibt.

Im römischen Flußnamen Anio = Engfluß aufspringend (von seinen Kaskaden), dem Worte unio = Perle, eigentlich von unten innen emporwachsend, dem franz. Flußnamen Ognon oder Oignon (= Oberer lebhafter Innenfluß, nämlich im Vergleiche zur Saone, in welche er fließt) werden wir Beispiele für den Urlaut nj finden dürfen. Vor allem aber bieten uns die litthauische und die slawischen Sprachen, die den Laut noch heute haben, in ihren alten Namen echte Beispiele, wie Njemen und Dnjester.

Die Zungen-Zahnlaute (Linguodentalen).

Der j-Laut. Im natürlichen Lautsystem sehen wir nachgerade den Halbvokal w in seiner konsonantenbildenden Wirkung durch den Halbvokal j abgelöst werden, der schon den letzten Nasal erweichend beeinflußte, nunmehr aber in langer Wirbelkurve die Zungen-Zahnlaute bildet, bis er zur Nähe des Ausgangspunktes zurückkehrt und, sich selbst zwar ähnlich, aber nicht mehr gleich, in dieser veränderten Gestalt eine neue Curve anbahnt, um dann selber zu verschwinden.

Wenn heftiges Verlangen den Urmenschen in dem Augenblicke ergriff, wo er etwas entsprechend Anregendes hörte oder sah, so gestaltete dies

*) S. Sievers, Phonetik, 5. A. N. 482.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verlangen den Urlaut j, denselben, von dem der reine Klanglaut i sich zu edleren Sprachgebilden nach und nach abdifferenzierte. Aber auch der entschiedene Geräuschlaut j behielt Existenz und Kraft, zunächst zum Ausdrucke des Verlangens. Unser deutsches „jappen", „japsen", d. h. mit Körper und Mund heftig sich nach etwas Höherem hinbewegen, zeigt noch diesen Sinn des j, gerade wie das griechische iaptein (nach etwas langen, heftig streben) und der Name des Titanen Japetos, der mit seinen Titanensöhnen Menötios, Atlas, Prometheus und Epimetheus im uralten Mythus niemanden anders, als den Menschen vertritt. Ob nicht infolge urältester Sprachverwandtschaft auch „Japs", der turanische Japaner, sowie andererseits der biblische Japhet ihre Namen in dieser Bedeutung erhielten, bleibe dahingestellt. Auch im latein. jacio, jaculum = werfe, Wurfspeer, ist dasselbe j zu erkennen, wie im deutschen „jagen". Vielleicht hat der Urmensch den Laut auf akustischem Wege, also durch unwillkürliche Schallnachahmung entweder von auffahrenden Windstößen oder von ähnlichen Wasserstrahlen, Geysern u. dergl. gewonnen. Doch genügte auch die Möglichkeit, daß in dem Augenblicke, wo er etwas Derartiges sah, seine Sprachorgane sich ihm unbewußt in ein dem wahrgenommenen Zustande analoges Verhältnis zu einander setzten, sobald er einem Begleiter das Wahrgenommene mitteilen wollte, und daß er auch zu andern Zeiten und Gelegenheiten beim Empfinden einer solchen eingeengten Gemütswallung sich desselben Lautes bediente, den der Naturvorgang bei ihm als Reflexlaut ausgelöst hatte. Wurde auch ein Naturmensch, der das tat, von seinesgleichen nicht verstanden, so bildete sich im Verlaufe von Jahrtausenden — bei der von allen möglichen anderen Lautansatzpunkten her beginnenden Geistesentwickelung — doch eine unbewußte übereinstimmende Wahrnehmung, Lautgebung und Verständigung auch durch diesen Laut heraus. Nur ein kleiner Schritt war es dann für den Urmenschen, den j-Laut (im Gegensatz zu dem Wehelaute w) zur Bezeichnung stürmischer, plötzlich hervorbrechender Freude zu gebrauchen, wie das gotische jai! = oh! und ja! = ja! sowie die altitalische Partikel io! und das lateinische Wort iocus, sowie das deutsche jubeln und jauchzen sie ausdrücken. In der Partikel io! ist noch besonders durch das unmittelbar angeschmolzene o der Charakter des Aufwärtsgerichteten kenntlich gemacht, gerade wie ow in besonders deutlicher Weise die Bedeutung des w als eines von oben Abwärtsgerichteten klarstellte.

Wir erkennen also als die Bedeutung des halbvokalischen Lautes j den Begriff, „lebhaft von innen aufwärts" z. B. in jach und jäh, = steil ansteigend, womit sich dann die korrelative Bedeutung scharf abwärts, steil abfallend verbindet.

Von Wichtigkeit ist dabei jedoch, daß man die ganz besonders wildlautartige Natur des Lautes j beobachtet. Außer mit dem Vokale i ist ihm nämlich noch eine innige Verwandtschaft mit den Lauten d und s eigen, die sich in der englischen Aussprache z. B. justice, journey noch heute kundgibt. So eine wegen niederhaltenden Drucks besonders scharf ausstrahlende Begier oder Freude nahm die Lautform dj an, welche, wie nj, einen Laut darstellt, der zwischen einfachem Laut und einer zweilautigen Lautverbindung als einheitlicher Mischlaut die Mitte hält. Der Laut dj hat die Bedeutung: „Von einer Stelle der Hemmung aus lebhaft aufwärts oder vorwärts." Ein interessantes Beispiel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dafür ist das vorzugsweise im Semitischen erscheinende Wort Djebel (auch oft in der Schreibung Dschebel) = Steilberg, Steilgebirge, in welchem dj die obige Bedeutung hat, wozu dann noch eb = Ebbe und el = Gebirge oder Gelände darin enthalten sind. Doch beruhen auch arische Namen wie Dschemschid auf dieser Bedeutung des dj oder dsch.

Wenn ursprünglich die Naturerscheinung von einer zumal eingepreßten Wind-, Rauch-, Staub- oder Wassersäule den Laut j sowie dj erzeugte, so war es natürlich, daß die verschiedenen Arten dieses Geräusches und der durch das Auge mit wahrgenommenen Erscheinung auch zur Angleichung des Sprachlauts an dieselben führte. Vorzugsweise die Analogie mit den Erscheinungen des Wassers war dabei wirksam. Durch sie gelangte das s-artige Element in den Laut, sodaß sich das j zu dem j, wie es jetzt in der französischen Aussprache erscheint, umwandelte, welches wiederum samt dem entsprechenden dj als Ausdruck einer schärferen Erscheinungsform des aufspringenden Wassers (wie z. B. in den Wörtern schütten, schiessen, waschen) zu sch bezw. (wie in patschen) zu dsch oder gewöhnlich zu tsch wurde, z. B. Piz Chiampatsch, Morteratsch, Matsch, Quatsch). Dann fand eine Abnahme der Intensität des Gischtlautes in dem schon schwächeren ss oder ß Ausdruck (Beispiele: Gießen, Gosse, Guß, fließen, naß), dem der Laut dss, gewöhnlich zu ts oder z (tz) assimiliert, entsprach. So haben wir Itz, besonders häufig als Endsilbe, und Ötz = scharfströmendes Innenwasser bezw. Oberwasser.

Die Anschauung und das Geräusch eines ruhiger strömenden Flusses führte dann dazu, daß der Urmensch dem einmal gewonnenen Laute für den Begriff „strömendes Wasser" das scharfe Klangelement entzog und so den weichen s-Laut gewann, den er wohl auch sonst im Windessausen wahrgenommen und von da her unbewußt nachgebildet hatte. So bedeutet weiches s ursprünglich das ruhige, aber noch sehr wahrnehmbare sanft sausende Windes- und Stromgeräusch, dann aber auch das Strombild mit seiner kräftigen Vorwärtsbewegung, infolgedessen aber eine solche kräftige und stätige zumal feuchte, saftige (z. B. in sucus = Saft) Vorwärtsbewegung überhaupt. Das Element des Gleichmäßigen darin differenziert sich sogar zum Begriff des Sanften ab. Doch ist dies nicht der Hauptbegriff, sondern das stätige und kräftige Vorwärtsdringen. Und haben wir früher den offenen gedehnten o-Laut, besonders in der Form hŏ, als den Bezeichnungslaut für „er" und „der" kennen gelernt, so sehen wir dies ho mit s sich zu hŏs gestalten und die Bedeutung „Da ist der Sauser", der Andringende, der Feind (hostis)!" bekommen, indem das t das Durchdringen (durch den Wald) und zum Vorschein Kommen bedeutet.

Wenn mit dem weichen s-Laute noch das (ursprünglich Hemmung bedeutende) d-Element verbunden war, so entstand der Laut th, der im Englischen in verschiedenen Nüancen (other, thunder, noch vorhanden ist.

Bis hieher sehen wir die Wirkung des von der Anschauung des Wassers herrührenden und sich darnach verschieden gestaltenden s-Lautes reichen. Seine Bedeutung in der Urwurzel als irgendwie strömendes Wasser und in der Negativwurzel als nicht strömendes Wasser vereinigt sich schließlich zu einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mittelbegriff Nasses oder Wasser schlechthin, wie wir ihn in sar und sal (lat. saltus, deutsch Salburg) = feuchtes Waldgebirge vor uns finden.

Das s wird nun bei der Weiterentwickelung des j-Lautes im natürlichen Lautwirbel von jenem d-Laut abgelöst, den wir als einen dem j ebenfalls innerlich verwandten Laut bezeichneten.

Den d-Laut bildete der Urmensch, wie wir schon früher auseinandergesetzt haben, vielleicht zunächst als Schallnachahmung bei Donnerschlägen oder andern starken Schlägen auf einen festen Boden, jedenfalls aber zugleich auch beim Sehen durch eine ihm unbewusste Parallelfunktion des Sprachorgans mit der von ihm wahrgenommenen Erscheinung. Wenn er den Donnerschlag niederfahren hörte, wenn er den Felsblock niederstürzen hörte und sah, wenn er den Schlagstein oder die Keule niedersausen ließ, hatte er den Sinneseindruck, daß etwas nicht nur plötzlich mit Gewalt niedergefahren war, sondern daß es auch einen hemmenden Druck ausgeübt hatte, der weiter fortdauerte. So wurde auch der starke Brustatemdruck durch die gewaltsam vordringende Zunge am Zahngaumen inmitten des Austritts gehemmt, sodass zugleich das Austreten des Lautes und seine Hemmung dem Hörer vernehmbar wurde, gerade so wie das bei dem labialen b und dem gutturalen g der Fall war. Von diesen explosiven Dauerlauten, die von der älteren Sprachwissenschaft als Mediae bezeichnet werden, ist d der dentale.

Der d-Laut bedeutete somit in akustischer Hinsicht „dröhnen," in optischer aber „Hemmung", also soviel wie „fest", „festhaltend", „auf" und „an". In der latein. Präposition ad = an, zu, erkennt man diese Bedeutung „da ist Druck", „da ist an", „da ist Hemmung" deutlich, ebenso in der Negativwurzel dal = Nicht Hemmung bildender d. i. offener Boden od. Tal ist da. Ebenso ist es im griech. odont- = „Hemmung (des harten Bissens) Beseitigendes ist da drinnen heraus-(gewachsen) (t), im lat. dent-, got. tunth-us, niederd. tan, hochd. Zahn. — So heißt dan: Nicht mit Aufliegendem (näml. Wald) versehene, also glatte bez. niedere (ergänze: Bodenstelle) ist darin (vgl. Danz, Tenne). So bedeutet auch lat. da soviel wie „nicht festdrücken", (z. B. den Daumen auf den Beutel) = geben. —

Der t-Laut.

Sehr nahe verwandt dem d ist der explosive Momentlaut t, in welchen besonders am Ende von Wörtern die Sprache aus d unwillkürlich übergeht. Er entsteht bei Anlegung der Zunge an den Rand der oberen Zahnreihe infolge eines explosiven Atemvorstoßes durch eine gewaltsam geschaffene enge Öffnung, welche den Atemstoß ganz durchläßt, ohne sich wieder schließen zu wollen. So bedeutet t ein Durchstoßen, plötzliches Durchdrücken, geradezu ein „durch", danach „hinaus" (niederdeutsch ut) und „draußen," also Außenseite, Ende, Grenze, begrenzt von etwas und begrenzend. Durch diesen Begriff Grenze erklärt sich mancher Gegensinn gegenüber der ursprünglichen Bedeutung „durch", denn Grenze ist ein Hindernis, Grenze läßt nicht durch. So haben zwar auch die Urwurzeln mit t (at, ot, ut u. s. f.) ihre Negativwurzeln (to, ta u. s. f.) aber die Bedeutung beider kommt manchmal überein. So heißt die Urwurzel ut zunächst „unten durch", „aus",

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„hinaus", „außen" (Utermann = Außenlandmann), und die Gegenwurzel tu (zu) zunächst „nicht durch", „nicht hinaus", daher tur = tür = tor unten geschlossenes hohes (r). Nun bedeutet ut auch Randstelle, Grenze, und die Gegenwurzel tu bedeutet in diesem Sinne „Nicht Grenze," „offen", und tur, tür, tor wird zu etwas „unten Offenem". In der Tat läßt sich Tür und Tor ebensowohl schließen, wie öffnen, es kann den Durchgang hindern und ermöglichen. So erklären sich Tor, Torn, Turm. Der Laut t bezeichnet demgemäß einen Mittelbegriff, nämlich einen Abschluß, der sich gleichwohl öffnen läßt, wie z. B. aus har Waldgebirge ohne Begrenzung hart (harz) = umgrenztes Waldgebirge wird. So bedeutet das asiatische Urt = Urut ein (zwischen Kaspisee und Aralsee) begrenztes Tiefland, Tur aber = Tuur (Turan) ein grenzenloses Tiefland. Gegensinn ist auch vorhanden zwischen at = da ist Grenze, da ist geschlossen (z. B. in Gatter) und der griech. Wurzel ta = ausbreiten (teino). Aus Urwurzeln erklären sich Atter-See = deutlich „hin durchs Land", die Itter (Flüßchen in Westfalen) = „innen durchs Land", die Wörter uten, uter = außen, außer, das lat. uterus (Unterleib), auch das griech. ōta, die Ohren, = oben Durchlässe.

Bei starker Explosion wird t leicht zu th und sogar zu tsch, d. h. es drängt sich hinter ihm her ein scharfer Atemhauch (spiritus asper) und macht so die tenuis zur exspirans. Sogar die Gestalt eines Sibilanten d. h. eines s-Lautes nimmt dieser scharfe Aushauch häufig an, und so wird hart zu harz, ohne daß dem s-Elemente dabei eine besondere Bedeutung innewohnte. Schließlich verschwindet beim t-Auslaut dies t-Element in manchen Sprachen mehr oder weniger gänzlich, und es bleibt statt dessen ein reiner s-Laut übrig. Solches ist in der griechischen und der lateinischen Sprache der Fall, die dann teilweise Ersatzdehnung des Vokals eintreten lassen. So wird aus odont (Zahn) im Griech. odous, aus lat. dent aber dens.

Mit dem Laute tch ist der Wirbel der Zungen-Zahnlaute wieder nahezu zum Ausgangspunkte der Kurve zurückgelangt, und der dem j fast gleichartige Dentallaut dj verliert den t-Charakter völlig, um in selbständiger Weiterentwickelung eine neue Kurve anzubahnen.

Die Kehl- und Gaumenlaute.

Der scharfe Hauchlaut erscheint also im System zunächst als ein an den Alveolen (Zahnhöhlen) gebildeter Sibilant (Zischlaut) ch, aber er kann in der Reihe der Organe des menschlichen Sprachapparates auch weiter rückwärts gebildet werden und so in verschiedenen Übergängen am Gaumen einen palatalen, am Gaumensegel einen velaren, schließlich im Kehlkopf einen rein gutturalen Charakter erhalten. Aus dem Ich-Laut kann nach Schleicher'scher Bezeichnungsweise schließlich ein Ach-Laut werden.

Selbstverständlich soll mit dieser Darstellung nicht gesagt sein, daß der Urmensch erst alle vorher besprochenen Laute gebildet hatte und nun erst zur Bildung der scharfen Hauchlaute in der eben erwähnten Reihenfolge überging. Das Gegenteil ist der Fall gewesen. Vielleicht, sogar wahrscheinlich, waren die Kehllaute, welche ja dem aus tiefster Brust mit offenem Munde hervorgestoßenen Klanglaut o am verwandtesten sind, die frühesten Geräuschlaute, die überhaupt hervorgebracht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurden, allen voran der bloße scharfe Hauchlaut h. Aber es lag in der Natur dieser Laute, die ebenfalls aus tiefster Brust und offenem Munde hervordringen, daß sie am unvollkommensten artikuliert d. h. durch die Sprachorgane willkürlich geregelt wurden.*) Erst eine den schneller zur Artikulation gelangten vorderen Sprachlauten analoge Entwickelung hat auch ihnen eine deutliche Artikulation gebracht. Und so finden wir in der Wirbelbewegung des natürlichen Sprachsystems diese ältesten Geräuschlaute sich erst spät zu einer Kurve artikulierter Laute ordnen nnd die Reihenfolge palatales ch, dann gh, g, k, kh und h bilden.

Diese Laute bezeichnen sämtlich ein Heraustreten, wie sich ja auch an ihnen selbst dieser Vorgang am sinnfälligsten wahrnehmbar macht.

Während der sprachgeschichtlich früheste, im System aber letzte Guttural, der aus der fernsten Tiefe herkommende reine Hauchlaut h, gleichviel ob unartikuliert, wo er kaum hörbar ist, oder artikuliert, wo er ein Empfindungslaut ist und völlig frei von akustischer oder optischer Sinnesnachahmung erscheint, demgemäß auch immer mit den Klanglauten innig verbunden auftritt, — sind die andern Gaumen- und Kehllaute unverkennbar Nachahmungslaute.

Etwa das Hervorkackern und- knattern von Steinen und festen Gegenständen verursachte einen k-Laut, das Aufschlagen größerer herausfallender Felsstücke einen g-Laut, das Geräusch einer Schuttlawine einen velaren ch-Laut. Wenn der Urmensch zunächst nur den Schall auffaßte und mit der Zeit bei der Mitteilung an seinesgleichen nur diesen Schall durch die erwähnten Laute wiedergab, so kam doch nach und nach auch die Gesichtswahrnehmung bei ihm hinzu und gelangte auch ihrerseits zum Ausdruck. Er nahm wahr, dass die fallenden und das Geräusch verursachenden Gegenstände aus etwas herauskamen — nicht zu vergessen sind hier wieder die Wahrnehmungen der gleichen Verhältnisse beim Tier- und Menschenkörper — und jene Geräuschlaute wandte er nunmehr zur Bezeichnung auch dieses Verhältnisses an und zwar bis zu dem Grade, daß er ruhende Zustände damit bezeichnete. So bedeutete k nicht nur das Geräusch des Kackerns u s. w., sondern auch den Begriff „scharf heraus", „plötzlich heraus", und g nicht nur den Begriff des wuchtigen Kollerns und Rollens, sondern auch den des massigen Heraustretens, und ch nicht nur den Begriff des Rutschens und Schurrens, sondern auch den des trockenen breiten Hervorströmens. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um eine vertikale oder um eine horizontale Richtung handelt. Demgemäß steht k in Pik (Aufplatzen von innen scharf empor), wie in Ak und Ek (scharf hervorspringende Stelle am Felsen oder Berge = Berg- oder Felsvorsprung), wie auch in Ecke (rein geometrisch genommen eine in der Ebene scharf hervorspringende Stelle). So bedeutet Og, Ag oder Eg eine kräftig hervortretende Stelle, vertikal einen Berg oder ein bewaldetes Gebirge, Egge, zumal wenn sich damit die horizontale Anschauung des Hervortretens aus der Masse verbindet. Dasselbe Verhältnis, nur in immer weicherer und sanfterer Konfiguration der Landschaft, wird dann durch gh oder ch (Achlaut) ausgedrückt. Wie sehr im

*) S. über die Funktionen der Sprachorgane, über Artikulation u. s. w. Sievers, Phonetik, c. 3. und 4.

Grunde Klanglaut und Geräuschlaut eines Blutes sind, zeigt sich hier wieder insofern, als von Alters her die Neigung bestand, agg in ay oder ai und egg in ey und ei zu verwandeln. Man denke an engl. egg = Herausgekommenes = dtsch. Ei. So haben wir die früher erwähnten Namen Altai, Waldai und Ardey statt der ursprünglichen Altagg, Waldagg, Ardegg, welche letzteren auch noch vielfach in Waldeck, Ardeck umgestaltet existieren. Interessant ist, wie an der Ruhr die Stadt „Herdecke" mit fränkisch-hochdeutschem Namen neben dem Gebirge „Ardey" liegt, welches die sächsisch-niederdeutsche Form behalten hat. Auf gewisse Gesetze des Lautwandels, wie die Lautverschiebung, sowie auf historische Tatsachen desselben einzugehen, ist hier nicht der Ort. Im Allgemeinen ist aber festzuhalten, daß, wie wir das bei den Lippenlauten und bei den d-Lauten gesehen haben, so auch unter den Gaumen- und Kehllauten schon früh Vertauschungen undeutlicherer oder deutlicherer Art eingetreten sind, ohne daß die eigentlich vorhandenen scharfen Bedeutungsunterschiede dabei festgehalten wurden.

Auch des Gegensinnes der Wurzeln ist hier zu gedenken. Wenn ag soviel bedeutet, wie: Da tritt kräftig hervor, d. h. da ist hervortretendes Gebirge (z. B. Ag in Axenstein), so heißt griech. ga: Da ist nicht hervortretender (nicht gebirgiger) Boden. Ebenso heißt ok: Da ist scharf hervorspringende Spitze! Dagegen heißt ko (indisch = Gebirge, Berg) z. B. in Hindukoh oder Kuh: Da ist nicht scharf hervorspringende Spitze, vielmehr breit hervortretendes Massengebirge.

Nur noch ein paar Beispiele für die Bedeutung der Kehllaute können hier Stelle finden. Aken (an der Elbe in flacher Lage) ist: Heraustretende, d. i. vom Flusse im Winkel oder Haken umzogene Wohnstelle(n). Aachen ist = Wasser(quellen)heraustrittsstadt (Vertikale Vorstellung). Hagen bedeutet: In auffallendem Waldgebirge gelegener Ort; Heggen dasselbe, mit dem Begriff des Breiten, ebenso Egen. Hoc, Hoch = Auffallend oben herausspringend. Huc = auffallend aus der Tiefe hervorspringender Berg. Griech. Präpos. ek, lat. ex, Ochse, engl. ox = oben heraus (die Hörner). Ach, Ache = da ist (Wasser) herausbrechend. Achwa, Akhwa, Akwa, Aqua = da ist hervorkommendes abwärts fließendes Wasser. Tac, Tag = Grenze oder Beginn des (a) Helligkeits-Anbruchs. Jocus lat. = Lebhaft oben hinaus er (s lat. is). Acus = Spitzes Ding, Nadel. Haken, Hacke. Woc, Wac (mittelhochdeutsch) = Woge, eigentlich Wellen oben hinaus = Wellenschlag (So die Waag). Weg = Zum (Wallen) Wandeln eben ruhig kräftig heraustretende Stelle = Weg. Wyck = Wallendes d. i. Meer-Innen-Bucht. Holl. Buyck = Kräftige Einbuchtung, wie bug, boug, bog = Biegung, Ring. Back, Bach = Kräftig strömendes herausgekommenes Wasser. Lac (-us) = Glatte Fläche heraus (gebrochen aus dem Gelände), Loc-us = Glatte obere Stelle (Lo Loh) hervortretend, so auch luc-us glatte (d. h. nicht mit Urwald bestandene, wenn auch vielleicht mit frischem Baumwuchs bestandene) tiefe Stelle hervortretend. So lacuna = Lücke, Lagune. — Zu beachten sind noch die Bedeutungen von k in Ecke = Grenzlinie, Rand (davon wohl Herdecke = Waldgebirgsrand), auch Schneide (Mittelhochd. ein swert, daz sêr an sînen ecken sneit), ferner von g im Verbalsinne von kräftig hervorgehen, dahergehen, geben z. B. in ag = betreiben, dahergehend bearbeiten: griech. agein, latein. agere, agrare (r = Boden) ackern, beackern, Acker = Bearbeitungsland. Im Auslaut bekam das k leicht,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie p und t, einen starken Hauchlaut und wurde zur Exspirans kh, welche zwar viel verwechselt mit der sog. Aspirata, d. h. dem urwüchsigen velaren Hauchlaut ch, doch nicht mit dieser identisch ist.

Des k-Elements sich ganz entäußernd, steht im Lautsystem nunmehr schließlich der reine scharfe Hauchlaut h vor uns, nachdem er, selber ein Empfindungslaut, bis dahin in der Praxis des Sprechens bei Urmenschen und geschichtszeitlichen Menschen fast nur in Verschmelzung mit gutturalen Nachahmungslauten zur Anwendung gekommen war. Manche lebenden Sprachen aber bringen ihn auch heute noch nicht fertig, z. B. die französische. In völliger Selbständigkeit besteht er nur aus einem unmittelbar nach dem Einatmen wieder ausgeatmeten Luftstrom und ist ohne jede Artikulation. Doch gelangt er in dieser Form sogar in andern Sprachen auch heutzutage kaum zur Anwendung, denn er ist für die Sprachorgane zu umständlich herzustellen, auch gleichwohl zu wenig hörbar. Er erfährt vielmehr immmerhin eine artikulierende Einwirkung der Sprachorgane in der Rachenhöhle. Aber er ist doch nachgerade von dem Nachbarlaut ch, der ein Nachahmungslaut ist, deutlich geschieden. Dieser Laut h drückt die Empfindung des Überraschenden, Plötzlichen, auffallend Hervortretenden aus, wie wir das an der Interjektion ha! noch heute sehen. Wenn ar und al Waldgebirge und Höhe bedeuten, so heißt har und hal auffallend hervortretender Wald oder hervortretendes Obere. Davon kommt unser deutsches Hals und auch das griech. hals = die Meereshöhe mit und ohne die Nebenbedeutung der Einengung zwischen Land. So heißt Huk: Auffallend von unten hervortretende Erhebung usw.

Die Bedeutungen der Gaumen- und Kehllaute gestalten sich demnach, abgesehen von ihren Schallbedeutungen, folgendermaßen: Das ch bedeutet weich heraus. Das gh als Übergang (im Münsterlande noch heute sehr gesprochen) und das g bedeuten fest, kräftig, mächtig heraustretend (Hauptwort Eckgebirge, Egge) und dann auch bloß fest, kräftig, mächtig (Hauptwort Gebirge, Egge), endlich auf die Bewegung und aufs Handeln übertragen: Kräftig gehen (go), begehen, betreiben (latein. ago), bearbeiten, arbeiten, ackern. Das k bedeutet scharf heraus, dann eckig, hakig, spitzig, scharf. Es bedeutet auch in Verbindung mit ar und al in kar und kal den Begriff kahl heraustretend, dtsch. kahl, latein. calvus, daher unter Umständen eine im Urwaldgebirge passierbare Stelle, latein. callis = Bergpfad (ähnlich dem späteren Rennsteig eigentl. Rainsteig), auch erhalten in westfälischen Namen, wie z. B. Kalle (bei Wennemen) und öfter Kallehardt (durch Volksetymologie korrumpiert in Kaltenhardt) = kahle Stelle im Waldgebirge. Das h endlich (der sog. spiritus asper) bedeutet „auffallend bemerkbar."

Dies h leitet zu der letzten Wirbelkurve des natürlichen Lautsystems hinüber, zu der der Zitterlaute oder Liquidae.

Die Zitterlaute (Liquidae.)

Der scharfe Kehlhauchlaut h gestaltete sich leicht zu einem ganz nahe verwandten und ähnlichen Kehllaute r um, der nur durch eine, zunächst nur geringe, Zitterbewegung eine Eigenart gewann. Dieser gutturale Zitterlaut r wurde dadurch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hervorgebracht, daß die feuchte Zunge sich nach oben wölbte und sich nahe an eine (feuchte) Stelle der festen oberen Mundhöhle legte, worauf dann der durchgedrückte Brustatem nur auf die Weise die Enge passieren kann, daß Zunge und obere Schleimhaut vibrieren und infolge dessen auch der Laut selber vibriert oder zittert. Von dieser hintersten Bildungsstelle an konnte der Zitterlaut r sich auch vermöge der weiter nach vorne zu gelegenen Sprachorgane bilden.

Doch ist ein hierbei eintretender großer Unterschied zu beobachten. Während in der Kehle beim velaren r die feuchte Zunge nach oben gewölbt ist und infolgedessen nur ein geringes Vibrieren des r-Lautes ermöglicht, nimmt sie am Obergaumen und von da an weiter vorwärts die entgegengesetzte Gestalt an, indem sie sich muschelartig mit den Rändern nach oben wölbt und nunmehr das Vibrieren viel kräftiger bewerkstelligt. Je weiter zurück zu der Stelle, wo sie hervorgewachsen ist, um so weniger ist die Zunge noch beweglich und um so weniger sondert sie Feuchtigkeit ab. Auch vermag sie hier nicht sich tief zu wölben. Um die Reibung des Atemstromes in der Enge hervorzurufen, muß sie sich umgekehrt, nämlich aufwärts wölben. Infolgedessen entstehen die mangelhaft rollenden und trocken klingenden gutturalen und velaren r-Laute. Am Obergaumen aber kommt die Umformung der frei beweglich gewordenen Zunge völlig zustande, und das r wird von da an ein immer deutlicher rollender oder schnarrender Laut. Dieser hinterste Obergaumen-Zitterlaut pflegt als cerebrales r bezeichnet zu werden, und er hat noch insofern eine besondere Bedeutung, als er durch etwas kräftigeres wenn auch sanftes Andrücken des weichen Zungenrandes in einen verwandten, aber immerhin andern Laut, das cerebrale l, verwandelt werden kann. Diese beiden Laute sind als nahezu identisch anzusehen, sie lösen sich auch in den Sprachen der Welt fortwährend miteinander ab, ja sie sind vielfach (noch bis auf den heutigen Tag) zusammen wie ein einziger Gesamtlaut vorhanden, was sich vollkommen dadurch erklärt, daß an einer Stelle der Zungenrand lockerer anliegt und einen r-Laut durchläßt, an einer Nachbarstelle aber sich weicher und dichter anschmiegt und so ein l bildet. Wie das mittelalterliche Deutsch den Laut rl in werlte (welt) kannte, so ist er heute noch im englischen world und earl vorhanden. Dies selbe Verhältnis, sowie der häufige Wechsel zwischen r und l findet dann weiter auch bei den übrigen Zitterlauten statt, die sich an den Zahnhöhlen als alveolare, bei den Zähnen als dentale Zitterlaute, ja sogar bei den Lippen als labiales r entwickeln. Heutzutage gilt als eigentliches r und l der alveolare Zitterlaut, obwohl die andern auch noch gesprochen werden. Auch diese beiden alveolaren (d. h. an der Zahnwurzelhöhle gebildeten) Zitterlaute treten sehr häufig für einander ein, je nachdem der eine oder der andere Volksstamm, die eine oder die andere Person mehr zur Hervorbringung des schnarrenden r oder des sanfteren l geneigt war oder ist. Gleichwohl werden wir sehen, daß dem lautlichen Unterschiede ursprünglich auch ein prinzipieller Bedeutungsunterschied zu Grunde lag. Hier ist vorher noch ein anderer Punkt zu erwähnen. Zur ferneren Abwechselung im Klange des r führt noch der Umstand, daß vielfach auch beim cerebralen, alveolaren, den-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

talen r die Zunge die Wölbung nach oben bildet, wodurch denn in derselben Weise, wie beim gutturalen und velaren r, der r-Laut nur zu einem geringen und trockenen Vibrieren gelangt.

Wo aber stammt der Urlaut r her? — Er war zunächst eine Schallnachahmung des Urwaldrauschens, also einer besonderen Art von Windsgeräusch, zugleich wohl auch des Rollens und Ratterns von Steinschlägen im Gebirge. Unwillkürlich ahmte der Urmensch, wenn er einem seinesgleichen die Vorstellung Waldgebirge oder Urwald ausdrücken oder aber auch einen solchen Vorgang selber mitteilen wollte, diese Naturgeräusche nach, und so entstand auf akustischem Wege der Laut r. Aber die Bildung dieses Lautes auch auf optischem Wege ging entweder zugleich, oder doch nach und nach in Anlehnung an den schon gewonnenen Laut vor sich. Das Erblicken des felsigen, zerklüfteten, zerrissenen Gebirges übte auf die Nerven des Gesichtsorgans und weiter auf das Zentralnervenorgan eine Einwirkung, welche dieses veranlasste, sie an das geeignete Sprachorgan weiter zu geben mit der Wirkung, daß das letztere seine Bestandteile in ein gleiches Verhältnis der Ungleichheit, Zerrissenheit versetzte, wie die Gesichtsnerven es aufgefasst hatten. So entstand die schnell intermittierende, vibrierende, zitternde Bewegung der gutturalen Sprachorgane, die den Kehlhauchlaut in das primitive gutturale r verwandelte.

So bedeutet das r in akustischem Sinne Rauschen des Urwaldes und zugleich in optischem Sinne Rauheit (felsige, zerrissene Beschaffenheit, hohe kalte windige Lage) des Geländes, in welchem sich jenes rauhe Rauschen bemerkbar machte. Es ist sehr wahrscheinlicher Weise bezeichnend für den allerursprünglichsten Aufenthalt der Urmenschen, ja für die Ursprungsstätte desselben, daß dieses gutturale r offenbar einer seiner allerfrühesten Laute, einer rauhen Gebirgsgegend sein Entstehen verdankt. Erst viel später wird er zu sanfteren Gebirgsabhängen und mäßig bewegtem Gelände mit weichen Laubholzwaldungen hinuntergelangt sein und dort den Verhältnissen entsprechend den rauhen r-Laut in den milderen l-Laut verwandelt haben, und zwar so, daß im ersten Falle der erstere seine besondere Existenz und Bedeutung nicht verlor, im zweiten Falle so, daß beide Laute einen Einheitslaut bildeten, im dritten Falle aber so, daß sie nach und nach in gegenseitigem Austausch an Schärfe der Eigenbedeutung Einbuße erfuhren. Alle drei Erscheinungen finden sich von frühesten Zeiten bis heute vor, die scharf gesonderte Eigenbedeutung jedes der beiden Laute r und l, das Auftreten als Einheitslaut und die gegenseitige Vertretung ohne schärferes Hervortreten der Eigenbedeutung.

Die erste dieser drei Erscheinungen, die scharfe Eigenbedeutung von r und l, zeigt sich in folgenden Beispielen:

Das Urwaldrauschen und manchmal zugleich das Felsig-Rauhe des r ist ausgedrückt in Wörtern, wie griech. Oros, deutsch Orb, Horb, Horeb, Sorau, Sorge, den westfälischen Namen Wormbach, Korbach, Korvey, Ar (= deutlich in die Augen fallendes Waldgebirge), Ardey, so auch in Arber (Berg im Böhmer Walde), Haar, Haardt, Harz, Harzburg, Warstein Wartburg, Wartenberg, Kar (Felsabhang), Karakorum-Gebirge, Karwendel-Gebirge, Karst, Garda, Saar, Erde, Eresburg, Herdringen, Werdringen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herbede [Her = Waldgebirge, b = Abdachung, ede = griech. hedos Wohnsitz], Gertel-bach bei Baden-Baden, lat. hirsutus [struppig], wirr, verworren, Birs, Kirn a. d. Nahe, Mure = [Mitten hinein unten Raubes = Schuttlawine]. Selbst die Worte des Gegensinns, welche das Vorhandensein von hohem Urwald ausschließen, behalten für das r an und für sich den Begriff des Rauhen, z. B. rug = rauh, rô = roh, rade und rode [Rodung], latein. radere kratzen, Rom = von rauhem Urwald freier Platz in der Mitte, Raum. Endlich in latein. rudis, rumpo und vielfach sonst.

Dagegen bedeutet l das Rauschen des Laubwaldes und zugleich den Begriff „lind, weich, glatt". So finden wir Ol = Laubhochwald in Olsberg, Oldenburg, Olive, Holz, Holstein, Wollin, Kolbe, Kolberg, griech. Olbia, Olynth etc., in Alle, Allendorf, Altenberg, Altenstein = Waldenstein, Altona, Altena [Waldinnenau], Halle = gleich auffallend hervortretender Laubwald, dann überhaupt = auffallend Hervortretendes z. B. Hals, ferner Saale [Feuchtwaldstrom], Ball [Ballon in den Vogesen], Balkh und Belch[en] = Kräftiges Laubwaldgebirge oder -berg hervortretend, Elsey, Bilstein und Bildstein = Kräftig sich im inneren Walde erhebender Fels [unter Umständen = Burg], Heil [= Hügel, bei Witten] engl. Hill, Wildungen = in sanft abgedachtem innerem Laubwalde unten drangelegener Wohnort, Hull = Auffallend sichtbarer tief gelegener Laubwald, Wullen = in sanft ansteigendem tief gelegenem Walde [oder mit Bedeutungswandel: Tiefboden] befindlicher Wohnort.

Ebenso Wörter des Gegensinns: Lo [Loh, Het Loo] = Laubwaldleere Stelle [höchstens mit jungem Nachwuchs bestanden], davon Loh-Berge von jungem Eichenbestande. Ferner griech. leios glatt, dtsch. ley und lei = glatt, Schiefer [Leie, Lore-ley = Am oben kahlen Rauhwaldberge glatter Schieferfels-Abhang]. Lich = In innerer Lichtung sanft hervortretend. Klee = Aus breitem, glattem Boden heraus. Zu beachten sind auch die Personennamen von r und l in dieser Bedeutung, z. B. Haarmann, Hartmann, Hermann, Heeremann, Hirt, Horschig, Hurtig, Kurth, Rath, Rode, Rothe, Reimann, Riemann, Lohmann, Lahmann, Lehmann, Liebert, Halbe, Kolbe, Hollmann, Hiller usw.

Die zweite Art des Auftretens von r und l, nämlich diejenige in der Form eines [vor allem cerebralen] Einheitslautes tritt noch heute in Wörtern hervor, wie mittelhochdeutsch werlte, engl. world, ferner in Karl und Kerl, in Quirl u. a., sowie besonders in dem noch heute erhaltenen harten slawischen l, welches im Polnischen als l mit Querstrich geschrieben wird.

Die dritte Art des Auftretens von r und l war die der gegenseitigen Vertretung ohne schärferes Hervortreten der Sonderbedeutung. Manche Völker treiben diese Vertretung soweit, daß sie überhaupt nur den einen der beiden Laute haben und den andern, etwa in Fremdwörtern, stets durch den ersten ersetzen. Die Perser und die Japaner sprechen nur r, sodaß sie fremdländisches l durch r ersetzen. Umgekehrt sprechen die Chinesen nur l und ersetzen fremdländisches r durch l. Die Portugiesen neigen zum Rhotacismus, d. h. zum r-Sprechen; aus noble macht der Portugiese nobre, aus règle macht er regra. Überhaupt ist der Rhotacismus, der Einsatz des r für l, sowie auch für andere Konsonanten, z. B. für s, den man als Rückkehr zum indogermanischen, ja zum Urlaut-Verhältnis ansehen kann, häufiger, beispielsweise in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

romanischen Sprachen, als der Lambdacismus, der Einsatz des l für r oder andere Konsonanten. Doch keineswegs ist überall, wo in der Parallelform ein l steht, das r der r-Formen erst später durch Rhotacismus entstanden, sehr häufig ist das r das ursprüngliche und das l der Parallelform eine spätere Bildung, wie denn das l überhaupt ein späterer erst in Analogie zu r entwickelter Laut ist. So ist pratum (Wiese, sanft geneigte waldleere begrenzte Fläche) mit der Negativwurzel ra aus ar (Rauhwaldgebirge) das Ältere im Vergleich zu Platte, glatt, und Bra, Bredde älter als Blatt. Ein paar Beispiele für den gegenseitigen Lautaustausch mögen noch erwähnt werden: Für das deutsche Kirche sagt man im Allemannischen (Schweiz und Elsaß) Chilche, für Schlittschuh in Ostpreußen Schrittschuh. Schon bei den Römern hieß der Knabe puer, das Mädchen puella. So sagte umgekehrt der Lateiner luscinia, der romanische Franzose rossignol, der Lateiner mit dem Griechen apostolus, der Franzose apôtre, der Lateiner lapilli (Steinchen), der Italiener rapilli. Der Letztere sagt wiederum statt latein. peregrinus italienisch pellegrino, statt lat. arbor albero.

Da r und l einen starken Bedeutungswandel erfahren, so mögen, obwohl davon später bei den Wurzeln noch einmal die Rede sein muß, doch schon hier die wichtigsten Bedeutungen erwähnt werden.

Der akustischen Ursprungsbedeutung von r = Rauschen zur Seite geht die optische rauh. Daraus wird Rauhwaldgebirge, Gebirge, Wald, Gelände, Boden, waldig, gebirgig, rauh, dunkel, hoch, hervorragend, erst (griech. aristos Beste, Erste, ariston Frühstück, deutsch first, fürst, Führer). — Andererseits entspricht der akustischen Ursprungsbedeutung von l = lindes Rauschen die optische: Laubwald, glatt, weich, eben, rundlich, gewölbt, sanft, sanft bewegtes Gelände (besonders in der Endung el) und weicher Boden.

Schlußbemerkung.

Ein solcher Lautwandel und Bedeutungswandel, wie er bei r und l wahrzunehmen ist, vollzog sich zweifellos auch bei andern Lauten schon in fernen vorgeschichtlichen Zeiten des Menschengeschlechts bald so, bald anders, bald hier, bald dort, die Ausbildung des reinen Lautsystems begleitend und störend. Gleichwohl ist es zur annähernd vollständigen Ausbildung eines solchen reinen Lautsystems, den redenden Menschen unbewußt gekommen. Das war nur dadurch möglich, daß eine Zerspaltung der Komplexlaute, Wildlaute, halbtierischen Laute, wie man sie nun nennen mag, mehr und mehr bis zu den völlig einfachen und reinen Lauten (der Empfindung und der Nachahmung) vor sich ging, und das konnte wiederum nur dadurch geschehen, daß als Keil oder Trennungsglied zwischen zwei Klanglaute ein Geräuschlaut und zwischen zwei Geräuschlaute ein Klanglaut trat. Es muß unter den urmenschlichen Bewohnern der Erde in örtlich und zeitlich ganz verschiedener Weise doch vielfach einen relativen Höhepunkt solcher Lautklarheit gegeben haben, wenn man auch an einer Stelle mehr klare Sprachlaute erreichte, als an der andern. Die wichtigsten toten Sprachen des indogermanischen Sprachstammes, das Sanskrit, das Altbaktrische oder Zend, das Altgriechische, das Altlateinische, das Gotische, bieten in ihrem Vokalreichtum und ihrer Vorliebe für einfachen Konsonantismus noch Beispiele für jenen lautklaren Zustand. Die slavischen Sprachen haben diese Neigung keineswegs im gleichen Grade. Schon im altbulgarischen Kirchen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

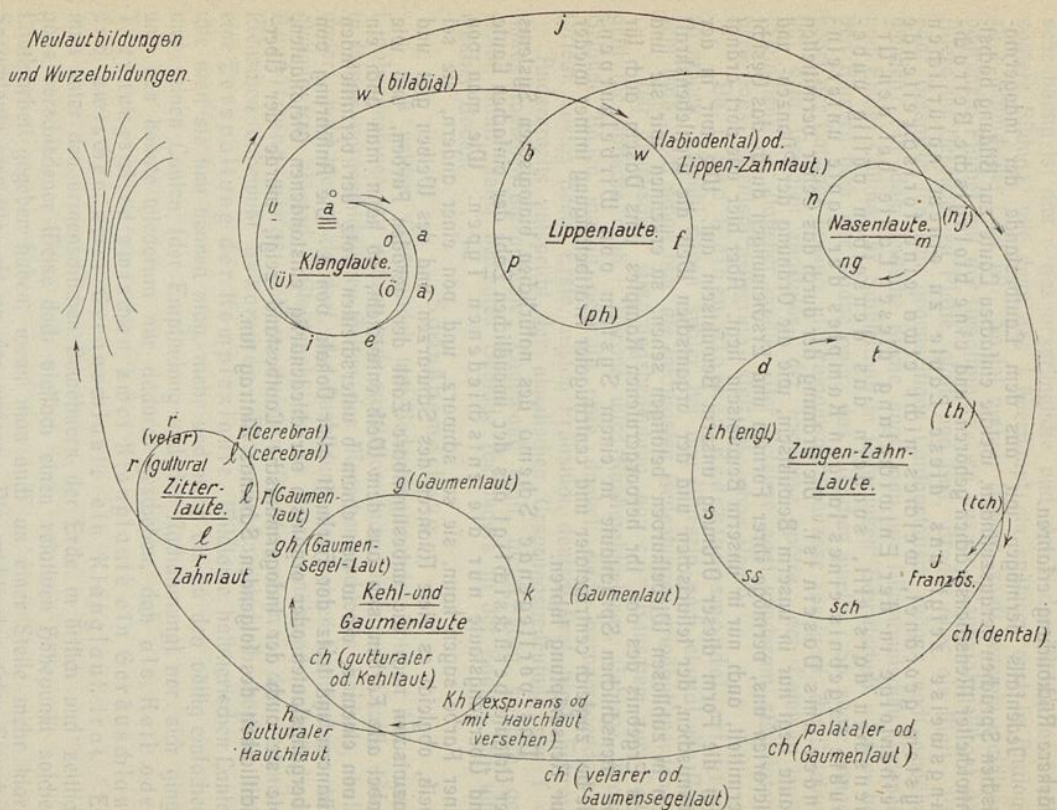
slavisch gibt es Wörter wie skvruna, im Altböhmischen wie prseti, prdim und bzditi, deren konsonantische Mischlaute einen wildlautartigen Charakter tragen, und die neueren slavischen Sprachen haben darin offenbar noch stärkere Rückbildung erfahren.

Jedenfalls vermögen wir aus dem Lautbestande der indogermanischen Sprachen herauszufinden, welche einfachen Laute zur Bildung höchstentwickelter Menschensprachen gehören, und eine biologische Betrachtungsweise zeigt uns diese Laute zu einem natürlichen System geordnet, welches nicht etwa eine fortschreitende Reihenfolge in der Entwickelung dieser Laute bei den Urmenschen darstellt, sondern das denselben völlig unbewußte Ergebnis eines langen Kampfes der Laute untereinander ums Dasein ist. Die Ordnung der durch das Gehör vermittelten Laute liegt nur in unserm Bewußtsein, wie die Ordnung der Pflanzen- und Tierarten uns, vermöge ihrer Formen und Erscheinungen durch das Gesicht vermittelt, auch nur in unserm Bewußtsein liegt. Aber hier wie dort drängt sich die Form dieser Ordnung unserm Bewußtsein auf. Wie wir in der kosmischen, der tellurischen und der organischen Welt die Weltlebenskraft sich in zahllosen Wirbelkurven betätigen sehen, so erkennen wir sie und das Ergebnis des von ihr hervorgerufenen Kampfes ums Dasein auch für die menschlichen Sprachlaute in einem System von Wirbelkurven, die bei zugleich centripetaler und centrifugaler Kraftbetätigung immer wieder zur Neuschöpfung führen.

Das vorliegende Schema des natürlichen biologischen Systems der Urlaute berücksichtigt aus der unendlichen Zahl der einfachen Laute und Übergangslaute nur die entschiedenen Typen. Wie man von einer Farbe sagen kann, sie sei schwarz, und von einer andern, sie sei weiß, obgleich es viele Nüancen des Schwarzen und des Weißen gibt und dazwischen noch die unbestimmbare Zahl der geraden Farben, und wie dabei alle Farben sich aus dem Weiß entwickeln, so kann man auch ein a von einem e, ein w von einem b unterscheiden trotz der vermittelnden Nüancen und trotz der Herkunft aller Vokale von o. Die Anführung von Übergangslauten oder organisch verschiedenartig entstandenen Gleichlauten, wie sie auch der indogermanische Lautbestand zeigt, würde der Übersichtlichkeit des folgenden Schemas Eintrag tun.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schema des Urlautwirbels.



Neulaute und Wurzeln.

A. Neulaute.

Als Grundlage für die folgenden Betrachtungen mögen hier noch einmal die im Schema angegebenen Urlauttypen zusammengestellt werden. Wir haben da fünf Klanglaute oder Vokale (ihrem Ursprunge nach Empfindungslaute, ihrer Bedeutung nach Daseinslaute) und zweiundzwanzig Geräuschlaute (ihrem Ursprunge nach Nachahmungslaute, ihrer Bedeutung nach Bestimmungslaute), zusammen also 27 Urlaute, vor uns.

1. Klanglaute: o, a, e, i, u.
2. Geräuschlaute: w, f, p, b, m, ng, n, j, j (frz.), sch, ss, th (engl.), d, t, ch (Ichlaut), ch (Achlaut), g, k, h, r, l.

Immerhin werden wir von den zahlreichen vorhanden gewesenen und noch vorhandenen einfachen Zwischenlauten (Übergangslauten) — zumal in einer späteren ausführlicheren Darstellung — manche zu berücksichtigen haben, vor allem die Klanglaute ö, ä und ü (griech.), sodann die Geräuschlaute w als bilabialen Laut, ph als bilabialen f-Laut und ph als Exspirans, th als Exspirans (auch Aspirata genannt), ch als palatalen Laut, ch als velaren Laut (beide auch Aspirata genannt), gh als velaren Laut, kh als Expirans, r als gutturalen Laut, r als als velaren Laut, r als cerebralen Palatallaut, l als cerebralen Laut (während als Typen für r und l die Alveolarlaute angesehen sind.)

Wir finden nun in dem Schema die Angabe, daß das natürliche Urlautsystem sich schließlich von den Zitterlauten aus zu Neulauten und Wurzeln weiter entwickelte. Unter Neulauten sind indessen keine neuen einfachen Urlaute zu verstehen, sondern einerseits Umformungen der Klanglaute, andererseits gewisse aus dem Zusammenwirken von vorhandenen einfachen Urlauten entstehende neue Gesamtlaute, die demgemäß zwar Mischlaute, aber doch derart zur Einheit verschmolzen oder verwachsen sind, daß sie sich nicht mehr mechanisch trennen lassen. Vorzugsweise bilden wiederum sich mischende Klanglaute etwas, was uns wie ein neuer Laut vorkommen kann, doch gibt es auch Konsonantmischungen von solcher Natur.

a. Umformung von Klanglauten. Die Urklanglaute waren gemäß ihrer Natur als Empfindungslaute offene gedehnte Vokale gewesen. Bei der Wurzelbildung aber wurden vor Geräuschlauten, besonders aber vor zwei oder vor verdoppelten Geräuschlauten, diese gedehnten Vokale verkürzt, und es entstanden die sogenannnten kurzen Vokale. Aus dem offenen gedehnten $\overline{\breve{o}}$ wurde kurzes $\breve{o}$ u. s. f. — Andererseits entstanden erst als eine erheblich spätere Umbildung der offenen gedehnten Laute die verengten (sogenannten langen) Vokale, die man auch wohl unverständlicher Weise als geschlossene Vokale bezeichnet. Auf ihr späteres Entstehen weist ihre, infolge der Verengung der Lippen eintretende geringe Klangfülle hin, welche dem Gebahren und Bedürfnis des aus voller Brust rufenden, schreienden, tierisch laut sich äußernden Urmenschen der frühesten Stufe nicht entsprach. So entstanden erst nach und nach die verengten sogen. langen Vokale $\overline{o}$, $\overline{e}$, $\overline{i}$, $\overline{u}$, die

sämtlich mit stark verengten Lippen gesprochen werden. Nur $\bar{a}$ blieb ein unverändert offener Laut, weil es seiner Natur nach nur durch die vollständigste kreisförmige Mundöffnung hervorgerufen werden kann.

b. Lautmischungen. Die Klanglautmischungen hatten als unklare Wildlautmischungen zweiffellos zu den urältesten Lauten gehört, aber erst nach der allmählichen Klärung der Einzelklanglaute gelangten auch diese Klanglautmischungen zu einer klaren Sonderexistenz und Stellung in dem, den Urmenschen unbewußten, natürlichen Lautsystem. Sie erscheinen hier als aus Beziehungen zwischen den reinen Urvokalen o, a, e, i, u und den beiden Halbvokalen j und w entstanden. Neue Lautgebilde setzen sich so aus Lauten zusammen, von denen einer eine vokalische, der andere aber eine halbkonsonantische Natur hatte. Es entstanden so die Wurzeln oj, aj, ej, ij, uj und ow, aw, ew, iw, uw. Infolge der mehr und mehr sich vollziehenden Abschwächung des konsonantischen Elements erfolgte eine völlige Vokalisierung der Halbvokale j und w, und es entstanden die Vokalpaare oi, ai, ei, ui, sowie ou, au, eu, iu, von denen ui und iu häufig in den reinen Urlaut ü übergingen, ou aber häufig den Klang von $\bar{o}$ oder $\bar{u}$ annahm. Die Verbindung der Übergangslaute ö, ä und ü mit j und w vervollständigen die Reihe der Vokalpaare um mehrere Laute, besonders um $v\bar{i}$ (griech.) und öu und äu.

Geräuschlautmischungen. Den einfachen Urlauten stehen aber auch konsonantische Neubildungen nahe. Wie bei den Vokalen Verkürzungen vor Doppelkonsonannten, so entwickelten sich bei den Konsonanten oder Geräuschlauten Verschärfungen, besonders nach kurzen Vokalen, sodass aus p, k, t, b, g, d, r, l, m, n schärfere Laute entstehen, welche die Schrift durch Doppelzeichen ausdrückt, also pp, kk [ck], tt, bb, gg, dd, rr, ll, mm, nn. Dazu aber fand schon frühe eine Einwirkung der halbvokalischen Laute w und j sowie des mit dem j verwandten s-Lautes auf andere Geräuschlaute statt, dergestalt, daß sich Mischungen vollzogen, deren Bestandteile nicht mehr mechanisch zu trennen waren. Dahin gehören von w-Lauten kw [qu], pw und tw, von j-Lauten tj, tch, tsch, ts [z od. tz] sowie die palatalisierten oder mouillierten Laute, die wir als Schmelzlaute bezeichnet haben, vor allem lj und nj, endlich die Laute von unvollkommenerer Verschmelzung, cht, scht, st, chk, schk, sk, kch, ksch, ks [x] und chp, schp, sp, pch, psch, ps [griech. ψ].

B. Die Urwurzeln.

Konnten wir alle die vorstehenden Neulautbildungen noch unter den Begriff der einheitlichen Laute subsumieren, so geht das für die Verbindung eines Klanglautes mit einem Geräuschlaute nicht füglich mehr an.

Weil nun solche aus einem Klanglaute und einem Geräuschlaute bestehenden Lautkomplexe zuerst im Klanglaut einen Empfindungsausdruck für das Vorhandensein von etwas, im Geräuschlaut aber eine Begriffsbestimmung, somit also die vollständigen Bestandteile eines Urteils, eines Satzes, enthalten, so sind sie als die Wurzeln der Sprache anzusehen, und zwar in diesem biologischen Verständnis mit besserem Rechte, als die willkürlich ausgesonderten Wurzeln der formalen Sprachwissenschaft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zunächst liegt hier die Frage nahe: Können nicht vielleicht schon Einzellaute — selbstverständlich handelt es sich nur immer um die gereinigten Edellaute — für sich allein ausreichen, um Vorhandensein und Bestimmung zugleich auszudrücken, also als Wurzeln zu funktionieren? In unvollkommener Weise ist das tatsächlich der Fall, indem einzelne Klanglaute wie einzelne Geräuschlaute in ungefährer und unbestimmter Weise etwas ausdrücken oder doch andeuten, was durch eine Wurzel bestimmter bezeichnet wird. Jene Einzellaute sind dann Ausrufe oder Interjektionen. Zweifellos bedeutete früher so gut wie das heute der Fall ist, der Laut Ah! soviel wie: Da ist deutlich! Und Uh! oder mit Aspiration Hu! soviel wie: Da ist tiefes Unerfreuliches! Ebenso Ei! soviel wie: Da ist Breites zum Innern d. i. Gehen wir mal vom Allgemeinen auf das Besondere ein! oder: Sehen wir uns die Sache mal näher an! — Auch konsonantische Edellaute können schon früh eine Bedeutung gehabt haben, die derjenigen einer Wurzel entsprach. So mag z. B. ssss! wie der Neulaut st von jeher die Bedeutung „da ist Stillschweigen am Platze!“ gehabt haben oder hm! soviel bedeutet haben, wie: Das ist überraschend! oder: Da ist zu überlegen!

Aber alle diese Interjektionen leiden doch an zu großer Unbestimmtheit der Bedeutung, als daß sie dem menschlichen Mitteilungsbedürfnis hätten genügen können. Und da viele Geräuschlaute d. h. Bestimmungslaute sich aus akustischen Gründen zur selbständigen Interjektion nicht eigneten, so war auch die Zahl der durch sie auszudrückenden Vorstellungen eine viel zu geringe, als daß die Sprache viel von Interjektionen hätte Gebrauch machen können.

Eine unendlich langdauernde, allmähliche, zeitlich verschieden und der Art nach mannichfaltig auftretende Entwickelung brachte allenthalben, wo Urmenschen wohnten, ihnen unbewußt die aus dem Wuste der Wildlaute sich sondernden Edellaute zum Anschlusse an einander, und eine unendlich mannichfaltige Wirbelbewegung führt vor unsern beobachtenden Augen im natürlichen Lautsystem Klanglaute mit Geräuschlauten in neuen Kurven dahin, immer in centripetaler Machtentfaltung Eigenartiges ausgestaltend und doch immer zugleich mit centrifugaler Kraft Neues hervorrufend.

Die Grundwurzeln (Primärwurzeln).

Da die Empfindung sich vermöge der Empfindungslaute früher kundgab, als die Bestimmung vermöge der Nachahmungslaute, so ist es naturgemäß, daß man als die frühesten Wurzeln diejenigen ansieht, in denen sich ein Empfindungslaut (Klanglaut, Vokal) mit einem nachfolgenden Bestimmungslaute (Geräuschlaut, Konsonant) vereinigte.

Wenn wir an unsern 5 vokalischen und 22 konsonantischen Lauttypen festhalten, so erhalten wir $5 \times 22 = 110$ Grundwurzeln oder Primärwurzeln:

ow	aw	ew	iw	uw
of	af	ef	if	uf
op	ap	ep	ip	up
ob	ab	eb	ib	ub
om	am	em	im	um
ong	ang	eng	ing	ung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

on	an	en	in	un
oj	aj	ej	ij	uj
oj [frz.]	aj [frz.]	ej [frz.]	ij [frz.]	uj [frz.]
osch	asch	esch	isch	usch
oss	ass	ess	iss	uss
os	as	es	is	us
oth [engl.]	ath [engl.]	eth [engl.]	ith [engl.]	uth [engl.]
od	ad	ed	id	ud
ot	at	et	it	ut
och [Ichlaut]	ach [Ichlaut	ech [Ichlaut]	ich [Ichlaut]	uch [Ichlaut]
och [Achlaut]	ach [Achlaut]	ech [Achlaut]	ich [Achlaut]	uch [Achlaut]
og	ag	eg	ig	ug
ok	ak	ek	ik	uk
oh	ah	eh	ih	uh
or	ar	er	ir	ur
ol	al	el	il	ul

Ow und aw in owe, awe (auwe, auwe, aue) bedeutet „von oben her abwallend (Wasser)." — Of und af = „oben windig, offen, frei" in Namen wie Affenthal, vgl. Effeln, Iffland, Salz-Uffeln. — Op und ob = Da ist lebhafte Bewegung abwärts und aufwärts, auf, hinauf, oben, über, von p und b = abwärts und zugleich aufwärts sich bewegen. Dieses von der optischen Wahrnehmung des Schwellens und Platzens, Abplatzens wie in Ops, Obst. Ebenso Ap und ab = ab, hinab. — Eb und Ep (Epstein) = breit abwärts (Ebbe im Meere und Ebbegebirge, epe im breiten Gelände hinabhüpfend, vom Bach gesagt). — Ip, ib (Ibbenbüren) = Inneres sich abdachendes Höhenland. — Up (niederdeutsch und englisch) = von unten herauf. — Om (s. Genaueres bei m und bei ma) = „da ist oben Mitte", am (Hamm) = da ist deutlich Mitte (näml. im Urwalde), soviel wie Wohnplatz, Heimat, home, heeme, Heim, Himmel = Innen-Heimatland. — Ong, ang = oben bez. deutlich sich anschmiegend, Anger (dicht sich an Gebirge oder Wald anschmiegendes Gelände), davon Angri, Angli, Engern. — Ing, besonders in der Endung -ing = hineingehörig, ingen = hineingehöriger oder drinliegender Ort. — ung = unten sich anschmiegend, unten hingehörig. — On = oben in, An = deutlich in, en, in = innendrin, un = unten in, besonders von eng innenfließendem Wasser gesagt (Inn, Indus, Enz, Enns). — Oj, aj = jäh hinauf, z. B. in griech. (aja) aia = hochaufsteigendes Gebirgsland, wie in Maia (= Arkadien), der Mutter des Regengottes Hermes von dem Licht- und Wärmegott Zeus, = in der Mitte hochaufsteigendes Gebirgsland. Auch griech. aipys (steil) aus aj, das p = schnell aufsteigendes Gebirge (Ebbe). — Ej = Ei in Eibsee = Steilgebirgssee. — Osch (in Moscherosch), asch, esch, isch, usch = hervorschießend, vom Wasser. Oss, ass u. s. f. in Haß, Haßberge, Hassel = scharf strömendes Wasser ist da (Foss in Norwegen = Wasserfall), Usseln = Von scharf strömendem Wasser durchzogener Unterboden (n = Ort darin). — Os, as, is u. s. f. = Da ist von oben bez. deutlich bez. innen kräftig fließendes Wasser (Oos, Haase, Ahse, Isar, Iser, Isère, Isenberg, Isenac = in strömendem Wasser Bergvorsprung. So auch Usagara, Usaramo, Usambara = Tiefwasserland, ostafrikanische Landschaften mit Sumpf- und Flussgeländen, so Uslar. — Oth, ath, z. B. in engl. Bath (hinab zum bez. hinauf von sanft strömendem Wasser, dem Avon). — Od = da ist oben Festes, fest

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Draufliegendes, Wald. — Ad = Da ist Druck, da ist fest, lat. ad, Präpos. = an. — Ot = oben durch. At = da ist deutlich durch, z. B. Atri (Adria), Stadt auf einem steilen Felsen. Atrium = Da ist Durchgang (für den Rauch). At auch = dicht davor, Grenze, Rand, Tür, Tor. — Ech (Ablaut) z. B. Lech = In breitem waldleerem Gelände dahinschiessender Strom. — Lech ((mit Ablaut) dasselbe, auch Leck (Arm des Rheins). — Och, Ach in Ache = Acha, auffallend hervorströmendes Wasser. — Og = Oben kräftig hervortretend, z. B. Oog, Nordseeinsel, auch Aug in Auge. — Ag, Eg (in Agger, Egge), -ig häufige Endung, auch -ung, = Kräftiges Hervortreten, Gebirgsecke, Gebirge, Ecke, Grenzlinie, auch Schneide des Schwertes. Egg = Ei, eigentl. Herausgedrängtes. — Ok, ak, ek (griech. ek, latein. ex) = scharf heraus (z. B. acus, die Nadel), — Or, Ar = Oben Rauschen, oben Rauhes, oben rauhes Waldgebirge, oben Wald, oben Gebirge, dann ar = da ist deutlich Hohes, Erhabenes, Hehres, bekommt als har und her auch die Bedeutungen Haar (Behaarung des Kopfes) und Heer (mit hochgehaltenen Lanzen dastehende oder marschierende Schar). — Er = Da ist breite Höhe, breiter Boden; davon auch latein. herus, dtsch. Herr, Pron. er. — Ur = Da ist Tiefboden, auch der Bewohner des Tiefbodens oder tiefliegenden Urwaldes, der Ur. Die Silbe ur- = die tiefsten und dunkelsten Verhältnisse betreffend. — Ol, al = oben bez. deutlich sichtbares Laubwaldgebirge, Laubwald, Wald, laubig, weich, gerundet, sanft, lind, in Olsberg, Alsberg, Hal, Halle (= Auffallend hervortretender Laubwald, auffallend hervortretende weichgerundete Höhe) in griech. Hals = Meereshöhe, Hohes Meer, Salzflut, Salz, aber auch im deutschen Worte „Hals". — El = Breites sanft geformtes Gebirge, breiter Laubwald, breiter sanft gewellter Boden, oft als Endung -el. — Ul = Tiefboden, Schmutz, Sumpf.

In den Endungen -er und -el = Gelände wechseln r und l oft ohne deutlichen Unterschied der Bedeutung, und es gibt — offenbar von frühester Zeit an — auch sonst noch vielerlei Lautwechsel und Lautvertretung schon bei den Grundwurzeln. Erwähnung fanden dieselben schon bei der Besprechung der Laute, wo auch darauf hingewiesen wurde, daß sie durch die biologische Betrachtung besser als auf anderem Wege ihre Erklärung finden. Warum w, b, p, f und ebenso d, t, th, s, ss, sch oder k, ch, gh, g oft untereinander wechseln, warum r oft für l steht und umgekehrt, oder auch beides zusammen, das ergibt sich aus unserer biologischen Betrachtung. Die dazu kommenden Vertretungen von s für r und r für s (wofür auch häufig beides zusammen [rs und sr] steht), von ph für th (griech. pholos und latein. polus für tholos), von da für ga und dgl. mehr, erklären sich aus verschiedenen Stellen unserer biologischen Betrachtung, können aber hier keine besondere Darstellung erfahren, um so weniger, als diese Erscheinungen sich im geschichtlichen Sprachtum erhalten haben bez. fortsetzen und in diesem Falle von der formalen und der phonetischen Sprachwissenschaft sorgfältig untersucht und dargestellt worden sind. (Vgl. beispielsweise G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie. 5. Aufl. S. 133 ff.).

Die Negativwurzeln und die Gegenwurzeln.

Nun zeigt sich schon in den ältesten Schichten der Ursprachen eine höchst merkwürdige Erscheinung, die nach unserm besten Wissen noch von niemandem untersucht, ja noch nicht einmal von jemandem bemerkt worden ist. Nur der Ägyptologe Karl Abel behandelt in seiner schon erwähnten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schrift „Über den Gegensinn der Urworte“ eine verwandte Erscheinung, daß nämlich im Ägyptischen „jeder Laut beinahe für jedes Ding angewendet werde und umgekehrt für jedes Ding jeder Laut gebraucht werden könne.“ Es hat keinen Zweck, seine Darlegungen hier wiederzugeben, da sie sich ausschliesslich auf das Ägyptische beziehen, also eine bereits durch Bilderschrift fixierte Sprache behandeln. Wohl aber möchte die biologische Betrachtung der menschlichen Urlaute und Urwurzeln zur Lösung des von ihm mit Staunen betrachteten Rätsels beitragen können.

Die schraubenförmige Wirbelbewegung nämlich, welche die Weltkraft auch im Leben der Sprache entwickelt, sie bildete mit centripetaler Wirkung durch Zusammenführung von Klanglauten und Geräuschlauten (Empfindungslauten und Bestimmungslauten) zunächst die Grundwurzeln, sonderte aber zu gleicher Zeit davon wieder die Negativwurzeln ab, dergestalt, daß auch diese nach wirbelförmigem Bedeutungswandel wieder der Ausgang zu einer Reihe neuer Bildungen wurden.

Es ist eine überaus erstaunliche Leistung der Weltlebenskraft, gerade so gut erklärlich und doch bewundernswürdig für unsere Einsicht, wie das Werden der Einzelerscheinungen bei den Organismen, von Stiel, Blättern, Blüte, Frucht mit ihren Übergangsstellen, oder von Haut, Haar, Gliedern, Zähnen, Augen usw., — dieses unbewußte Übergehen des Urmenschen von einem positiven Begriffe zu dem negativen Gegenbilde desselben!

Durch Umstellung der beiden Laute einer Grundwurzel nämlich verwandelte der Urmensch die Bedeutung derselben in ihr Gegenteil.

Wenn der Urmensch das Wort ar besaß, und zwar in dem Sinne „Deutliches Vorhandensein von Rauschen“ oder „Da ist deutlich rauschender Raubgebirgswald“, dann bildete er das Wort ra in dem Sinne von „Kein deutliches Vorhandensein von Rauschen ist deutlich vorhanden“, sodaß der Begriff des „deutlich Vorhandenseins“ vorn ausdrücklich verneint und von dem Bestimmungslaute r das Gegenteil seiner Grundbedeutung, also „die Nichtbewaldung“ ausgesagt wurde, worauf dann der Laut des Vorhandenseins a hinten herantrat, um diese Existenz des negativen Zustandes auszudrücken. So entstand für ra die Bedeutung „Waldleere oder leere rauhe Stelle ist da.“ Ebenso heißt An und In (Inn): „Da ist engströmendes Innenwasser.“ Na dagegen und Ne bedeuten: „Ein Nichtsein d. h. das Gegenteil von einem engströmenden Innenwasser ist vorhanden, mit andern Worten: „Ein breit austretendes fließendes Wasser ist vorhanden, (Nate, Nethe, Nedde, Niede, Nidda, Nuthe, Notte, auch zu ss umgewandelt: Nasse, Nesse, Nisse). Ebenso wird As = Da ist fließendes Gewässer in der Form Es zu sē (See) d. h. „Nicht fließendes breites Wasser ist da.“

Doch muß hier gleich Folgendes mitbeachtet werden: Aus dem kontradiktorischen Gegensatz der strikten Verneinung wird oft, wenn auch nicht immer, der konträre Gegensatz des Reihenendpunktes, aus der Negativwurzel die Gegenwurzel. Wie zu „weiß“ der kontradiktorische Gegensatz „nicht weiß“, der konträre aber „schwarz“ ist, so gibt es z. B. auch zu der Grundwurzel ow oder aw = da ist von oben sanft Abwärtswallen (z. B. in owe = Au, d. h. sanft abwärts fließendes Wasser samt seinem Gelände, so auch ov-um, latein. = Ei, d. h. sich sanft abwärts dehnendes Ding) zunächst eine kontradiktorische Negativwurzel wo, wa, in der Bedeutung „Nicht Abwärtswallen ist vorhanden,“ wo man denn die Freiheit hat, an Ebenes, z. B. Auf- und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abwallen (wie in mhd. woc, wac Wellenschlag, oder in Wald) oder sich Hinziehen (wie in Weg) zu denken, — und eine konträre Gegenwurzel von wiederum positiver Bedeutung „sanft ansteigend" z. B. in „Wall".

Nun hatten aber diese drei Bedeutungen etwas gemeinsam, das war die Bedeutung des „Wallens" mit der besondern Natur des „Sanften, Weichen" für den Laut w. Allmählich gewann diese Bedeutung von w eine selbständige Geltung und bildete in erneutem centrifugalem Wirbel ihrerseits neue Wurzeln, in denen der Urbegriff „abwärts" oder „aufwärts" völlig zurücktrat. Dem Laute w blieb nur noch die Bedeutung des „Wallenden, Weichen, Sanften." Hiervon bildeten sich neue Wurzeln, und zwar der äußeren Gestalt nach, doch ohne Unterschied der Bedeutung unter einander grade sogut Neu-Grundwurzeln, wie Neu-Negativwurzeln bezw. Neu-Gegenwurzeln, die nun identisch sind, ja sogar völlige Neuwurzeln von mehrlautigen Komplexen, insofern der bloße Neulaut sich mit einer andern Grundwurzel ohne weiteres verband. Aus w = „weich" entstand ov (in lat. ovis, das Schaf) = da ist oben weich (es) und ebenso wo (in deutsch „Wolle") = Weiches oben ist da. Und w allein in mehrlautigen Komplexen hat dieselbe Bedeutung z. B. in mhd. wîn (Freund) = Sanft oder wohltuend innen. Wie sehr indessen bis heute noch die alte Begriffsbeziehung, den Menschen unbewußt, obwaltet, zeigt das für „Wolliges Fell" gebräuchliche Wort „Fließ" oder „Vließ", in dem ja noch ebensowohl der Begriff des Weichen wie der ursprüngliche des sanften Abwallens enthalten ist. Die Unterscheidung zwischen den eigentlichen Negativwurzeln der älteren Sprachschicht und den Neuwurzeln der jüngeren wird vielfach nicht scharf zu ermöglichen sein. Man wird vielmehr bei drei- und mehrlautigen Wurzeln vielfach im Ungewissen darüber bleiben und finden, daß hier tatsächlich ein „Gegensinn der Urworte" vorliegt. So kann sal als Negativwurzel (z. B. in Saal) soviel wie „nicht nasser, d. h. trockener Boden" heißen (cf. lat. solum) und doch wiederum als Neuwurzel die Bedeutung „feuchtes Waldgebirge", „feuchter Boden", gewinnen (z. B. in salix Weide, Saalweide; Saale (=Sal-a), Saalburg). Zur richtigen Deutung wird — zumal bei Namen — vielfach die genaue Kenntnis der lokalen und besonderen Umstände erforderlich sein. Die Menge der zweifelhaften Fälle schließt aber nicht aus, daß man vielfach doch die typischen Begriffe richtig erkennt und mit ihnen zur richtigen Worterklärung gelangt.

Den 110 Grundwurzeln entsprechend gibt es nun von unsern 22×5 Lauttypen auch 110 Negativwurzeln, welche hierunter folgen:

wo	wa	we	wi	wu
fo	fa	fe	fi	fu
po	pa	pe	pi	pu
bo	ba	be	bi	bu
mo	ma	me	mi	mu
ngo	nga	nge	ngi	ngu
no	na	ne	ni	nu
jo	ja	je	ji	ju
[frz.] jo	[frz.] ja	[frz.] je	[frz.] ji	[frz.] ju
scho	scha	sche	schi	schu
ßo	ßa	ße	ßi	ßu
so	sa	se	si	su

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

[engl.]	tho	[engl.]	tha	[engl.]	the	[engl.]	thi	[engl.[	thu
	do		da		de		di		du
	to		ta		te		ti		tu
[Jchlaut]	cho	[Jchl.]	cha	[Jchl.]	che	[Jchl.]	chi	[Jchl.]	chu
[Achlaut]	cho	[Achl.]	cha	[Achl.]	che	[Achl.]	chi	[Achl.]	chu
	go		ga		ge		gi		gu
	ko		ka		ke		ki		ku
	ho		ha		he		hi		hu
	ro		ra		re		ri		ru
	lo		la		le		li		lu

Wo, wa, we, wi, wu (Grundw. ow, aw u. s. f. = abwärts wallend) bedeutet:

1. als kontradiktorische Negativwurzel: „Nicht abwärts wallend ist da", wohl aber etwa „ebenwallend ist da", so in Wald, mhd. wac = Wellenschlag, wehl (Wehlau, Wehlen) = Weichboden, wasen ahd. waso = Weicher Boden, feucht, auch = Schlamm (Wesel), Wiese, Wet = Weid, Wid, Wied = eben und innen verlaufender Weichwald d. i. Wald von Weichholz, Weiden, Erlen u. dgl. (Witten = Weichwald-Ort (-en), Wid-ey = Weichwaldberg, Wittenberg etc. zugleich aus 2. und 3. zu erklären.)

2. als konträre Gegenwurzel: „Gelind ansteigend" in wal (der Wal und der Wall, ferner die Welle), in Wald, wod = gelind ansteigender Wald, war = gelind ansteigendes Rauhwaldgebirge (z. B. Warstein, Warburg, Wartburg), ferner in ahd. wat = sonst ansteigender Ort im Wasser, wo man waten kann, = Furt.

3. als neutrale Neuwurzel in Gestalt von aw, wa und w: „Weich, sanft, hold" in lat. ovis (oben weich — es), wol (weiche Oberschicht), mhd. wat, waete (weiche Bedeckung, Abschließung nach außen) = Kleidung, win (hold innen) = Freund.

fo, fa, fe, fi, fu (Grundw. of af u. s. f. = da ist oben Wehen, windig, bedeutet:

1. als kontradiktorische Negativwurzel: „Nicht Windiges, nicht Umwehtes, nicht Offenes, nicht frei sich Bewegendes ist da", vielmehr Niedergefallenes, Niederfallendes, Lastendes, Endgültiges ist da", z. B. im lat. fari = nicht Verwehendes, sondern Gültiges, Gewichtiges, vorbringen, verkündigen, in fatum = Schicksalsverkündigung, in folium (Gefallenes vom Wald) = Blatt, im deutschen Worte „fallen", davon ahd. fûl nhd. faul, in lat. fero = tragen (aus e und Verbalstamm er wie griech. airo = hebe) eigentl. = Nicht Luftiges, vielmehr Lastendes heben, in dtsch. „voll", „füllen" u. a. m.

2. als konträre Gegenwurzel: „Heimliches, verstecktes Sichbewegen, leises, listiges Schleichen ist da", z. B. im lat. fur (schleichend unten am Boden = Dieb), davon auch dtsch. Führer, führen, lat. felis (schleichend auf dem Boden sie) = Katze, das deutsche Wort „falsch", wie des lat. fallo und falsus, griech. sphallo u. a.

3. als neutrale Neuwurzel in Gestalt von of, af und fo fa u. s. f. und bloßem f: „frei, offen, unbeschränkt, leichtbeweglich", in af und of = ab, offen in Affenthal und Offenburg, ferner in ahd. frî, got. freis, mhd. vrî, nhd. frei; altsächs. firjôn, ahd. firôn, mhd. firen, nhd. feiern, einen Festtag begehen, in Ruhe und Freiheit sein; dtsch. „fort"; mhd. forest, forst = der dem Wildbann nicht unterworfene, nicht eingezäunte freie Wald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(st = Stangen- oder Nadelholz), ahd. ferro mhd. verre, nhd. fern, ahd. fridu, mhd. vride, nhd. Friede = gesicherte Freiheit, Schutz, Sicherheit u. s. f. —

po, pa, pe, pi, pu (Grundw. op, ap u. s. f. = da ist lebhafte Bewegung, z. B. Hüpfen, Springen, abwärts):

1. als kontradiktorische Negativwurzel: „Da ist keine lebhafte Abwärtsbewegung", wohl aber Bewegung etwa in der Ebene. So in griech. patein = wandern, pater (Vater) = der Wanderer, Nahrungsucher, im engl. path = Pfad, Paß, Padus (Po), im altd. Pûl, Pfuhl, Polen = hügeliges Land;

2. als konträre Gegenwurzel: „Da ist schnelle Aufwärtsbewegung oder Aufwärtsrichtung" in griech. petomai = fliegen, griech. und lat. polos, der Pol, das Himmelsgewölbe, lat. pullus, pulli (schnell aufwachsende junge Hühner), ebenso puer (puelus) der Knabe und puella das Mädchen, in dtsch. perec = Berg (plötzlich aufsteigend aus breitem Gelände) und purc = Burg (plötzlich aufsteigend aus tiefem Grunde) u. a. m.;

3. als neutrale Neuwurzel in der Gestalt von p und in der Bedeutung „plötzlich auftretend, hervortretend", z. B. lat. primus, der Erste, = plötzlich auftretend in der gleichartigen Menge, und das erweiterte princeps. So auch das deutsche palas = Hervortretendes, Hohes, und ahd. palc, Balg = hervortretende Haut.

bo, ba, be, bi, bu (Grundw. ob, ab u. s. f. = da ist kräftige Bewegung abwärts) bedeutet:

1. als kontradiktorische Negativwurzel: „Da ist nicht kräftiges Abwärtsbewegen", aber ganz wohl „kräftiges Bewegen in anderer Richtung, z. B. in der Ebene, in die Breite", so z. B. in der griech. Wurzel ba = gehen, in baino, badizo, im deutschen Bein, ferner Baden = Waten und Wade = Watbein, auch im d. Bach, Beek = „Kräftig Dahinziehendes (in breiter Ebene), tritt hervor", auch in der Präpos. bi, bei („nicht von innen weg"). Ebenso Boos, Boss (Pers. N. Bosse), Bose, Bosch = In der Ebene kräftiges Aufwachsen oder Wachstum, Buschwerk, dsgl. Bas (Basel = Buschland) Bass (Pers. N. Basse), Basch (Pers. N. auch Batsch), Bes (Besen, eig. breites Buschland), Bies (Biesenthal) = Wiese, Wiesch, Bus = Im Tiefboden kräftiges Aufwachsen (Pers. Nam. Buse), Buss (P. Nam. Buss), Busch. — In ganz organischem allmählichem Uebergange entwickelte sich daraus:

2. die konträre Bedeutung: „Da ist kräftige Bewegung aufwärts". So in Bor (westf. Borbach, Borbeck = Berglandbach, P. N. Bormann), Bar (Bar-sur-Aube) eigtl. gut deutscher Name = „Bar an der Oppa" od. am Ob), auch Barr (im Elsaß, wie Barra bei Neapel, Barra in Schottland und Barra in Brit. Senegambien), so Barre = Erhöhung, und Berg. Dahin gehört auch Bart = Kräftiger Walddurchbruch. Auch Bol (Böhle bei Hagen i. Westfal.), Bal und Bel = Mächtig (aus der Ebene) aufsteigende Höhe in Ballon und Belchen. Bel, der semitische Himmelsgott, = Himmel (vgl. Wal, Wall = sanft ansteigende Höhe), Biel = Kräftig aus dem Innern ansteigende Höhe (häufig in dem Namen Bilstein), Buhl und Bühl, auch Beul (Beule) und Beuel = Kräftig aus dem Tiefboden sich erhebende Höhe = Hügel.

3. Eine neutrale Neuwurzel in Gestalt von b allein bildete sich schließlich mit der Bedeutung „kräftig hervor" in jeder, auch horizontaler, Richtung und „kräftig" überhaupt. So in Born = „Kräftig hervor

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem oberen Wald- od. Gelände-Innern". Ebenso blank (kräftig hervortretendes sich (am Waldrande) entlang ziehendes Gewässer), blinken, brechen u. a. m.

mo, ma, me, mi, mu. (Siehe vorher über den m-Laut. Grundwurzel om, am u. s. f. = da ist Murren, Begehren, vom Innern, von der Mitte her, griech. in memaa = ich begehre, ich will fort, nämlich zu etwas Anderem hin, dtsch. in munan, minnen) bedeutet:

1. als kontradiktorische Negativwurzel: Da ist nicht Begehren, zu etwas Anderem Hinwollen, da ist nicht aus der Mitte Fortwollen, Bleiben ist da. Daher altdeutsch mon, man (Mann) = der Bleiber. Ebenso griech. meno bleiben, erwarten, lat. manes (die Toten) und maneo, griech. monos = allein (= bleibend, wo alles Andere fort), daher Mond der allein Bleibende, der Einsame oder femin. die Einsame (ahd. mâno, mhd. mâne, mône, mân und môn) angels. môna, got. mîna, altlat. Mêna die Monatsgöttin, griech. mēne Mond, mēn Monat. So auch lat. mens = nicht stürmisch Begehren d. h. Besonnenheit. So auch Mens (westfäl.) = Mensch = der (s) Bedenkende (s. vorher man, men = Bleibend, und später = Mitten innen er".

2. In konträrer Bedeutung, d. h. um einen Reihenendpunkt zu bezeichnen, bedeuten mo, ma u. s. f. „Mitte begehrend", „zusammen wollend", „zusammen", „nach der Mitte sich zusammenziehend". So in der Säuglingssprache mm und ma, dann mam, mamma at. = Mutterbrust, also Mitte verlangen. Davon entwickelte sich offenbar schon früh, unter Zurücktreten der älteren auf akustischem Wege entstandenen Bedeutung des Begehrens:

3. die neutrale Bedeutung von mo, ma u. s. f., ja schließlich des Lautes m allein = „Mitte", „Mittleres". Dies m in der späteren Bedeutung entwickelt sich wieder kraft des Wirbelumschwungs in der Sprachentwickelung zur Form der Neu-Grundwurzel om, am, em u. s. f. und zur Form der Negativwurzel mo, ma u. s. f., wohlverstanden ohne Gegensatz der Bedeutung. So finden wir das m in Amme = die mit der (vom Kinde begehrten Mitte d. i.) Brust, Emma = die Heimische, Ham (Hamm und der ägypt. Name Cham) = Mittelland (zwischen Wäldern, Gebirgen, Wüsten u. s. w.), home, Heim = da ist Mittelstelle d. i. Wohnort, Vereinigungspunkt, und in den Ortsendungen -om, -am, -im, -um (s. den Laut m), das griech. emmen = dasein, eigtl. mitten innen befindlich, die deutschen Wörter Immo = der Heimische, der Hausherr, die Imme = Biene d. i. die Heimische, ein Heim habende, Immensee = Mitten inne liegender See, so auch Emmental. So aber auch griech. mesos = mitten, Mos in Mosa, Moos = Mitten inne liegendes, oben Feuchtes und (vermöge des Ueberganges über Moos-ar, (Boden) Mosr) auch Moor in gleicher Bedeutung, Maas und Mees = Mitten inne liegendes, breites Feuchtes (nasse Wiese) und aus Meesar (ar = Hohes) Meesr auch Meer = Mitten inne liegendes breites, nasses Hohes. Differenzierungen von Maas und Mees (Mesch in Meschede) sind Mat (Mat) aus Matz (Matsch) und Metz = Mittlere breite flussdurchströmte Fläche. Ebenso sind Mot in Mottlau (Fluß bei Danzig = Wiesenlandfluß), Muotta in der Schweiz und Mutte (= Mutta, Bach bei Witten in Westfalen) = Mitten im Tiefwald (Ut = Ud) Bach, so auch „Muß" = flüssiger Brei, wörtl. „Mitten unten Nasses" zu erklären. Daraus ergibt sich auch der Sinn des westfälischen „Mutz"-pfeife. — Aus dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Begriff „Mitte", „Heim", „Wohnort" entwickelte sich dann der Begriff „zusammen". wie im griech. hama, homou, lat. cum.

ngo, nga u. s. f. als Negativwurzeln von ong, ang u. s. f. scheinen in den indogermanischen und den semitischen Sprachen nicht vorzukommen. Wohl finden sie sich gleich njo und nja in afrikanischen Namen, wie Njam-Njam, Njassa-See, so auch Ngami-See, Nguru in Deutsch-Ostafrika.

no, na, ne, ni, nu. (Siehe die Mitteilungen über den Laut n und die Primärwurzel on, an u. s. f., welche „da ist — oben, deutlich, breit, innen, unten drin", und zwar zunächst „da ist engströmendes Wasser drin" bedeuten, worauf diese Formen auch die wasserlose Bedeutung „in", griech. en lat. in, auch z. B. bei inn (engl.) = Heimat, Quartier, Wohnung, erhalten haben.) Die Gegenwurzeln no, na, u. s. f. haben 1) den kontradiktorischen Sinn: Da ist nicht (enges Stromwasser) drin," „da ist überhaupt nicht Wasser drin," „da ist nicht." In dem Namen Nama des Hottentotten-Landes wird die Bedeutung „ohne Innenfluß", ja „ohne Wasser" vorliegen. Besondere Wichtigkeit aber hat die Negativwurzel ni, ne, no, na dadurch erlangt, daß sie zur Negation überhaupt, zum sprachlichen Ausdruck der Verneinung geworden ist, wie dtsch. nee, nä, nein, engl. no, franz. ne und non usw. (Im Griech. ist dafür der sinnverwandte Laut m in me (= nicht) vorhanden).

2) haben no, na usw. einen konträren Sin, indem sie besagen, daß zwar nicht so wie in an, en, in u. s. f., nämlich eng innen zusammengedrängt, Wasser darin ist, aber ein anderer Reihenendpunkt angegeben werden soll, nämlich der Zustand des „offen und ausgebreitet Daherfließens." So ist griech. nama = offen fließendes W., die Namer in Westfalen ein Flüßchen, welches frei in der Mitte des Geländes fließt, und die Notte in der Provinz Brandenburg, die Nate, Natte, Nethe, Nette, Nedde in Westfalen, die Nidda, Niede, endlich die Nuthe in Brandenburg, bezeichnen sämtlich offene Flußläufe in häufig nassem Wiesengelände, wie ja in den Namen Nasse, Nesse, Neisse, Nisse sich der Lautwandel vom d-Laut zum s-Laut durch den Übergang über Natz (z. B. im Namen Natzmer) Netze, Neitz (im Pers. Namen Neitzke erhalten) vollzieht. Bedeutet in älterer Sprachschicht Nidda offen im innern Walde (id) fließendes Wasser, so ist in Nissa oder Nisch oder Nitsch die Bedeutung Wald zurück-, und die Bedeutung „offen das innere Gelände durchströmendes Wasser" hervorgetreten.

3) bildete sich schließlich eine neutrale Bedeutung von n = in innen, Wohnort (ohne den Nebenbegriff des Flusses und ohne den des Engen) heraus, wie sie noch heute in dem englischen inn, Wohnort, Gasthaus, Zusammenkunftsort, im deutschen „Innung" und in den deutschen Endungen -on, -an, -en, -in, -un enthalten ist. (Man denke an Brilon und Medelon, Lauban, Witten, Berlin, Falun.)

njo, nja, nje, nji, nju (Grundwurzel onj, anj u. s. f. = da ist drinnen heftiges Auffahren, da ist Innenfluß von ungestümen Charakter) bedeutet: Da ist offen strömender Fluß von ruhigem Charakter z. B. Njemen.

jo, ja, je, ji, ju sowie jo, ja, je, ji, ju in französischer Aussprache. (Siehe dazu das über den Laut j und die Grundwurzeln oj, aj u. s. f. Gesagte. Die Grundwurzeln oj, aj, ej, ij, uj bedeuten ein lebhaftes Auffahren, auch Aufbegehren, Begehren und Sich zur Geltung bringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Solches bedeuten z. B. die durch geringen Lautwandel umgestalteten Formen „ich", griech. und lat. eg-o, niedd. „ek", sowie die mit vokalisiertem j erscheinenden Wörter ahd. aipar mhd. eiver nhd. Eifer, ebenso got. aiths nhd. Eid = lebhafte Bekräftigung, besonders im Falle einer Ableugnung, desgl. lat. ajo bejahend reden.)

Bei obigen Negativwurzeln hat man die akustische und die optische Herkunft der Grundwurzel zu unterscheiden. Denn im akustischem Verhältnis bildeten sich 1) kontradiktorische Negativwurzeln in der Bedeutung „nicht auffahren", „nicht aufbegehren", also „verträglich", „folgsam", so die Partikeln dtsch. ja! jo! ju! jau! got. jah = auch und mhd. jauh, joh, ferner ja in jâmer, in ahd. jëhan, mhd. jehen = eingestehen, beichten, sprechen, ferner in lat. jugum ahd. juh, nhd. Joch = Aufbäumen ausgeschlossen. Auch lat. justus, judex kommt davon her. 2) bildete sich eine konträre Negativwurzel zur Bezeichnung eines gegensätzlichen Reihenendpunktes, wo keinerlei Gegensätzlichkeit, sondern vielmehr in Verbindung mit der Lebhaftigkeit eine Empfindung der Freude zum Ausdrucke kommt. So bedeutet das lat. jo! einen Freudenruf. Dasselbe steckt auch in dem deutschen „johlen", „jauchzen (ahd. juchan)", ebenso in „Jugend", im lat. juvenis, jocus, jocari (scherzen), und im deutschen jach.

Im optischen Herkunfts-Verhältnis aber ist die Sache dieselbe. Die Grundwurzeln bedeuteten ein plötzliches heftiges Ansteigen, z. B. in griech. (Aja) Aia = plötzlich aufsteigendes Land (Ach-aja) (Maja = Arkadien) sowie im griech. aipys = steilgebirgig, ebenso in got. airtha (Hertha), altsächs. ërda, sowie in dtsch. Eib-See = Steilberg-See, Oybin (bei Zittau) = hochauf jäh ansteigender Berg, Ujest = Plötzlich aus dem Tieflande ansteigender Nadelholzwald (st = „Saft durch" in Ast und „Stange"). Hierzu bildete sich

1. eine kontradiktorische Negativwurzel jo, ja u. s. f. in der Bedeutung „gar nicht ansteigend" also schließlich = „eben", „gleichmäßig fortlaufend", z. B. in mhd. jân, „die Jane" in Hessen = eben fortlaufende Reihe, etwa von Getreidehaufen oder Bäumen, sowie in lat. Janus = Gott des Anreihens, der Vermittelung zwischen Ende und neuem Anfang, des Aus- und Eingangs, dem zu Ehren der Monat Januarius seinen Namen hat und in Rom die Tür janua und ein Tordurchgangsgebäude janus hieß. Aber daneben bildete sich

2. eine konträre Negativwurzel in der Bedeutung nicht heftiges sondern ruhiges, erfreuliches Ansteigen. So bei dem Begriffe Jahr in griech. (jora und später) hora (Jahreszeit, Zeitabschnitt), schwed. år, got. jer, ahd. jar, angels. gear, engl. yaer. So erklärt sich auch hebräisch jom (der Tag.) Bei dem Beispiel von „Jahr" kann man hier gelegentlich gut beobachten, wie leicht j nicht nur in ch, sondern auch in h und g hinüberwechselt, wie ja auch aus jor (lebhaft ansteigender Berg oder Gebirge) überall hora (Lyssa Hora) oder gora (Czerna-Gora) geworden ist.

3. Sowohl bei dem akustisch, wie bei dem optisch entstandenen j hat sich schließlich eine neutrale Bedeutung des „lebhaften Aufschwungs", ja der „bloßen Lebhaftigkeit" überhaupt herausgebildet, und die Wirbelkurve ist wieder in die Nähe des Eingangs zurückgekehrt, doch so, daß die wieder ähnlich gewordenen Bedeutungen sich nicht ganz decken. Denn der Begriff des „Gegnerischen", „Unliebsamen",

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fällt bei der jüngeren Bedeutung fort. Als Beispiele solcher Neuwurzeln mit dem jüngeren j seien erwähnt dtsch. „jagen“ = lebhaft treiben, aufscheuchen, lat. jacere (sprich eigentlich jakere) und jaculari = schleudern, Jo = Aufsteigend, die Aufsteigende (Jo als Mondgöttin), Jonia, Jonien = (vom Meere her) lebhaft ansteigendes Land, Jor in Jordan (= in lebhaft ansteigendem Gebirge Wald (d) -fluß). Auch „jäh“ = lebhaft ansteigend und (von oben gesehen:) lebhaft absteigend gehört hierher, enthalten auch in der Wurzel Jen in Jena (in lebhaft ansteigendem breitem Tale Fluß-Aue oder Fluß-Gewässer und in Jenbach beim Achensee. Auch griech. iaptein = haschen, streben, Japetos, der Titane, der die Menschheit im griechischen Mythus repräsentiert, ebenso Japs, der Japaner, und vielleicht der biblische Japhet finden hier ihre Erklärung.

Wir fassen die Sibilanten sch, ss, s und th als Nüancen des s-Typus in der Betrachtung der Gegenwurzeln so, sa, se, si, su, zusammen, (Vgl. die Bem. über die obigen Einzellaute und die mit ihnen gebildeten Grundwurzeln. Bei sch fällt gegenüber der Grundwurzel asch = „da ist schießendes, reißend strömendes Wasser“ die deutliche kontradiktorische Negativwurzel scha = da ist kein (strömendes) Wasser in dem semitischen Worte schammar = wasserloses Mittelland und in dem turanischen Worte schamo (Wüste Gobi) = Wüste in die Augen.)

Die Grundwurzeln os, as, es, is, us hatten die Bedeutung: „Da ist Sausen,“ „Da ist stark strömendes Wasser“ (im oberen und offenen, im deutlichen, breiten und ebenen, im innern oder tiefen bez. niederen, unteren Verhältnis). Bei der Erklärung der oben stehenden Negativ- oder Gegenwurzeln muß man nun wieder die akustische ältere von der optischen späteren Entstehung unterscheiden.

Die Negativwurzeln akustischen Ursprungs so, sa, se, si, su haben 1) den kontradiktorischen Sinn: „Kein Stromes-Sausen, kein Wassergeräusch überhaupt“ ist zu vernehmen, d. h. „wasserlose Dürre“ ist da, und 2) den konträren Sinn, der bei aller Negation doch nur einen Reibenendpunkt festhält: Kein Stromes-Sausen, aber doch ein Wassergeräusch, etwa ein Tröpfeln, ein Sickergeräusch ist vernehmbar, woraus dann 3) eine neutrale Bedeutung von „sich bewegendem und vernehmbar machendem Wasser“ entsteht.

Diese akustische Genesis der Urwurzeln mit s muß uns immer gegenwärtig bleiben, obwohl die optische Genesis eine überlegene Bedeutung erhalten zu haben scheint. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß der s-Typus keineswegs einzig und allein sich auf Wasser bezieht, sondern auch andere Geräusche, z. B. des Windes, des Laubes, des Schnees, der lockeren Erde, zum Ausdruck brachte.

In Anlehnung nun an das akustische Verhältnis haben auch im optischen Sinne, d. h. nach den Verhältnissen, die der Urmensch sehen konnte, die Negativwurzeln so, sa, se, si, su 1) eine kontradiktorische Bedeutung, nämlich: „Kein strömendes Wasser (ist zu sehen) in dem Maße, daß überhaupt kein Wasser zu sehen ist.“ Also: „Dürre oder Wüste“ ist da. So erklären sich Sahara = Wasserloses Gelände, Samum Im trockenen Mittelland = Sandwind, sowie das deutsche „Sand“ mhd. sant = Wasserloser Rand eigtl. Wasser nicht innen (n) Rand (t), Sirocco = Aus wasserlosem Wüstensand entstanden,) ebenso Syrte = Wasserloses

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Randgebiet (Küste), Syria, Sur ebenso als Wüstenland, lat. solea, dtsch. Sohle = „trocken bleibende Stelle", wie soccus = trocken Heraustretendes, „Saal" = Trockener Boden, lat. solum, „Die Senne" in Westfalen = Innen wasserlose Stelle = trockene Haide, wie „Senn-hütte" = Trockenheit innen gewährende Hütte. Auch „Sehne" = trockene Innenstelle, Sinai = dürres Steilgebirge, „Samen" = Trockenes mitten inne, Samland = Trockenes Mittelland, lat. siccus, = trocken hervortretend, ahd. sôr = dürr, sôrên = verdorren, sâro = der Kittel, d. h. Trockenhalter.

2) entwickelte sich eine konträre Bedeutung: „Da ist nicht strömendes Wasser, nur Wasser in irgend einem andern Reihenendpunkte von Zuständen. Dazu gehört z. B. sê = See, d. h. nicht strömendes = ruhiges breites Wasser, „Sumpf" = stilles Wasser in der Mitte, welches Blasen emporwirft, die „Sumerer" (früheren Bewohner Babyloniens vor den Semiten) = Feuchtes Tiefland in der Mitte bewohnend, ferner si in „sickern" = Nasses dringt aus dem innern Boden heraus", siepen (Siefen, Sieffen, Seiffen) = Nasses hüpft aus dem Innern herab, lat. sucus, Saft = Feuchtes unten heraus, „Saft" = Feuchtes fließt weg, „Seim" = Stromlose Feuchtigkeit = „geringe oder mäßige Feuchtigkeit breit innen in der Mitte."

3) Es entstand sodann in jüngerer Sprachschicht eine neutrale Bedeutung von s = Nasses schlechthin, Feuchtes, geradezu Wasser, die sowohl in der jüngeren Wurzel-Grundform as u. s. f., wie in der jüngeren Negativwurzelform so, sa, u. s. f. auftritt, doch ohne den ursprünglichen Bedeutungsunterschied zwischen beiden. So bedeutet ast: „Da ist Feuchtes durch = frischer Trieb durch = Ast, auch aufsteigender Baum, besonders gerade wachsende Tannen und Fichten, erhalten in lat. hasta, deutsch Hastert bei Hagen, davon Astenberg, Estland, Istävenen), davon im Bedeutungswandel: Stehen, zu Stehen kommen (griech. histemi stellen, esten = stellte mich, trat auf, lat. sto, deutsch stehen), „Ost" = Oben zu Stehen kommen, „West" = Hinabtreten. So heißt Osning: Oben feuchter innerer Umkreis (denn Stromgewässer sind da nicht), Esborn, Dorf bei Witten, — wenn die Form des Namens urwüchsig ist —, Feuchtbodenoberland-Ort oder „über br. Feuchtboden höhergelegener Ort", Uslar: Aus nassem Tiefboden sich erhebendes Land. Goslar dasselbe mit verstärktem Gutturalanhauch.

Sehr häufig sind Gegenwurzelformen dieser jüngeren Sprachschicht, und es läßt sich nicht leugnen, daß das s in ihnen manchmal zu der Bedeutung des Strömens und Sausens wieder zurückkehrt, während doch der negative Sinn fehlt. Gerade bei den s-Lauten sind die verschiedenen Wurzelstandpunkte im Einzelnen oft sehr schwierig zu unterscheiden, obwohl im Prinzip die typischen Unterschiede zu Tage treten. Bei der Beurteilung von Ortsnamen mit s muß man daher — abgesehen von der gründlichen Feststellung der geschichtlichen Formen — hier ganz besonders die Konfiguration der Oertlichkeit und zwar mit Berücksichtigung der wahrscheinlichen früheren, vielleicht gar vorgeschichtlichen, Zustände in Betracht ziehen. — Beispiele für Neuwurzeln mit s in der Negativ- oder Gegenwurzelform sind: Sar = Feuchtes Waldgebirge oder Feuchtes Gelände in Sarnen (Schweiz), Sarnthal (Tirol), Saros in Ungarn = Morastberg, davon Saar, frz. Sarre = Sara = Feuchtgebirgsfluß. Ebenso heißt Sal: Feuchtes Laubwaldgebirge, feuchte sanft schwellende Erhöhung, es wird im

letzteren Sinne auch vom „Meere“ gesagt, und, weil das Meer salzig ist, auch vom „Salz“. So entspricht es dem deutschen Hal (auffallend hervortretende Höhe, z. B. in „Hals“) und dem griechischen Hals = Meer und Salz. Infolge des weiteren Bedeutungswandels wird Sal denn auch von einem Gelände gebraucht, wo Salz ist. Danach können Sal und Hal (abgesehen von der kontradiktorischen und der konträren Bedeutung) selbst als Neuwurzel Verschiedenes bedeuten: 1) Halle ist = Auffallend vorspringender Laubwaldberg oder Höhe überhaupt, z. Halle in Westfalen und der Bergvorsprung „Halle“ zwischen Hagen und Volmarstein mit verschiedenen Oertlichkeiten des Namens Halle und Helle und dem Orte Vorhalle. Ebenso Sal: Feuchtes Laubwaldgebirge in Sal-is (is = „es“ und „das“), lat. salt-us (t wie in hart neben har die Begrenzung bezeichnend), Saalburg bei Homburg, der „Solling“ und der griech. Pers. Name Sōlōn. 2) aber bedeuten Hall (schwäb.), Hallein, Halle a. d. Saale, Reichenhall salzhaltige Gelände und Orte darin, ebenso Salins (Salz-Innenort) und die verschiedenen Orte Salzburg, sowie die Flüsse Saale = Saala, Saalach, Salzach Salzgeländefluß, „Salzbodenfluß“ bedeuten. Sorben sind genannt von Sorb = feuchtes Waldgebirge, Waldgelände, ebenso Sobbe, ebenso Serben von Serb, Sel in Selhausen, Selbach, Selhoff = bedeutet: feuchter ebener Boden, Siel feuchtes Inneres im Boden, Feuchtigkeitsader oder feuchter Strang (Seil), endlich Su = nasser Tiefboden, Morast, morastig, schlammig, schmutzig, in Sul z. B. Sulden in Tirol = morastiger Tiefwald-Wohnort, Suhl = morastiger Boden, Sug, Suk = Unten d. h. an seinem Fuße morastiges Gebirge, enthalten in Sugambri = Ein am Fuße morastiges Gebirge bewohnende Leute, und in Suge, Suege = Aus dem Morast herauskommend (nämlich Wildschweine). Dem Salza entspricht Sulza = in feuchtem Tiefboden mit Salzgehalt Wasser (die Ilm in Thüringen). Andere Beispiele sind noch Sayn = Sajn oder Sagn = In nasser steil ansteigender Berglehne Wohnort, Sin in Sina = China (spr. Schina oder China) = Feucht innen Au, ja, wohl geradezu Strom-Innen-Au oder Strom-Innen-Land, Sin in Sinberg bei Kissingen, eigentlich „feucht innen“ Berg, daher = „grüner Berg“ (Gegensinn zu Sinai!), und Sina als grünes Land, sowie Sin-Grün daraus zu erklären. —

do, da, de, di, du. (Siehe das über den Laut d und die Grundwurzeln od, ad u. s. f. Gesagte.) Während die Grundwurzeln od, ad u. s. f. „fest auf“, „fest oben auf“ bedeuten (akustische Herkunft vom Donnerschlag, dem Hammerschlage Donars, optische Herkunft vom Bemerken des Aufliegens, Anhaftens z. B. od. = Wald), gewinnen die obigen Negativwurzeln

1) eine kontradiktorische Bedeutung: „Fest Aufliegendes ist nicht da, Hemmendes ist nicht da“ = Offenes, Freies ist da. Im Gegensatze zu Ad (= aufsitzender Wald) heißt deutsch Da: Waldleeres Land, Urbares Land (wovon Damater od. Demeter, die Göttin des Ackerbaus). Dal und Delle heißen „von Hemmung freies Gelände“ d. i. Tal. Im Gegensatze zu ad = „fest“ heist lat. da: loslassen, geben.

2) haben do, da u. s. f. eine konträre Bedeutung als Bezeichnung eines entgegengesetzten Reihenendpunktes, nämlich „von unten empor dringen.“ Während im vorhergehenden Falle der Urmensch die Empfindung hatte und ausdrückte, daß das Drückende nur überhaupt losgelassen habe, bringt er hier zum Ausdruck, daß das Gedrückte nach dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Loslassen des Druckes sich sogar emporhebe. So entstehen Dor = Durchbrechender oder sich erhebender Berg, davon das Bergland Doris, in Frankreich in Mont d'or und Côte d'or irrtümlich mit or „Gold" in Beziehung gebracht, davon Dora = Bergfluß, Dore (= Dora), das vom Mont d'or kommende Flüßchen, davon wohl auch das deutsche Dorp (Dorf), Dorb, Thorp als Zufluchtsort (eigentl. „hervorragende Bodenerhebung", p = Ebbe), — ebenso Dar, in zahlreichen Namen indogermanischer und fremder Herkunft, wo es sich immer um ein aufsteigendes Gelände, Gebirge, Ufer oder um einen Berg handelt, z. B. Dar el Chedib, höchster Berg des Libanon, Dar el Bêda (arabischer Name für Casablanca), Dardania, mythische Stadt am Idagebirge, Dargo, (Schamyls Hauptort im Kaukasus), Dartmoor, ein Hochland in Devonshire, ebenso Dalmatia, der Berg Dolmar im Thüringer Walde, die keltischen und sonstigen Dolmen. Auch die Dôle im Jura gehört hierher, wie der Name Dolhain, dtsch. Dolheim in Belgien, ebenso Delémont im Jura und Delos in Griechenland. Ebenso erklären sich Dom = Hervorragende Mitte, auch in lat. domus, ebenso „Damm" und das griech. demas = Gestalt. ferner Donn (Pers. u. Ortsname Donndorf), Daun, engl. Down, Dün (Düne) = Hügel, wobei das n soviel bedeutet, wie innen, d. h. im Gelände.

3) Es enstand in jüngerer Sprachschicht durch den Wirbel des Bedeutungswandels eine neutrale Bedeutung des d = nieder, niedrig, die von dem Begriffe des Niederschlagens in der Grundwurzel völlig unabhängig war. So bedeutet dan niedere Innenstelle, auch in der Nebenform Dant(e), Danz, wo das t und das exspierierende t, das th, verschärft in ts = z die Umgrenzung bezeichnet. So bedeutet Crengeldanz bei Witten in Westfalen: In kreisförmigem Berggelände niedere Stelle, und Danzig, Danzk, Niederungsstadt (g bez. k = sich erhebend, heraustretend aus). Danemark heißt Niederungsland. Don — römisch Tanais ist = Niederungsfluß, ebenso Donau röm. Danubius, doch können diese Namen auch Hügelfluß bedeuten (Hügel sind niedere Höhen), und es kommt dann die neutrale Bedeutung des dan mit der konträren „sich mäßig erhebend" überein). In Denhardt, Deinhardt, Deines (= Deinz), Düna, Dünkirchen, besonders auch in dûn = betrunken (daliegend) ist die Bedeutung „nieder" des Lautes d enthalten. Hier muß wiederum daran erinnert werden, daß d und t, bez. th sehr häufig in einander übergehen, wie wir dal neben tal, Doll neben Toll und Zoll, Daun neben Taun-us, Down neben town Hügelstadt, Donau neben Tuonouwe, Don neben Tanais, Dann neben Tann finden.

to, to, te, ti, tu· (Siehe das Gesagte über den Laut t und über die Grundwurzeln ot, at, et, it, ut, wo das Wichtigste bereits auseinandergesetzt ist.) Wir sahen, daß ot, at u. s. f. bedeuteten: „Da ist scharfes Durchdringen bis zur Grenze und durch sie hindurch, doch nicht über sie hinaus", (während ad nur da ist „Halt, Haften" besagte). Z. B. bedeutet Ottweiler (wobei immer die Verwandschaft von t mit d und seiner häufigen od = „Wald"bedeutung berücksichtigt werden muß): Hart oben am Waldraude liegender Weiler (ott eigentl. = Da ist scharfes oben durch den Wald bis hinaus durchdrücken). Ebenso bedeutet Attinghausen: Deutlich an den Waldrand geschmiegter Wohnort. Itter, (Ittera) heißt: Da ist innen den Wald bis zum Rande durchziehendes Wasser, Nette und Netze: Breit den Wald bis zum Rande hinaus durchziehendes starkfließendes Wasser, wo sich dann wie bei Itz = innen den Wald durchziehendes starkfließendes Wasser" der scharfe ss-Laut zur Ablösung des t-Lautes einstellt. Uten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hutten, auch „Hütte", heißt „Tiefwaldrand-Wohnort". Zu besonderer Wichtigkeit für die Charakterisierung des t-Lautes in der Bedeutung von „durch an die Grenze und durch dieselbe, aber nicht über sie hinaus" ist die Wurzel ut = hinaus, engl. out, gelangt, die auch in den Wörtern „Hut" und „Haut" = Auffallendes Äußeres enthalten ist. Nun bieten sich

1) kontradiktorische Negativwurzeln to, ta u. s. f. in der Bedeutung: nicht gerade durch zur Grenze und nicht durch dieselbe hindurch, also vielmehr „innerhalb der Grenze", „Abschluß ist da." Charakteristisch als Gegensatz zu ut hinaus ist hier tu „zu", ndd. to. Hierher gehört auch das deutsche „da" (z. B. in dableiben). Hierher gehört mit seiner einen Bedeutung tor = Abschlussgebäude (or = Hohes Ding) und tür = Abschließend unten nach innen den Boden. Die ungerade, nach allen Seiten hin und her gerichtete Bewegung kommt in der griech. Wurzel ta (etathe, teino) = ausbreiten und in dem deutschen „Tenne" = breite Fläche innerhalb gewisser Grenzen (vgl. dan, danz) zum Ausdruck.

2) bildeten sich konträre Negativwurzeln zur Bezeichnuug eines der Grundwurzel entgegengesetzten Reihenendpunktes in der Bedeutung „durch = über die Grenze hinaus, weithin und hinauf", nämlich gleichermaßen im horizontalen, wie im vertikalen Sinne. Hierher gehören tar = durch in ahd. tart engl. dart = Spieß, und tor in seiner zweiten Bedeutung als Durchlaß (torn = Torhaus, turm = Torwohnungsgebäude). Auch kann tor, besonders torn, eine ebenfalls konträre Bedeutung im vertikalen Sinne haben: Plötzlich oder scharf aufsteigendes Hohes als Wohnung. Über solche Mannigfaltigkeiten der Erklärung und Deutung von Begriffen dürfen wir uns bei dem wunderbaren Reichtum und Ineinandergreifen organischer Bildungen nicht verwundern! Mit tol ist es ebenso. Denn toll bedeutet „plötzlich aufsteigender Hügel oder Berg", wie tall engl. hoch und schlank. Aber tol, zumal in der sibilierenden Form zol, kann auch eine Durchgangsstelle (mit festem Gebäude) bedeuten, wo Abgaben zu entrichten sind, ehe man durchpassieren kann. So mag der „Alte Zoll" in Bonn wirklich eine Zolleinnahmestelle gewesen sein, sicher aber ist er vorher ein „Alt-Toll" d. h. ein „Waldhügel" gewesen (Alt = Wald, wie Altenstein = Waldenstein, mit Anlaut w = sanft ansteigend). Die eigentliche Bedeutuug hat sich gut erhalten in Zoller = „plötzlich aufstrebender Waldberg". Auch im griech. tholos = Kuppel ist die Wurzel to bez. tol zu erkennen. Andere Beispiele sind Tal = „Durch das Waldgebirge" oder „Durchbruch im Waldgebirge" vgl. dal, ferner tan, got. tunthus, Zahn (Durchgebrochenes innen).

3. Es entstand in späterer Sprachschicht eine Neuwurzel mit neutraler Bedeutung, das t = „begrenzend oder begrenzt, trennend, sondernd, teilend" schlechtweg. Daher stammt tu (gesondert vom Ich des Sprechenden) mit den Ablautungen engl. thou, griech. sy. Besonders am Schlusse von Wurzeln bezeichnet -t die Abgrenzung, so hart (Hardt), Harz = begrenztes Waldgebirge für har (Haar) weit ausgedehntes Waldgebirge ohne bestimmte Abgrenzung, ebenso holt (Holz) für holl, Holle. Danach sind die gleichbedeutenden Namen Harburg, Harzburg, Warburg, Wartburg, Eresburg, Herzberg, Alt(en)burg und Altenberg, Eltz, Old(en)burg, Waldburg, Waldenburg, auch Hardenstein, Altenstein, Waldstein, Waldenstein und Wallenstein zu verstehen, denn stein bedeutete im Mittel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alter „Burg", wie es in der epischen Dichtung heißt: si sliben wider in ir stein.

dho, dha, dhe, dhi, dhu. In der Entwickelung des natürlichen Lautsystems sehen wir an t sich th und tch anschließen, worauf, unter Verschwinden des t-Elementes der alveolare Laut dh allein auftritt und den Anfang der k-Lautreihe macht, indem das dh sich als ein Laut erweist, der auch in rückwärtigen Organen, d. h. im Bereiche der Kehle sich bildet, und wohl in unklaren und wilden Lautkomplexen zu den ältesten menschlichen Lauten gehörte, aber erst von vorne nach rückwärts zur klaren Natur einzelner Edellaute gelangte. Das alveolare (nahezu dentale) dh (Ich-Laut), welches sich in den indogermanischen Sprachen fast nur mit den hellen Klanglauten e und i (y) zu verbinden liebt, ist nach dem Sibilanten sch nahe verwandt und bedeutet Schütten, Ausschütten, speziell mit dem Charakter des Aussprühens, Herauszischens. Im wesentlichen Inhalt der Bedeutung aber stimmt es überein mit dem palatalen, dem velaren und dem gutturalen dh (Ach-Laut), nur daß diese Laute mehr nach der Bedeutung des weichen, massigen, dichten Hervorströmens hin gravitieren. In griech. echis (Schlange) ist wohl die akustische Bedeutung des Zischlauts deutlich, im deutschen Ache und Bach diejenige des massigen weichen Ausströmens. Aber wie die Bedeutungen vielfach in einander übergehen, so treten auch die Gutturale häufig selber für einander, und auch für alveolares dh, ein. So bedeuten Lech und Leck im Wesentlichen dasselbe (Breitfeldstrom, und in Loisach und Eisack haben die Endkonsonanten dieselbe Bedeutung. Dasselbe ist bei ich und ik der Fall. So wechseln die dh-Laute sämtlich häufig mit gh, g und k, sowie mit kh und h, ohne daß (z. B. bei Bach und Beke) ein entschiedener Bedeutungsunterschied wahrzunehmen ist. Vielfach ist bloße Neigung zu gewissen Sprechweisen in den Bevölkerungsgruppen maßgebend, wie wir das beim englischen und hannoverschen ä statt a gesehen haben und am Gebrauche der Mutae b, p, d, t bei den heutigen Sachsen bemerken. Noch heute spricht der Münsterländer vielfach da gh, wo sonst ein g gesprochen wird. Im Altdeutschen und Neudeutschen steht kind neben chind, Kirche neben chirche, chilche, wie auch die Wörter, die einen hervortretenden, abgesonderten Ort mit Baumwuchs bedeuten, dtsch. hart und Gart-en, griech. chortos, lat. hortus (Hort = Schutzstelle), dafür bezeichnend sind. Immerhin kann man den Typus dh von den andern in Laut und Bedeutung unterscheiden, und es bildeten sich von den Grundwurzeln ach, ach u. s. f. = ‚Da ist sanftes, weichströmendes Herauskommen" einerseits Negativwurzeln.

1) von kontradiktorischer Bedeutung: „Wo nichts herauskommt," „das Leere", der „Schlund" u. dergl. — So finden wir gegenüber Ache im Deutschen und im griech. Acheloos das griechische Chaos = „der leere Schlund" oder „das wüste Durcheinander", aus dem sich kein Einzelding herausgebildet hat, und von diesem Stamme das griech. chandano = aufgähnen. Die gleiche Bedeutung hat das engl. chaff mhd. und neud. kaff, nach Aussonderung der Körner zurückbleibende Hülsen, und altd. châsi, Käse = das Zurückbleibende der Flüssigkeit (s), d. h. der Milch.

2) bildeten sich Negativ- oder Gegenwurzeln von konträrer Bedeutung, wo zum Ausdrucke kommt, daß sogar etwas hineingezogen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hineingeschlungen wird. Beispiele dafür sind das cha in Charybdis, der alles Hineinschlingenden, das altdeutsche Wort chëla, neud. Kehle, sowie das altdeutsche chappa (Mantel, Kapuze).

3) Schließlich ergab sich in jüngerer Sprachschicht eine neutrale Bedeutung von ch, die der Grundwurzel sehr nahe kommt, nämlich „sanftes, allmähliches Hervortreten", auch ein Gießen und Schütten, doch ohne Hervorhebung des Zischenden oder des Massigen. In diesem Sinne gebildete Neuwurzeln sind z. B. griech. cheo „gießen", choë „Guß", ferner deutsch altd. chān (Kahn) = Hervorragend aus dem Innenwasser, ebenso chan auch kam (Schimmel) = Herausgekommenes aus einer Flüssigkeit, ebenso chalw (Kalb) = Herausgekommenes großes Weiches, im selben Sinne chint (Kind), ebenso griech. choros = Herausgekommenes Hohes(hohe Masse, Schar).

(gho, gha, ghe, ghi, ghu und go, ga, ge, gi, gu.) Vgl. die Erörterung über die Gutturalen (Kehllaute) und die betr. Grundwurzeln). Während die Grundwurzeln og, ag u, s. f. „Da ist kräftiges Hervortreten (des Gebirges, Berges, Felsens, Bodens" bedeuteten, z. B. og (Oog bei Nordseeinseln = da ist oben Heraustretendes), ag und eg (in Agge und Egge = da ist hervortretendes Gebirge), erscheinen die Negativwurzeln go, ga, ge, gi, gu

1) in kontradiktorischer Bedeutung = Nicht Hervortretendes ist da kräftig vorhanden, also z. B. ebener kräftiger Boden ist da vorhanden, so in griech. ga und ge = Erdboden, so auch in got, goth, god (wobei t und d bedeutungslos wechseln) ebener kräftiger Boden bewaldet (d aus od), wovon wohl der Name der hauptsächlich im Weichsellande, dem heutigen Polen, lange wohnhaften Gothen oder Goten (im Gegensatze zu den östlich benachbarten Rokitno-Sumpflandschaften am Pripät) herrühren wird. God ist verwandt mit Wod (Laubig wallender Wald). Nordisch Odin, d. h. „der im Walde drin" ist gleich altdeutsch Wodan, d. h. „der im wallenden Walde drin". Dazu gesellt sich drittens God (ohne in), worin der „Wald auf festem Bodengelände" geradezu mit der Gottheit identifiziert wird, = Gott, gut, der und das Gute im Bedeutungswandel. Mit den Goten verwandt waren gewiß schon die älteren Geten (e = weit, eben), von denen eine Gruppe unter den Scythen als Massageten und Besieger des Kyros vorübergehend in der Geschichte auftreten. Sehr wahrscheinlich gehörten zu den Geten auch die heute viel besprochenen Cheta-Stämme, die man als Hessen oder Chatten erklären will.

2. Eine konträre Gegenwurzel aber entwickelte sich in der Bedeutung: Nicht auswärts hervortretend, aber einwärts hervortretend ist da, also „da ist Winkel". Solches bedeutet griech. gony = Knie, Sanskr. gānu, lat. genu, dtsch. k-nie, griech. gonia = Ecke, homerisch gyalon = Ecke, Höhlung, griech. gynee = Weib (e = sie), lat. cunnus, griech. genos = Geschlecht, genesthai = geboren werden, lat. genitus = geboren. So auch im Deutschen, got. kunni, altd. cunni, kunni, chunni, mhd. künne, md. kunne = Geschlecht, Verwandtschaft, Stamm, Kunec (= König) = der aus dem Geschlecht Hervorragende, das Stammeshaupt.

Da bei der Anschauung des Winkels mit der Wahrnehmung der Innenseite auch die der Außenseite untrennbar verbunden ist, so haben die vorstehenden Stämme auch Wörter ermöglicht, durch welche vorzugsweise

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Außenseite bezeichnet wird, so griech. gunos der Hügel, Bühel, und Kōnos, der Kegel. Diese letzteren Bildungen erklären sich zugleich auch aus dem Folgenden:

3. Es entwickelte sich allmählich, in wirbelartiger Curve annähernd zur ursprünglichen Bedeutung der Grundwurzel zurückkehrend, der Laut g zu dem neutralen Begriffe „kräftig hervor", der sich „zu kräftig voran d. h. vorwärts" weiter bildete, besonders auch angewendet auf Tun und Handeln, so in der lat. Partikel age! und agite! = auf! vorwärts! und in griech. agein lat. agere = „handeln, eifrig treiben, arbeiten" überhaupt. Infolgedessen heißt griech. agros (eigentl. agaros): Das Arbeitsland! lat. agrus, ager, wovon agrare, und deutsch mit schärferem Laut „Acker", „ackern". Dabei ist zu beachten, daß „kräftig hervortretend" etwas nicht einzig und allein im aufwärts vertikalen Sinne zu sein braucht, sondern auch im abwärts vertikalen, sowie im horizontalen Sinne so erscheinen kann. So bedeutet altnord. leg: Begräbnisstätte, nämlich eigentlich „In glattem Heraustretendes", nämlich das Loch, ebenso wie k in lac-us (See), schott. Loc, lat lac-una, ital. laguna. So bedeutet grap, Grab: Kräftig Heraustretendes in glattem aufgewühltem Boden, so kot: Herausgetretenes oben durch = Schmutz, aber auch kot: Heraustretendes aus dem od = Walde, und deshalb Kotten = Heraustretend aus dem Walde, Wohnhaus, ebenso „Kathe". So bedeutet ferner gras: Kräftig Heraustretendes aus glatter feuchten Fläche (ras = Rasen), wobei man die Annäherung der Neutralbegriffslaute g, b, d (der explosiven Dauerlaute, sonst Mediae genannt), aneinander bezüglich der Bedeutung beobachten kann, denn dem gras entspricht bras in Brasilien (nach dem Tiefland des Amazonenstroms und den Tieflandstreifen am Meere von den Portugiesen so genannt) und in Breslau = kräftigem Rasenboden (l) und Au = Wiese, (vgl. auch pratum lat.) endlich dras in Mitteldeutsch z. B. Drasen, Dräsen, Dresden = In kräftig aufliegendem (d) Rasen — ein Wohnort, und Dräseke = Aus kräftigem Rasen hervortretende Stelle. So auch Drossen bei Frankfurt a. O. — Die Bedeutung „vorwärts" von g ist z. B. vertreten in lat. grad-ior schreiten. dtsch. Grat, gerade, sowie in gleiten, glatt.

ko, ka, ke, ki, ku nebst kho, kha, khe, khi, khu sind die Gegenwurzeln zu ok, ak, ek, ik, uk, und es ist das über diese Grundwurzeln wie das über den Laut k Gesagte hier in Betracht zu ziehen. Die Hauptbedeutung von ok, ak u. s. f. ist „da ist scharfes Herauskommen". Georg Curtius sagt in seiner griech. Etymologie 5. Aufl. 387: „Die Zusammengehörigkeit der Präpositionen griech. ex, ek und lat. ex, ec- (kirchenslav. izu, litth. isz, altir. (kelt.) ass, ess, ê, echtar = lat. extra) sei ebenso einleuchtend, als es schwer sei, sie in allen Stücken vollständig zu begründen." Bei der biologischen Betrachtungsweise löst sich aber das Rätsel offenbar. Dem k ist das t der Bedeutung nach verwandt und es stellte sich zur Verstärkung des ersteren ein, so in griech. ekt-os = außen, draußen. Das t geht wiederum sehr leicht, zumal wenn es exspiriert, in scharfes s über, und so wird aus griech. ek und ekt: ex. So wird aus Ag und Ak: Ax in Axenberg, aus Okt = Obenherausdurch: Ox, deutsch Ochs (bezüglich der Hörner). So bedeutet der westfälische Bergname Wixberg: Im Waldgebirge innen hervortretender Berg. Aber vielfach verlor sich der k-Laut, als der Bedeutung nach entbehrlich, ganz und gar, und es blieb der t-Laut mit dem s-Laut, wodurch der Mischlaut tz entstand. So wurde aus Pik:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pitz, Piz, und so finden wir die Übergänge bruch, bruk oder brok, d. h. Hervortretende Tiefboden-Wasserstelle, denn k hier ist = k in lac-us: Wasserloch), broks (z. B. Personennamen Loerbrooks) = brox oder brux, brex (Brexbach bei Sayn), brüx (Brüx in Böhmen), brix (in Brixen), Britz, worauf der Laut tz leicht weiter in bloßes ss oder weiches s überging, wie wir das in Brussa, Prussi (Preußen = Bruchlandbewohner), Briesen, Breslau finden. Doch erklären sich ss und s häufig auch auf andere Weise.

Der k-Laut hatte zunächst einen akustischen Sinn von einem Geräusche, wie das Kackern, Rattern, welches durch das Herausspringen kleiner harter Gegenstände bewirkt wird, vor allem von Steinen im Gebirge. Der k-Laut hatte dann zweitens einen optischen Ursprung von der Beobachtung dieses Vorganges mit den Augen, nämlich des Fallens nach dem Sichloslösen und dem Herauskommen, schließlich des bloßen Bereitseins zum Fallen, des bloßen Hervorragens — alles mit dem einschränkenden Begriffe des Kleinen, Scharfen, Spitzen, Eckigen (lat. acus = Nadel, dtsch. die „Ecke", der „Haken" u. dergl.]

Die Negativwurzeln ko, ka, ke, ki, ku bedeuten nun

1. kontradiktorisch im akustischen Sinne „nicht als Steinregen ratternd, kackernd und geräuschvoll scharf heraus und auseinanderspringend", vielmehr „geräuschlos zusammenhaltend und ruhig bleibend, so kar = zusammenhaltendes felsig scharfes Gebirge, kaps = zusammenhaltend Hervorschwellendes, lat. cor (Herz) = zusammenhaltendes Organ (or hat auch diese Bedeutung, die sich in dem Worte Organ selber wieder kundgibt), corp-us = zusammenhaltende Organ-Schwellung. In Anlehnung hieran bedeuten jene kontradiktorischen Negativwurzeln im optischen Sinne „nicht scharf heraustretend, sondern gleichmäßig zusammenhangend. So bedeutet ind. kô (Nebenform kuh, kusch z. B. Hindu-kusch) zusammenhangendes Massengebirge, geradezu Berg (der Diamant Koh-i-noor = Berg des Lichts), enthalten in Koburg, Kogel, Kochem, Kolin, Koloß, lat. collis, Cobern a. d. Mosel u. a. So auch die lat. Präposition cum (con, co-) = zusammen, mit, auch zeitlich als Konjunktion „zusammen mit dem Augenblicke, wo." Auch griech. comē (Hütte) = dem Städtenamen Cumae gehört hierher. Ganz nahe verwandt mit diesen kontradiktorischen Negativwurzeln sind:

2) die konträren. In akustischem wie in optischem Sinne bezeichnen ko, ka, ke, ki, ku hier ein hörbares oder sichtbares „Sich zu einander hinbewegen." So wird aus lat. cum zusammen deutsch kom, kam = kommen = zusammenkommen, davon griech. komos = Schwarm (Chor der Komödie), lat. comis = gesellig, freundlich, davon auch kōmē Hütte, als Zusammenkunftsort zu erklären (wie in 1 als Zusammenseinsort). Aus kom = zusammenkommen, gesellig, ist auch kamin (Geselligkeits-Stätte) und kaminade, kemnade (mit angehängtem Wiederholungsbegriff -ade, -ede = Sitz, griech. hēdos) in gleichem Sinne zu erklären. Um die mit Rauchabzug versehene Feuerstelle sammelte man sich, daher erhielt ein solcher Rauchabzug selber die Bezeichnung Kamin. Neben Kamin gehört auch hieher lat. camera, dtsch. Kammer. Auch das Wort Kamerad stammt von diesem Urstamm (= Zusammenlandbewohner), denn Kamri sind „Landsgenossen," so auch Cymri, Kimri lat. Kimmerii, Kymmerii = „Innenlandgenossen", identisch — da sich leicht zwischen m und r ein (bedeutungsloser) b-Laut einstellt — mit Kimbri, wie auch Kambri, gambri,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

z. B. in Sygambri, Sicambri (entweder aus Sy und gambri oder aus Syg und ambri, oder aus Syg und gambri entstanden, jedenfalls immer = Feuchtgeländebewohner) und auch in Kumbri (Cumberland). Hier haben wir wieder an die organische Verwandtschaft zwischen k, ch und h zu denken, derzufolge mit kam fast gleichbedeutend cham und ham, Kumber mit Humber erscheint u. dgl. m.

In jüngerer Sprachschicht gewann aber der Laut k eine neutrale Bedeutung, nämlich „hervor, heraus", indem er in der Wirbelkurve sich der Bedeutung der Grundwurzel wieder näherte, aber den Begriff des Scharfen, Plötzlichen, aufgab. So bildete er Neuwurzeln, und zwar neue Grund- bezw. Negativ- oder Gegenwurzeln, doch nur in der Form, nicht mehr in der Bedeutung. So entstanden lac (lacus-See) = In glatter Fläche [nach unten] Hervortretendes = „Loch", Loc, loc-us, ebenso lat. luc-us = Im waldleeren Gelände unten vorhandene Vertiefung, und, da diese den Baumwuchs begünstigt, sehr häufig soviel wie Hain, doch keineswegs immer, sondern der ursprünglichen Bedeutung nach nur = Lucke, Lücke, eigentl. = Lichteinfallstelle, denn lu (Gegenwurzel von ul Morast, Schmutz) bedeutet „rein, klar, hell" (lat. luc in lux und lucmen, lumen = Licht. Ebenso bedeutet ruk (ind.) Morgenröte (eigentl. Röte heraustretend).

Ebenso erscheint das jüngere k in den Neu-Negativwurzeln Kal = Heraustretendes Waldgebirge, d. h. auch Heraustretende Stelle des Waldgebirges, des Waldes, also nicht bewaldet, also „kahl", lat. cal-v-us (v = Ebbe = Gebirge, Höhe und callis (waldleere Stelle = Gebirgspfad). Ebenso col, in lat. collis = hervortretende Hochstelle und collum = Zwischen hervortretenden Hochstellen Mitte, Hals. Ebenso Korn = „Heraustretendes oben drin" und Kern, auch Kir = Heraustretendes inneres Gebirge (Kirberg, häufiger Burgname, durch Volksetymologie in Kirchberg verändert, desgl. Kirn (n = inn = Wohnort).

ho, ha, he, hi, hu. Eine eigenartige Stellung unter den Geräuschlauten nimmt der Laut h ein. Er stellt ursprünglich eine bloße gutturale Ausatmung dar, ist dann aber so gut wie unhörbar. In der sprachlichen Anwendung erscheint er denn auch immer in artikuliertem, d. h. durch die Sprachorgane bestimmtem, Zustande. Diese Artikulation kann denn bis zur Gestaltung der übrigen Kehllaute ch, gh, g, k, kh fortschreiten, mit denen der Laut h dementsprechend häufig wechselt. Indessen, wenn auch noch so wenig artikuliert, hat der Laut h doch immerhin auch eine selbständige Bedeutung, nämlich, unserer Interjektion ha! entsprechend die Bedeutung: „Da ist auffallend," „da ist hervortretend," „macht sich bemerkbar". Wollte dieser H-Laut hinter einem offenen Klanglaut stehen, so wäre er bei der geringsten Artikulation dort unmöglich, vielmehr würde er sofort eine neue Silbe bilden, wie das in aha! geschieht. So kommt es, daß das artikulierte h nur im Anlaut erscheint und mithin gar keine Grundwurzeln, Negativwurzeln (kontradiktorische) oder Gegenwurzeln (konträre) Wurzeln, sondern nur solche Wurzeln bildet, wie wir sie als Neuwurzeln kennen gelernt haben. Man könnte hieraus allenfalls, wenn auch nicht gerade mit Sicherheit, schließen, daß die Anwendung des Lautes h im Vergleich mit ch u. s. f. einer jüngeren Sprachschicht angehört. Beispiele sind: har (die Haar) = auffallend hervortretendes rauhes Gebirge, Höhe, Rauhwald, Wald, im Bedeutungswandel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber auch = „Haar“ z. B. auf dem Kopfe, dann „Heer“ (schreitende Schaar mit aufgerichteten Lanzen), dann = hehr (hoch, ragend), dann „Herr“ (der Hohe) lat. herus, wie auch das Pronomen „Er“ von dieser Herkunft ist. Ebenso heißt hal „auffallend hervortretende belaubte Höhe“ („Halle“ mehrfach in Westfalen, so „die Halle“ bei Volmarstein mit dem Dorfe „Vorhalle“). So ist Helle mehrfach in Westfalen vertreten, besonders in dem Worte Nordhelle (bei Herscheidt und bei Werdohl) = Innen hoch hervortretend (Nort, Nor, Nar, Ner im volksetymologisierten Neroberg) auffallende breite Waldhöhe, und in „Hellweg“ = „In auffallend hervortretender breiter Waldhöhe gangbares (w = sanft abwärts führendes) Gebirge (Egge) oder Gelände.“ Von hal kommt auch hals dtsch. und griech. hals (Meereshöhe, Meer), ebenso hill = Hügel (eigentl. auffallend hervortretend im Innenlande) und heil (bei Herdecke), horn = auffallend oben Hohes drin, hun (das Huhn) = auffallend unten drin, als Laufvogel, hun also = niedrig und „Hünengräber“ = Niederungsgräber, huc = auffallend aus der Tiefe hervortretende Stelle = Hügel, hü (geschr. Hui oder Hüh, z. B. bei Halberstadt) = Hervortretend aus dem Tieflandinnern, hoc = auffallend nach oben hervortretend = hoch, Hohes, hohe Stelle z. B. in Hohkönigsburg, Hochstein, Hohenstein (wie Hanstein mit dem Begriff klar sichtbar, so:) „Auf auffallendem hohem Orte hervortretend Burg“. [Der Hohenstein bei Witten, wo keine Burg gestanden hat, ist wohl eine jüngere Benennung nach dem erst durch Steinbrüche und Durchschnitte sichtbar gewordenen Felsabhange, wobei das n nur euphonisch eingeschoben wurde.]

ro, ra, re, ri, ru. (Siehe die Liquidae r und l, sowie die Grundwurzeln ar u. s. f. und al u. s. f.) Die beiden Liquiden l und r sind es, die den auffallendsten Gegensatz zwischen Grundwurzeln einerseits und Negativwurzeln und konträren Gegenwurzeln andererseits zur Erscheinung bringen. Während or, ar, u. s. f. akustisch bedeutete „Da ist Rauschen“, optisch aber „Da ist Rauhes“, dann „Da ist Rauhwaldgebirge“, „Da ist Rauhwald“, „Da ist rauhes Gebirge“, so in griech. oros, = Gebirge u. s. f. haben sich

1) die konträdiktorischen Negativwurzeln ro, ra u. s. f. in der Bedeutung „ohne Rauschen“, „ohne Rauhwald“, „waldleer“, gebildet, so in Namen wie Raath, Ratingen, Rad in „das Hohe Rad“ im Riesengebirge, Rade in „Neuenrade“ u. dgl., Rode = Rodung, lat. radere abkratzen und rodere abnagen, Reede = breite leere Stelle begrenzt (d), im Gegensatze zu dem hochwogenden Meer. So auch frz. roc = rauhwaldleere Stelle hervorspringend.

2) Entwickelte sich eine konträre Bedeutung, die die Bewaldung nicht völlig ausschloß, sondern einen unvollständigen, unfertigen Waldnachwuchs als andern Reihenendpunkt bezeichnete. Man sieht Spuren des früheren Hochwaldes in Gestalt von Stümpfen, Wurzeln und frischem Wurzelausschlag. Aus dieser Anschauung entstanden Wörter, wie dtsch. ro (roh, blutig), von der rötlichen Färbung einer älteren Tannenlichtung, rot, rou (rauh), rît (Ried) = glatte oder aber rauhbewachsene innere begrenzte Stelle.

3) entwickelte sich eine neutrale Bedeutung von r = rauh, z. B. in Ruhr, lat. Rura = Rauhgeländestrom.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lo, la, le, li, lu. (Vgl. den Laut l und die Grundwurzeln ol u. s. f.) Während ol, al u. s. f. bedeutete: „Da ist lindes Rauschen", „Da ist Laubwaldrauschen", „Da ist Laubwald", entwickelte sich

1) eine kontradiktorische Negativwurzel mit der Bedeutung „Da ist kein Laubwaldrauschen", „da ist Laubwaldblöße", „Da ist von Laubwald frei", „waldfrei", glatte Stelle überhaupt. So bedeutet Laer (öfters in Westfalen): „Von Laubwald leerer Boden", „Lichtungsstelle", Lier (engl. Lear; vgl. clear = klar, mit starkem Anhauch): „Waldfreie innere Geländestelle", Lōr in Lor(e)ley: „Waldfreie obere Stelle und glatter Felsen, also zusammen: „Glatter Felsen an waldleerem Obergelände" und in dem gleich Lahr öfter vorkommenden Namen Lohr sowie Lorch: Waldfreier Gebirgsvorsprung (vgl. auch Lörrach und Pers.-N. von Löher.) Ebenso bedeutet Luhn: In waldleerem Tieflande Wohnort (n = inn). Ley ist zusammengezogen aus Legge und bedeutet „Glatter Vorsprung", „Schieferfels". Lem (Lehm) ist = Glatte Stelle in der Mitte, so in Lemgo (go = fester Boden wie griech. ge). Li heißt „waldleere Innenstelle", so in „Lichtung" und Schloß „Lich". Lu bedeutet (im Gegensatze zur Grundwurzel ul = Tiefwald, Tiefboden, Morast, Schmutz) „unten rein", so in lat. luo spülen, reinigen, und weiter „klar, hell", so in „Lucke" = Lichtstelle und überhaupt luc = licht hervortretende Stelle, lat. lux, lucmen, lumen.

2) Indessen ging die kontradiktorische Ursprungsbedeutung von lo, la, le, li, lu allmählich auch in eine konträre über, so unmerklich, wie auf einer abgeholzten Stelle wieder Wald aufwächst. So bekommt lo die Bedeutung „Junglaubwald", „Niederlaubwald", besonders vom jungen Eichenwalde gesagt (Lohe). So finden wir die Namen Het Loo (Schloß in Holland), „das Loh" bei Sondershausen und sonst oft. So erklärt sich auch der Familiennamen Lohmann, gleichwie Lahmann und Lehmann (Lah- = offen erkennbare Niederwaldstelle, Leh- = breite Niederwaldstelle), so Latrop in Westfalen = Im niedern Walde Dorf.

Die kontradiktorische und die konträre Bedeutung von lo u. s. f. sind wie bei ro u. s. oft nicht ohne weiteres deutlich zu unterscheiden. Im besonderen Falle muß man die vorliegenden oder früheren lokalen Verhältnisse berücksichtigen. Danach erklären sich Flußnamen wie Lenne, Lena, Leine, Linth, wohl in erster Linie als „in waldfreiem Gelände Fluß", doch kann unter Umständen auch die Bedeutung „im niedrigen Walde Fluß" die ursprünglichere sein.

3) Schließlich entwickelte sich eine jüngere neutrale Bedeutung von l = lind, weich, schmiegsam, ohne den Begriff des Waldes und Rauschens, wie in lint = Wurm. Doch lassen sich die Wörter mit l meistens aus 1) und 2) erklären.

Dreilautige und mehrlautige Wurzeln.

Mit Staunen sehen wir die schöpferische Wirbelbewegung der Weltlebenskraft sich in der menschlichen Sprache weiter vollziehen. Eine unermeßliche Fülle von erweiterten Wurzeln enthüllt sich unseren Augen. Und wohlverstanden! Es handelt sich hier nicht mehr um die Wildlautkomplexe, die sich nach wie vor, besonders als Schallnachahmungen, noch immer neu gebildet haben und heute noch neu bilden. Nein, es handelt sich hier nur um Edellautkomplexe, welche die zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geistigen Weiterbildung des Menschen einzig und allein brauchbare Sprache bilden, und welche allein die Bezeichnung Sprachwurzeln verdienen. Wir bewegen uns nicht in der Welt des chaotischen Entstehens der Laute und Lautkomplexe, sondern in dem natürlichen System der menschlichen Sprachentwickelung, welches den primitiven Menschen völlig unbewußt war, ja noch heutzutage den meisten auch der Höhergebildeten durch mehr oder minder willkürliche Systeme ersetzt wird. Leider verbietet die Knappheit des hier zugemessenen Raumes jede ausführliche Behandlung des riesigen Gebietes der Lehre von den drei- und mehrlautigen Wurzeln, und wir müssen uns diesmal auf einige Hauptpunkte beschränken. Zahlreiche Beispiele von drei- und mehrlautigen Urwurzeln haben ja auch bereits mit ihren Erklärungen in den vorhergehenden Abschnitten notgedrungen Platz gefunden.

Zum Verständnis des Folgenden wird es unerläßlich sein, daß wir uns den Gang der Entwickelung des natürlichen Sprachsystems hier noch einmal vergegenwärtigen. Wir sahen, wie allmählich aus Wildlauten und Wildlautkomplexen sich die Edellaute, die einfachen, ungemischten Sprachlaute heraussonderten, und unterschieden Klanglaute (Vokale) und Geräuschlaute (Konsonanten). Wir sahen dieselben sich in ein den Menschen unbewußtes System fügen, wie wir solche natürlichen Systeme in allen Naturwissenschaften finden.

Aus je einem Edelklanglaut (Empfindungslaut) und einem Edelgeräuschlaut (Bestimmungslaut) bildeten sich Urwurzeln. Als die ursprünglichsten erschienen diejenigen Urwurzeln, in denen auf den Klanglaut der Geräuschlaut folgt, die deshalb als Grundwurzeln bezeichnet wurden. Durch die Umkehr dieses Verhältnisses entstanden die Negativwurzeln, in denen sich auch die Bedeutung änderte, und zwar 1) im kontradiktorischen Sinne zur Negation, 2) im konträren Sinne zur Bestimmung eines andern Reihenendpunktes und 3) im neutralen Sinne zu einer neuen Bedeutung des gemeinsamen Bedeutungslautes. Hier ist es, wo die neue Wirbelbewegung ihren Ausgang nimmt, die sofort zur Bildung von neuen und zwar mehrlautigen Wurzelgebilden führt.

Der neutrale Bedeutungslaut konnte durch Vereinigung mit einem Empfindungslaut (Klanglaut) ohne Weiteres neue Wurzeln bilden, die sich der Form nach von den ursprünglichen Grundwurzeln und Negativ- bez. Gegenwurzeln nicht unterschieden, dem neutral verjüngten Sinne nach aber sich nunmehr von einander nicht mehr unterschieden. Beispielsweise bedeuten us und su dasselbe, nämlich „unten feucht", und „feucht unten", wenn das s seiner ursprünglichen Bedeutung, „da ist Sausen, da ist Strom" entkleidet ist.

Aber jene ursprünglichen Bedeutungen der Laute und der damit verbundene merkwürdige Gegensatz zwischen Grundwurzel und Negativwurzel übten eine kräftige Nachwirkung dahin aus, dass die zweilautigen Neuwurzeln wenig aufkamen. Vielmehr haben die neutralen Bedeutungslaute sich erst bei der Bildung drei- und mehrlautiger Wurzeln zur Geltung gebracht. Ganz können dabei auch sie die Natur, nämlich das Bestreben, mit einem Klanglaut sich zur zweilautigen Primitivwurzel zu vereinigen, nicht verleugnen. Denn in allen dreilautigen Wurzeln, gleichviel, ob sie aus Grundwurzeln, aus Negativwurzeln oder Neulautprimitivwurzeln

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und einem dritten Laute zusammengesetzt sind, ist der gleiche Hergang der Bildung erkennbar, der darin bestand, dass immer zwei zweilautige Wurzeln zusammenkamen und in der Weise zusammenschmolzen, dass der eine der beiden Klanglaute verschwand. Denn nur durch die Erhaltung zweier Geräuschlaute entstanden dreilautige Wurzelgebilde, das Erhalten zweier Klanglaute und Ausstossen des zweiten Geräuschlautes würde zu einem zweisilbigen Komplex oder aber zur Verschmelzung der beiden Klanglaute in einen, also wieder zu einer nur zweilautigen Wurzel, geführt haben.

So traten z. B. die beiden Grundwurzeln al und ab zusammen und bildeten alab, es verschwand das schwächer betonte zweite a, und es blieb alb (= vom Waldgebirge fort, z. B. als Strom wie die Alb im Schwarzwald und die sonstigen Elben, Alfen und Elfen in Deutschland und Schweden, oder als abwärts geneigte Matte, Wiese, Alpe). Es konnte auch eine Negativwurzel mit einer Grundwurzel zusammentreten, z. B. la und ab, dann entstand laab und, unter Verschwinden des schwächeren zweiten a, die Wurzel lab (waldleere Gebirgsabdachung, noch erhalten in den nordthüringischen Ortsendungen — leben, — wohlverstanden! wenn das l nicht die jüngere neutrale Bedeutung „sanftbelaubt" hat, was sich aus den lokalen Verhältnissen ergeben muß). Es erscheint wahrscheinlich, daß der mittlere Vokal infolge der Verschmelzung lang wurde, doch ist das nicht notwendig der Fall, es kann auch das eine a einfach weggefallen sein. Bei jüngeren Wurzeln, wo der dritte Laut, d. h. der andere hinzugetretene Geräuschlaut, eine mehr und mehr isolierte Existenz hat, tritt natürlich keine Verlängerung ein, wie z. B. das jüngere sal = feuchtes Waldgebirge ein kurzes a hat, während sal = saal = „wasserfreie Bodenerhöhung" ein langes a aufweist.

Wenn auch entsprechend der Tatsache, daß die Bildung der reinen einfachen Laute nur durch scharfen Wechsel zwischen Klanglaut und Geräuschlaut möglich war, entschieden anzunehmen ist, daß bei der fortgesetzten Wurzelbildung ebenfalls zwischen zwei Geräuschlauten ursprünglich immer ein Klanglaut gestanden hat, wie wir ja noch geschichtlichtliche Sprachen, z. B. das Griechische und das Gotische, so erstaunlich reich an Vokalen finden, so haben sich doch allmählich mehr und mehr Zwischenvokale verloren und die unendliche, schwierige Vielsilbigkeit hat einem Reichtum von vokalärmeren, aber nach Form und Bedeutung zusammengedrängteren und besser brauchbaren Wurzeln und Wörtern Platz gemacht. Bei manchen Sprachen freilich, z. B. manchen slavischen, geht die Neigung dazu zu weit, oder diese Sprachen sind etwas von den Eierschalen der Wildlautbildung nie losgeworden, und sie verfallen leicht wieder in die ererbten und noch lebendigen Fehler. Der Wegfall dieser Zwischenvokale ist identisch mit dem Wegfall der Urwurzelvokale von dem herantretenden Zusatzkonsonanten.

Die Unterscheidung der beiden Urwurzelarten von einander, also der Grundwurzeln und der Negativ- bezw. Gegenwurzeln, setzt sich in der jüngeren Sprachschicht vermöge des Wirbelumschwungs der sprachbildenden Urlebenskraft weiter fort, und in jeder drei- oder mehrlautigen Wurzel steckt entweder eine Grundwurzel, oder eine Negativwurzel. Der Zuwachs aber, jener neutrale neue Geräuschlaut, streifte seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verbindung mit den ursprünglich zu ihm gehörigen Urwurzelvokalen mehr und mehr ab und trat als völlig isolierter und selbständiger Laut mit Urwurzeln in Verbindung um neue Wurzelgebilde zu schaffen. Vorzugsweise in diesem Sinne betrachten wir hier die Zutrittskonsonanten und das Entstehen der Neuwurzeln.

1. Die naturgemäßeste Erweiterung einer Grundwurzel erfolgte dadurch, daß ihr Klanglaut einen Anlaut erhielt. Schon der reine Brustatemhauch konnte neben dem Brustatemdruck (Spiritus lenis) hergehen und den Anfangsvokal modifizieren. Nun macht er sich im unbeeinflußten Zustande kaum vernehmbar. Aber er pflegte schon früh durch die Sprachorgane eine Artikulation zu erfahren und dadurch zum mehr oder minder scharfen Hauchlaut zu werden (spiritus asper). Immer kräftiger charakterisierte sich derselbe — in Anlehnung an die auf akustischem und optischem Wege vernommenen Kehllaute — zu kh, k, gh, g, sowie zu liquidem r und l, und im ferneren Passieren der verschiedenen Sprachorgane bis zum Lippenabschlusse m trat er, mehr oder weniger von seiner Aspirationskraft rettend (in den sogen. Aspiraten und Exspiranten), seine Stelle an die andern Geräuschlaute ab. Durch diesen Anhauchslaut h bez. durch die andern Geräuschlaute wuchs den Grundwurzeln, vor welche sie traten, eine neue Bedeutung zu.

Hatten wir nun früher gesehen, daß aus der Kombination von 5 Vokaltypen und 22 Konsonanttypen im Ganzen 110 Urwurzeln entstanden, so erkennen wir, daß durch den Vortritt der 22 Konsonanten vor diese 110 Urwurzeln im Ganzen 2420 dreilautige Wurzeln zur Bildung gelangen können. Aus den Grundwurzelu ol, al, el, il, ul können z. B. die dreilautigen Wurzeln tol, sal, fel, hil, wul, aus as u. s. f. z. B. was, fas, pes, bis, mus, ngos, nas, jes, j(frz)is, schus, ssos, sas, th(engl.)es, dis, tus, chos (J,chlaut), chas (Achlaut), ges, kis, hus, ros, las entstehen.

1a. Ganz dasselbe ist bei den Negativwurzeln der Fall. Durch den Vortritt von Geräuschlauten vor dieselben entstehen ebenfalls 2420 dreilautige Neuwurzeln, z. B. wird aus lo: tlo, plo, slo, klo, glo u. s. f., aus to, ta, te, ti, tu wird sto, sta, ste, sti, stu und spo, spa, spe, spi, spu.

2. Tritt ein Geräuschlaut hinter eine Urwurzel, so entstehen abermals 2420 Neuwurzeln von der Art, wie olt, alt, esp, ulk, ols, ilm, arn, abs u. s. f.

2a. Und das Gleiche wiederholt sich, wenn ein Geräuschlaut hinter eine Negativwurzel tritt. Auch hier entstehen 2420 Neuwurzeln z. B. lot, lat, sot, sat, set, sit, sut; lor, lar, ler, lir, lur.

3. Es kommen aber auch diejenigen dreilautigen Wurzeln vor, bei denen der Neulaut zwischen die beiden Laute der Urwurzel (sowohl der Grundwurzel, wie der Negativwurzel)

3a. eingeschoben ist. Und wieder haben wir 2420 Neuwurzeln nach dem Schema olt von ol, adl von al (Adler = deutlich über dem Walde (l) der Höhe) u. s. f., desgleichen aber auch 2420 Neuwurzeln nach dem Schema lto, lwo, z. B. in (Lwow (dtsch.) Lemberg, = Laubwaldgelände).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn wir die vorstehenden Lautkombinationen der 3 Laute o, l und t mit einander vergleichen, so machen wir die Beobachtung, daß diejenige dreilautige Wurzelform, welche den Klanglaut in der Mitte zwischen zwei Geräuschlauten aufweist, zweimal vorkommt, z. B. in den Beispielen tol und lot. Nun gibt es neben dem hier erwähnten tol, welches als t|ol aus einem neutralen Vorlaut und einer Grundwurzel besteht, und „durchdringendes Hohes = hoch emporsteigender Berg" bedeutet, auch ein to|l, welches aus der Negativwurzel to und dem Nachlaut l besteht, und welches „innerhalb der Grenze bleibendes und sich hier ausbreitendes Gelände" bedeuten würde. Andererseits gibt es neben der Negativwurzel lo mit t, lot = „begrenzte laubwaldleere oder mit Jungwald bewachsene Stelle", auch l|ot, welches aus dem neutralen Vorlaut l = laubig und der Urwurzel ot = od = Oberwald, entstanden ist und also „laubiger Oberwald" bedeutet. Welches die rechte Bedeutung ist, ob man also eine Urwurzel mit Vorlaut, oder eine Negativwurzel mit Nachlaut vor sich hat, kann man in vielen Fällen nur sehr schwer entscheiden. Man muß sich eben damit begnügen, daß es in vielen andern Fällen doch bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit möglich ist, daß dies immerhin mehr ist, als das bisherige Garnichts, und daß ein Weg zu weiterer Prüfung gewiesen ist.

Mit den vorstehend besprochenen Wurzeln tol, tlo, olt, lot, otl, llo ist die Reihe der möglichen Kombinationen aus den 3 Lauten o, l und t erschöpft, und wenn wir zusammenrechnen, so gewinnen wir das Resultat, daß es bei unserer Annahme von 27 einfachen Urlauten, nämlich 5 Klanglauten und 22 Geräuschlauten, bei unserer ferneren Annahme von zweilautigen Urwurzeln, nämlich Grundwurzeln und Negativwurzeln, endlich von dreilautigen Neuwurzeln mit Fortdauer dieses Unterschiedes, aber Beimischung neutraler Geräuschlaute, 220 zweilautige Urwurzeln und 14,520 dreilautige, zusammen also 14,740 zwei- oder dreilautige Sprachwurzeln gibt.

Wir würden uns nicht etwa ins Phantastische verlieren, im Gegenteil wir würden auf dem realsten Boden der Wirklichkeit bleiben, ja einen Hauptteil unserer Arbeit erst erfüllen, wenn wir uns auch den vier-, fünf- und mehrlautigen Wurzeln zuwenden würden. Vierlautige Wörter wie Land, Berg, Arzt, fünflautige wie Brand, Stern, Strom, Pracht, Gracht, sechslautige wie Sprung, Herbst, müßten eigentlich betrachtet werden. Das natürliche Sprachsystem gibt da unendlich viele überraschende Aufklärungen und Anregungen. Aber der Raum gestattet uns diesmal nicht, auf diese Dinge näher einzugehen. Nur ein paar Bemerkungen mögen hier noch Platz finden.

Auch bei den vier- und mehrlautigen Wurzeln dauert der Grundunterschied zwischen Grundwurzeln und Negativwurzeln fort, während die Vorsatz-, Einschub- und Zusatzlaute neutrale und selbständige Bedeutung haben. Jene dreilautigen Wurzeln können dadurch zu vierlautigen gemacht werden, daß ein neuer Geräusch- d. h. Bestimmungslaut entweder 1) an den Anfang, oder 2) zwischen den ersten und den zweiten Laut der dreilautigen Wurzel, oder 3) zwischen den zweiten und den dritten, oder 4) an das Ende der dreilautigen Wurzel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tritt. In vier verschiedenen Fällen also können je 2420 dreilautige Grundwurzeln sich mit je 22 verschiedenen Konsonanten vereinigen, also $4 \times 53{,}240$ neue vierlautige Urwurzeln entstehen. Diese zusammen 212,960 vierlautigen Wurzeln zusammen mit 7370 zwei- und dreilautigen Urwurzeln ergeben die Gesamtsumme von 220,330 zwei- bis vierlautigen Urwurzeln, und da die ganze Berechnung noch einmal für die Negativwurzeln Geltung hat, so sehen wir uns einer Gesamtsumme von 440,660 zwei-, drei- und vierlautigen Sprachwurzeln gegenüber. Das ist denn wahrlich eine Produktionskraft der Natur, für die uns die Ausdrücke fehlen. Und hätte es da noch Zweck, über fünflautige und sechslautige Sprachwurzeln Berechnungen anzustellen, wo wir schon jetzt die wuchernden Neubildungen nicht im Entferntesten mehr registrieren können? Aber die Natur sorgt immer selbst für Korrektive des Übermaßes. Überall entbrennt der Kampf ums Dasein, und überall vergeht das Schwächere. Der gewaltige Wirbel der Weltkraft hat auch von den im centripetalen Umschwunge sich bildenden Sprachwurzeln eine zahllose Menge wieder vergehen lassen, grade wie es mit so vielen Pflanzen- und Tierarten geschehen ist. Wenn wir die Tabellen auch nur der drei- und vierlautigen Wurzeln vollständig aufstellen wollten und könnten, so würden wir die tatsächliche Existenz einer großen Zahl derselben bezweifeln, und wenn noch die zunehmende Menge der fünf- und sechslautigen Verluste hinzugerechnet würde, so möchte man aus der riesigen Zahl verlorener Sprachwurzeln beinahe eine Anschauung von den Legionen der verschwundenen körperlichen Organismen auf dieser Welt gewinnen. Doch dürfen wir Europäer in der Annahme solcher Verluste an Wurzeln auch nicht zu weit gehen. Erstens erscheinen viele Neukombinationen uns bei der einen Wurzel fremd, ja unmöglich, während die völlig analogen Formen bei der andern vorhanden sind. Sodann machen auch manche europäische Sprachen, z. B. slavische, vielerlei Lautkombinationen möglich, die den Germanen oder Romanen gänzlich fremd bleiben. Vielfach fehlen sie tatsächlich in dem größeren und edleren Teil der asiatisch-europäischen Bildungssprachen, sind aber doch in andern derselben vorhanden. Endlich klingen viele Lautkombinationen, die man wegen ihrer deutlichen Lautentwickelung nicht zu den unklaren Wildlautkomplexen zu rechnen braucht, dem Ohr des Europäers fremd und unmöglich, sind aber auf andern Kontinenten, z. B. in Afrika vorhanden. Man denke z. B. an einen Namen wie Mpwapwa in Deutsch-Ostafrika.

Wir schließen hiermit unsere Untersuchungen vorläufig ab, welche den Gegenstand selbstverständlich nicht erschöpfen, sondern zunächst Grundzüge und Proben einer neuen Betrachtungsweise für das edelste biologische Objekt, die menschliche Sprache, bringen. Indem sich hier ein neues, von früheren Sprachforschern absichtlich gemiedenes, durch die moderne Naturwissenschaft aber zugänglich gemachtes Gebiet der Sprachforschung erschließt, hoffen wir, daß zunehmende Kenntnis auf demselben auch die Kenntnis der menschlichen Natur überhaupt und damit die Einsicht in die Aufgaben des menschlichen Erdendaseins fördern werde. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bücherschau.

Die Entwickelung der Landeshoheit in der Grafschaft Mark bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, von Dr. Wilh. Marré, VIII und 96 S. Dortmund, Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus 1907.

Bis heute fehlt es noch an einer neueren „Geschichte der Grafschaft Mark" in historisch zuverlässiger, eingehender und zugleich lesbarer Gesamtdarstellung. Von Steinens „Westfälische Geschichte", 5 Bde., in Ortsgeschichten abgefaßt, ist über 150 Jahre alt. Knapp, Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark u. s. f. vom Jahre 1836 hat einen phantastischen Charakter, Esselen und Natorp, welche die Grafschaft Mark speziell behandeln, geben nur mehr einen Überblick. Bei Seibertz und Lacomblet und besonders im „Westfälischen Urkundenbuch" findet man Quellen der Westfälischen Geschichte, in zahlreichen Einzeldarstellungen und Beiträgen wissenschaftlicher Zeitschriften wertvolles Material. Aber eine auf neuerer Forschung beruhende Gesamtgeschichte steht noch aus. Hoffentlich wird die im Jahre 1909 stattfindende Feier der Erinnerung an die Vereinigung der Grafschaft Mark mit Brandenburg-Preußen nicht vorübergehen, ohne uns dieselbe zu bringen.

Inzwischen begrüßen wir jede wertvolle Einzelarbeit mit Freuden, und so auch das vorstehend bezeichnete Buch. Der Verfasser hat, schon nach dem wertvollen Quellenverzeichnis zu schließen, welches 78 Nummern enthält, sich nach verschiedenen Richtungen hin sorgfältig orientiert, und seine Darstellung bestätigt das. In gründlicher, klarer und fesselnder Weise wird von ihm auseinandergesetzt, wie die Grafen von der Mark ihren Territorialstaat begründeten, ausbauten und sicherten, welcher Prozeß mit dem Ende des 13. Jahrhunderts im Wesentlichen beendet ist.

Daß, wie es S. 4 heißt, „man lange Zeit die Grafen von Altena als ein altansässiges westfälisches Grafengeschlecht betrachtet und ihr Haus als das Stammhaus angesehen" hätte, „von dem aus die Grafschaft Berg begründet wurde", ist doch wohl zuviel behauptet. Jedenfalls hat in neuerer Zeit wohl niemand diese Ansicht geäußert. Die ganze Polemik Ilgens und Ehrenbergs gegen die Geltung Altenas als einer Stammburg ist unverständlich. Gewiß sind die Grafen von Altena nur ein Zweig des Grafengeschlechts von Berg, aber sie wurden selbständig in Altena. Sie führten auch, wie der Verfasser S. 7 sehr richtig nachweist, den Grafentitel von den Grafschaftsrechten, welche an der Burg Altena und den dazugehörigen Gütern von jeher hafteten und die Graf Eberhard durch die Vermählung mit einer Arnsberger Grafentochter als rein aus gräflich Werl'scher Hinterlassenschaft stammendes Heiratsgut erwo ben hatte. „Die Burg Altena mit der Grafschaft und die Vogteien über die Besitzungen der Stifter Werden, Kappenberg und Essen bildeten also die Grundlage, auf der sich die neue Herrschaft in Westfalen aufbaute." (S. 11). Nachdem der Vf. die geschichtlichen Verhältnisse bis zum Friedensvertrage über die Isenburg'sche Erbschaft i. J. 1234

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dargelegt, gibt er in einem interessanten Abschnitte Aufschluß darüber, inwieweit und warum dort es den Grafen von der Mark gelungen ist, eine tatsächliche Landeshoheit zu gewinnen, und wo andererseits diese Bemühungen fehlschlugen. Es folgt sodann „der Kampf mit dem Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen um das Befestigungsrecht", der nach längeren Mißerfolgen der Grafen sich seit der Schlacht bei Worringen 1288 überaus günstig entwickelte, dergestalt, daß in dem Sühnevertrag von 1289 der Erzbischof „alle Ansprüche auf irgend welche herzoglichen Rechte über das Gebiet der Grafschaft Mark aufgab" und es dem Grafen freistehen sollte, ohne Einwilligung des Erzbischofs in seinem eigenen Lande Burgen und Befestigungen anzulegen. Letzteres geschah denn auch in ausgiebigem Maße, und es werden 5 Burgen (Mark, Altena, Blankenstein, Wetter, Schwarzenberg) und 7 befestigte Städte (Hamm, Camen, Unna, Iserlohn, Lüdenscheid, Bochum, Neustadt bei Gummersbach) als feste Plätze aufgeführt, die danach in der Grafschaft Mark vorhanden waren. Der vierte Abschnitt handelt von der Abschließung des Landes nach außen, d. h. von Fehden mit Nachbarn, z. B. mit den Herren von Wittenberg im Süden, mit den Erzbischöfen von Köln wegen Bochum, besonders aber mit den Bischöfen von Münster. Sodann werden die Bestrebungen der Grafen von der Mark beleuchtet, ihr Land auch auf friedlichem Wege, z. B. durch Austausch zu entlegener und abgesprengter Besitzteile gegen nahegelegene, abzurunden, andererseits aber die alteingesessenen Herrengeschlechter zur Anerkennung der gräflichen Landeshoheit zu zwingen. Die wichtigsten darunter waren die Edelherren von Ardey und die Edelherren von Volmarstein. Die Burg der letzteren, der gefährlichen Vorkämpfer für den Kölner Erzbischof, wurde zuerst 1288 zerstört, dann nach ihrem Wiederaufbau 1324 vollends vernichtet, worauf innerhalb der Mark gelegene Besitzungen der Volmarsteiner wie auch ihre Freigrafschaft bald in den Besitz der Märkischen Grafen übergingen. Von schließlichem Erfolge gekrönt war auch das Bemühen der Grafen von der Mark, der Rivalität des Kölner Erzbischofs gegenüber die Vogtei über das Stift Essen, sowie über die Reichshöfe Dortmund, Westhofen und Brakel zu behaupten. In einem fünften Abschnitte wird die Entwickelung der Gerichtshoheit unter den Grafen von der Mark besprochen und der Unterschied zwischen Freigerichtsbarkeit und Gogerichtsbarkeit beleuchtet. Es gelang den märkischen Grafen, beide von sich abhängig zu machen und die höchste Gerichtsbarkeit über alle Eingesessenen ihres Landes zu gewinnen. Interessant und lehrreich sind auch die beiden letzten Abschnitte des Büchleins über die Regalien (Marktzölle, Münzrecht, Geleitszölle, Judenschutzabgabe, Wildbann), sowie über die Erhebung von Steuern unter den märkischen Grafen.

Der Leser wird durch das Büchlein in die geschichtlichen Verhältnisse jener Zeit gut hineingeführt, und er erhält von manchen damaligen Zuständen ein treues und anschauliches Bild. — Brdst.

Ewald Dresbach, Reformationsgeschichte der Grafschaft Mark, XX. und 519 S. Gütersloh, bei Bertelsmann. —

Das mit Spannung erwartete Werk ist erschienen, und es ist wohl geeignet, diese Erwartungen in erfreulichstem Maße zu befriedigen. Es ist ein hochverdienstliches, wertvolles Buch, welches da vor uns liegt. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Arbeit beruht auf gründlichen Studien. Das ergiebt sich schon aus dem vortrefflichen Vorwort mit seinem ausführlichen Hinweis auf die bisherigen Darstellungen desselben Gegenstandes, wie auf die verschiedenen Quellen handschriftlichen Materials, sodann aus dem reichen Verzeichnis der für den Zweck des Verfassers wichtigsten Bücher und sonstigen litterarischen Erscheinungen. Am deutlichsten aber tritt es aus der Darstellung selber und den auch hier noch angegebenen zahlreichen Belegstellen zu Tage. Der Geschichtsfreund gewinnt somit eine Fundgrube von Quellenmaterial an dem Buche. Und doch ist die Darstellung davon keineswegs in unerwünschter Weise belastet. Sie bietet vielmehr eine sehr anziehende Lektüre, da sie überaus klar, lebhaft und kraftvoll gehalten ist.

Das Werk zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste davon bringt Mitteilungen von allgemeinerem Interesse, nämlich über die Lage und Entstehung der Grafschaft Mark, über ihren Gegensatz zu Köln, über ihre Einteilung in Aemter, Nebenquartiere, Größe, Volkscharakter, Städte und Freiheiten, Adel und Bauernstand, Gerichtswesen, Verfassung, sowie über die Geschichte der Grafschaft. Der Verfasser geht dann auf die Einführung des Christentums zurück, auf die Entstehung der Kirche zur Zeit Karls des Großen und später und schildert weiter die Entwickelung des Kirchenwesens (Schutzheilige, Wallfahrtsörter und Reliquien, Archidiakone und Dekane, Pfarrer, Kapläne, Vikare, Schulwesen, Klostergründungen u. s. f.). schließlich die gespannten Zustände bezw. Mißstände vor der Reformation. Im zweiten Abschnitte werden die Reformationen, wie sie durch Luther, Zwingli und Calvin ins Werk gesetzt worden sind, samt ihren Beziehungen zur Grafschaft Mark nebst der Stellung der humanistisch gesinnten Cleveschen Regierung zu der alten und zu den neuen Richtungen beleuchtet. Es entscheiden sich zuerst bis 1532 Lippstadt, Soest, Iserlohn, Valbert und Altena für das Augsburgische (lutherische) Glaubensbekenntnis. — Im dritten Abschnitte werden der Fortgang, aber auch die Anfechtungen dieser Entwickelung durch das Augsburger Interim, dann die Wirkungen des Augsburger Religionsfriedens (1555) und die Versuche des Herzogs Wilhelm von Cleve, eine konfessionslose Kirchenreformation einzuführen, beleuchtet, denen gegenüber der Übertritt zahlreicher Gemeinden, darunter auch Wittens (1555—82), zum Augsburger Bekenntnis erfolgte. Dann wird von dem Eingreifen Albas in die clevische Politik und der Rückkehr des Herzogs zum Katholizismus, der Wiedererhebung der katholischen Religion zur Staatsreligion in den Clevischen Landen, dem Verbote der evangelischen Religionsübung und dem gleichwohl vollständigen Übergange der märkischen Gemeinden zur Reformation berichtet, demzufolge die Mark bis 1609 völlig evangelisch war. — Der 4. Abschnitt bringt sodann die Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten in der Mark während des Erbfolgestreites und des 30jährigen Krieges von der Besitzergreifung Brandenburgs in der Mark 1609 (Vergleich zu Dortmund am 31. Mai) bis zum Vertrage zu Cleve 1666 und dem Religions-Vergleich von 1672. — Im 5. und letzten Abschnitte wird sodann die innere Ausgestaltung der reformierten, wie der lutherischen Kirche in der Mark unter dem großen Kurfürsten, auch das schroffe Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen geschildert. Schließlich wirft der Verfasser noch einen Blick auf die sittlichen Zustände in der Mark während des 16. und 17. Jahrhunderts, auch auf die zu Tage tretenden Reste von Aberglauben und Hexenwahn. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Personen-, Orts- und Sachverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des wertvollen Buches.

Denn wertvoll muß ein solches Werk einem jeden sein, der nicht auf sein bestes Teil im irdischen Dasein, sein geistiges Leben und seine geistige Freiheit verzichtet. Was in der Reformation für das positive Christentum geschah, kam als entscheidender Schritt der geistigen Befreiung der Menschheit in jedem Sinne zu gute. Wir sehen schon die Reformation sich in Richtungen teilen, wir sehen die Standpunkte in religiösen Dingen sich vermehren, die Erkenntnis sich dann weiterhin unendlich vervielfältigen. Der Erfolg der geistigen Freiheit aber, wenn sie auf genügend vorbereitetem Boden eintrat, war stets, wie ein vergleichender Blick auf die Kulturländer der Welt uns vor Augen führt, Erhöhung der Kultur und Veredelung der Menschheit.

Wenn der verdienstvolle Verfasser, entsprechend seinem Berufe als Pfarrer und dem Zwecke seines Buches, schon innerhalb der Grenzen der protestantischen Lehre von 1530 die geistige Freiheit in vollem Maße findet, welche den Menschen zu ihrer weiteren Kulturentwicklung taugt, so ist das ebenso naturgemäß, wie auch für die weitesten Kreise, soweit wir uns von Gegenwart und Zukunft ein ungefähres Bild machen können, praktisch richtig. Aber auch, wer sich seine Wegziele unabhängiger und entfernter setzt, muß, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der Humanismus für sich allein sich seinerzeit nicht hat halten können, sondern erst nach dem Durchgange durch die volkstümliche kirchliche Reformation zu neuer Kraft und neuen Einsichten erstarkt ist, folgenden Aeußerungen in dem Schlußworte des Verfassers willig beipflichten: „Daß der Protestantismus das gesamte geistige Leben unseres Volkes teils geweckt, teils nachhaltig befruchtet, daß er seine Leistungsfähigkeit in der Verbreitung und Förderung echter Religiosität, Wissenschaft und Kultur bewiesen und auch auf die katholische Kirche wohltuend eingewirkt hat, das ist eine feststehende Tatsache, die allgemein anerkannt, ja selbst von sachlich urteilenden Katholiken unumwunden zugegeben wird."

Wir wünschen dem in diesem Sinne geschriebenen inhaltreichen und interessanten Buche die weiteste Verbreitung. Brdst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des

sei
Fre
ges
hei
Rid
mel
Erf
Boc
der
Me

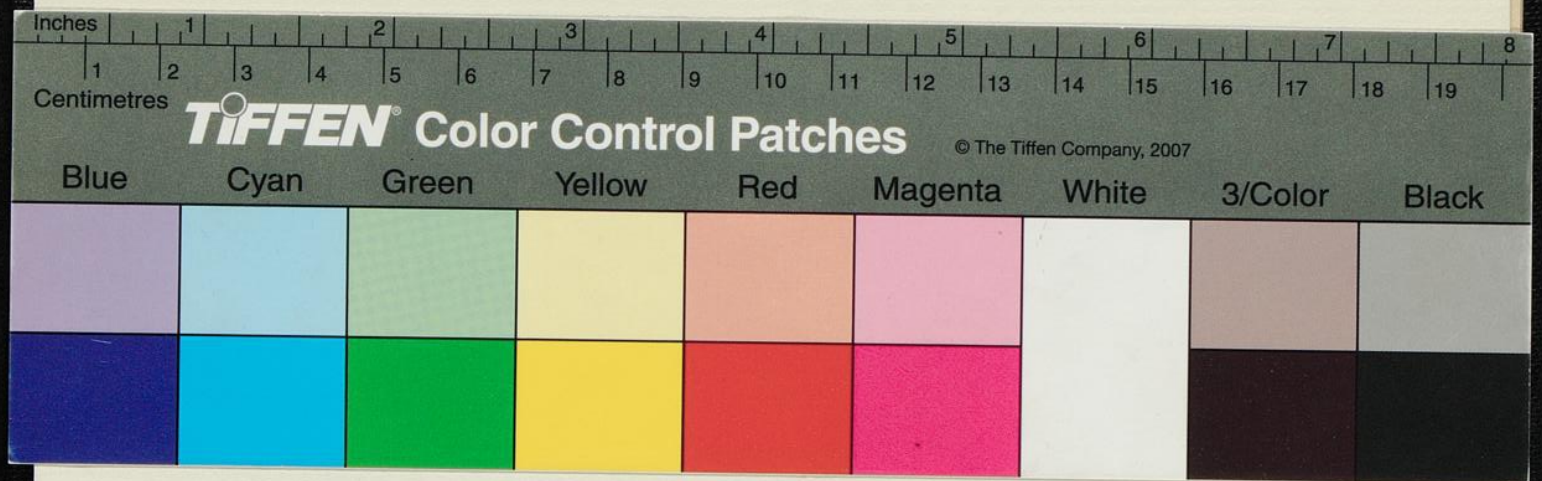
Pfa
pro
find
ist
uns
tisc
fern
für
dem
Kra
Schl
das
befr
echt
kath
sach
unur

inter

405 | 61

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf